Von der Freiheit.

Ein Zeugniß für das Evangelium,

vom

Standpunkte

des

Protestantischen Dissidententhums.

Vorträge,

gehalten vor der Dissidenten-Gemeinde in Königsberg

von

Julius Rupp.

Zweiter Theil.

Königsberg 1856.
Im Selbstverlage des Verfassers.

In Commission bei Eduard Heinrich Mayer in Leipzig.

1.

Vom Gebet.

Nichts ist für den nach Erkenntniß strebenden Menschen angenehmer, als mit Vielen im Ausdruck der Wahrheit übereinzustimmen. Wenn man die ersten noch unsicheren Schritte auf diesem Gebiete thut und mit der Zuversicht, welche selbständig errungene Wahrheit erzeugt, noch nicht vertraut ist, so gilt die Menge der Bekenner als ein Beweis dafür, daß wir mit unseren Ueberzeugungen den richtigen Weg getroffen haben. Hört man endlich auf, in der Menge der Zustimmenden Schutz gegen die eigenen Zweifel zu suchen, so wird die wachsende Zahl der Glaubensgenossen als eine Bürgschaft dafür angesehen, daß die Grundsätze der Wahrheit die öffentliche Meinung für sich gewinnen und mit deren Hilfe ihren Einfluß auf die Umgestaltung der Neigungen, Sitten und Einrichtungen der Gesellschaft zu äußern beginnen werden. Und es ist gewiß nicht nur angenehm für die Empfindung des Menschen, sondern auch seinem Streben nach Erkenntniß förderlich, wenn der gleiche Ausdruck des Glaubens ihn mit einer großen Gemeinschaft verbindet. Denn die Anwendung auf das wirkliche Leben und die Bethätigung an demselben wird stets eines der sichersten Prüfungsmittel unseres sittlich-religiösen Glaubens und Strebens bleiben, und in Bezug auf mehrere der wichtigsten Verhältnisse und Einrichtungen der Gesellschaft wird der Versuch, unsere Grundsätze an dem Maßstabe der Wirklichkeit zu

prüfen, nicht eher angestellt werden können, als bis alle Stände, Beschäftigungen und Lebensalter in einer religiös-sittlichen Gemeinschaft zahlreich vertreten sind.

Wie groß aber auch der Nutzen und die Befriedigung sein mag, die wir aus der Uebereinstimmung mit Vielen in demselben Bekenntniß des Glaubens schöpfen können: so wird doch Alles darauf ankommen, daß eine solche Uebereinstimmung wirklich vorhanden, daß sie nicht auf Täuschung gegründet, daß sie nicht ein leerer Schein ist. Und wie leicht es dahin kommt, daß Menschen, die sich gleicher Worte und Zeichen bedienen, doch Verschiedenes, ja Entgegengesetztes damit meinen, das wissen wir Alle nicht nur durch das Zeugniß Anderer, sondern auch aus eigener Erfahrung. Wir können es als unzweifelhaft annehmen, daß diejenigen Ausdrücke, die uns das Grundgesetz der Menschennatur, die Offenbarung des Gotteswillens am reinsten zu bezeichnen scheinen, von dieser allgemeinen Erfahrung keine Ausnahme machen. So wird es eine der wichtigsten Aufgaben für unsere gemeinsame Betrachtung sein, zu prüfen, ob es nicht auch nur auf Selbsttäuschung beruht, wenn wir es als einen Beweis der Gleichheit unserer Ueberzeugungen ansehen, daß wir zur genaueren Bestimmung unserer Vorstellungen von Gott, von Christus, von der Wirkung des göttlichen Geistes in der gesammten Menschheit immer wieder auf die Grundgedanken der Selbstbestimmung und Freiheit, der Gerechtigkeit und Liebe zurückgehen. Eine solche Prüfung wird vielleicht dadurch erleichtert, daß wir für unsere nächsten gemeinsamen Betrachtungen einen derjenigen Gegenstände wählen, deren Beurtheilung für das sittlich-religiöse Leben eben so wichtig ist, als die anderer, welche aber, gleichviel aus welchen Gründen, seit langer Zeit zur Seite des in diesen Vorträgen verfolgten Weges unbeachtet liegen geblieben und insofern wenigstens uns fremder geworden sind. Indem wir unsere Stellung zu einem dieser unseren bisherigen Betrachtungen fernstehenden Gedanken, die in unseren Sprachgebrauch noch nicht so zu sagen eingekleidet sind, genauer zu bestimmen suchen, werden wir leicht er-

kennen, ob die Uebereinstimmung im Ausdruck unserer Ueberzeugungen wirklich die gleiche Richtung des Strebens in uns Allen bezeichnet, oder ob unsere Wege dessenungeachtet auseinandergehen. Der Gegenstand nun, dessen Betrachtung zum Zwecke einer solchen Prüfung ganz besonders geeignet scheint, ist das Gebet. Ich denke, wir werden auf die Sonntage, die der Besprechung des Gebets gewidmet werden sollen, nicht zurückblicken können, ohne uns zugleich klarer darüber geworden zu sein, wie wir zu einander stehen.

Die Freunde, die sich an den Sonntagen hier zusammenfinden, haben sich sicher längst davon überzeugt, daß ich um zur Erkenntniß der Dinge zu gelangen, nie des Weges mich bediene, allerlei Gründe zu sammeln und zu vergleichen und aus der Abwägung derselben ein Ergebniß zu bilden. Ich bin überzeugt, daß solchen Gründen gegenüber die Gewandtheit des Sprechenden und die Neigungen der Zuhörer es sind, welche die Wagschale bald sinken, bald steigen lassen; ich gebe der Weisheit des Brahmanen Recht, welcher spricht:

Wenn etwas scheinet mehr als einen Grund zu haben,
So denke nur, du hast noch recht nicht nachgegraben.
Wenn du recht auf den Grund nachgrubest, wird dir kund:
Nicht viele Gründe sind's, es ist ein einz'ger Grund.

So werde ich auch über das Gebet nicht sprechen können mit jener täuschenden Unbefangenheit, die daraus entsteht, daß man diesen einzigen Grund noch nicht gefunden hat oder ihn noch nicht gefunden zu haben sich anstellt; sondern durch Alles, was ich über das Gebet zu sagen habe, wird das entschiedene Bekenntniß zu dem, was mir das Wort des ewigen Lebens ist, hindurchklingen. Ich kann mir kein rechtes, wahres Menschenleben ohne Gebet denken, und ich kann ebenso wenig in der alten Weise beten, wie die Kirche mich gelehrt. Der Grundgedanke, der mir diese doppelte Ueberzeugung gegeben, wird allen meinen Vorträgen über diesen Gegenstand ihre Richtung vorschreiben.

Auf die Untersuchung des Gegenstandes werden wir heute nicht

eingehen; die heutige Betrachtung bezweckt nur die Thatsache festzustellen, von welcher unsere Betrachtung anhebt. Diese Thatsache ist, daß das Gebet unter uns mehr und mehr verschwindet. Ich meine besonders unter uns Protestanten. In der katholischen Christenheit fehlt es an Klagen der Geistlichkeit über Vernachlässigung der von der Kirche vorgeschriebenen Gebete zwar auch nicht. Aber diese Vernachlässigung ist im Allgemeinen etwas durchaus Anderes, als die Gleichgiltigkeit gegen das Gebet, welche in der neuen Zeit unter den Protestanten entstanden ist. Ueber diese Vernachlässigung haben in früheren Zeiten auch die protestantischen Geistlichen geklagt, sie ist eine Erscheinung, welche im Christenthum fast so alt ist, als die Kirche selbst. Sie hängt damit zusammen, daß die christliche Kirche nie im Stande gewesen ist, einen gleichmäßigen Einfluß auf alle Lebensalter des Menschen und auf alle Stände der Gesellschaft auszuüben; sie hängt mit der in allen Religionen wiederkehrenden Erscheinung zusammen, daß die Jugend, von der Gewalt der Leidenschaften ergriffen, der Mann, in die Mühen und Sorgen des Geschäftes versenkt, der Reiche, von den verführerischen Reizen des Genusses festgehalten, es stets und überall mehr als die Uebrigen unterlassen haben, den religiösen Uebungen die von der Kirche geforderte Sorgfalt zu widmen. Kurz diese Vernachlässigung des Gebets, gegen welche die protestantische Geistlichkeit in früheren Jahrhunderten ebenso geeifert hat, als es die katholische noch jetzt thut, weist auf jene ganz allgemeine Erfahrung hin, daß ein Theil der Menschen das, was auch er für recht und nothwendig hält, mehr als Andere versäumt oder zu versäumen scheint. Daß jene Klagen auf diese allgemeine Erfahrung zu deuten waren, wurde durch die allgemeine Reue bestätigt, welche endlich auch diejenigen, die jene Vernachlässigung am weitesten getrieben hatten, früher oder später, wenigstens in der Stunde des Todes, das Bekenntniß ihrer Schuld ablegen ließ.

Diese uralte Erfahrung hat mit der Thatsache, die uns gegenwärtig beschäftigt, nichts gemein. Die Veränderung, welche in

der protestantischen Kirche mit Bezug auf das Gebet eingetreten, besteht nicht darin, daß man es mehr als sonst aus Leichtsinn unterläßt, sondern darin, daß man überzeugt ist, sich desselben ein für allemal enthalten zu müssen. Die Abnahme des Gebets unter den Protestanten, von der wir sprechen, ist von Anfang an nicht als eine Versäumniß angesehen worden, an die man um so weniger erinnert sein will, je häufiger man sie sich zu Schulden kommen läßt, sondern als das Ergebniß einer neuen Einsicht, einer veränderten Welt- und Lebensanschauung, auf die man ohne Unruhe des Gewissens, vielmehr meistens mit einer gewissen inneren Befriedigung, nicht selten mit freudigem Stolz blickt.

Wenigstens ist dies der Zustand des Gemüthes in denjenigen, von welchen diese Veränderung ausgeht. Anders gestalten sich die Empfindungen in der zahlreichen Classe derjenigen, die von jener Veränderung ergriffen und in eine neue Richtung des Denkens hineingezogen sind, aber zugleich von der Erinnerung an einen anderen Glauben zurückgehalten werden, der seine Macht über sie noch nicht gänzlich verloren hat. Sie folgen der neuen Strömung des Gedankenlebens, aber sie folgen nicht ohne Widerstreben. Während von jenen ersten, welche diese veränderte Richtung zuerst eingeschlagen haben, unzweifelhaft ist, daß sie nicht beten *wollen*, scheint es bei diesen eher, daß sie beten *möchten* und nicht *können*. Einige von diesen klagen, daß sie es nicht mehr können. Die Zeit, in der es ihnen noch möglich war, in brünstigem Gebet ihr Herz dem Ewigen zu öffnen, dünkt ihnen ein entschwundenes Paradies; aber sie gebieten sich Fassung, denn auch die lichten, seligen Tage ihrer Jugend sind nicht mehr, und man hat ihnen gesagt, daß der Glaube des Herzens, das beten kann, zu jenen Blüthen an dem Lebensbaum des Menschengeschlechtes gehöre, die, wenn der Frühling für ihn vorüber ist, abfallen müssen, damit die Früchte der Erkenntniß reifen. Andere sind nicht so gefaßt, sondern in ihre Klagen über das verlorene Glück mischen sie zugleich Anklagen gegen sich selbst. Sie hören noch eine warnende Stimme in ihrem Herzen,

welche sie daran erinnert, daß der Baum der Erkenntniß, den die Quelle des ewigen Lebens nährt, jenem Wechsel der Zeiten nicht unterworfen ist, sondern aus der Fülle der ihn durchströmenden Kraft fort und fort neben prangenden Früchten duftende Blüthen erzeugt. So oft sie aber auch diese Stimme vernehmen: das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit, welches ihre Lippen dem Gebet verschließt, will trotz der Vorwürfe, die sie gegen sich selbst richten, nicht von ihnen weichen. Und fast Keinem von allen diesen, die wohl beten möchten, wenn sie es noch könnten, würde es trotz alles Nachdenkens möglich sein, Zeit und Umstände genau anzugeben, in denen er in dies dunkele Dasein hineingerathen ist, in dem er nur mit getheiltem Herzen, nur im Zwiespalt mit sich selbst seine Bahn verfolgen kann; Jeder von ihnen wiederholt das Bekenntniß jenes edlen Dichters:

Wie ich hineinkam, weiß ich nicht zu sagen,
So schlafbefangen war ich zu der Stunde,
Da von dem alten Weg' ich abgewichen.

Am größten ist aber unstreitig die Zahl derjenigen, welche weder die Veränderung, von der wir sprechen, hervorgerufen haben, noch an den Widersprüchen leiden, von denen die unwillkührliche Theilnahme jedes tieferen Gemüthes an derselben begleitet zu sein pflegt, die Zahl derjenigen, die diese Veränderung weder miterzeugen, noch mitempfinden, sondern nur bewußtlos mitmachen, gewöhnlich ohne daran zu denken, daß es andere Zustände des Seelenlebens geben kann und gegeben hat, als die ihrigen.

Wir müssen allerdings darauf gefaßt sein, daß uns von einer gewissen Seite her widersprochen werden wird, wenn wir den immer weiter um sich greifenden Verfall des Gebets als eine Thatsache der Gegenwart bezeichnen zu müssen glauben. Man wird sagen, diese Behauptung wäre vor etwa zwanzig Jahren noch richtig gewesen, seitdem sei aber unverkennbar eine Wendung zum Besseren eingetreten. Wir können uns davon nicht überzeugen. Es ist wahr, daß seit einiger Zeit in kirchlichen und anderen öffentlichen Ver-

sammlungen wieder mehr als früher gebetet wird, daß in vielen Gegenden außerordentliche Anstrengungen gemacht werden, um auch in dieser Beziehung die alten Sitten, die fast gänzlich untergegangen waren, wieder zurückzuführen. In Folge dessen ist allerdings für den Beobachter, dessen Blicke nur auf das Aeußere gerichtet sind, in den letzten Jahren Manches anders geworden. Will man aber einen richtigen Maßstab für die Beurtheilung geistiger Entwickelungen erhalten, so hat man den Verändernngen, die durch besondere Vorschriften herbeigeführt werden, nur einen geringen Werth zuzuschreiben. Sie können nach der Erfahrung aller Zeiten nur dazu dienen, den Untergang der Sitten und Einrichtungen zu beschleunigen, deren Verfall sie aufzuhalten bestimmt waren. Um das religiöse Leben eines Zeitalters richtig zu beurtheilen, muß man seine Beobachtungen nicht auf den Gebieten des Lebes sammeln, welche der Herrschaft äußerer Gesetze oder wenigstens dem Einfluß äußerer Macht unterworfen sind, sondern den Charakter des Familienlebens und die Sitten des Hauses berücksichtigen, in denen sich die Neigungen und Vorstellungen der Menschen ungehindert und ohne Zwang offenbaren können. Und Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß in diesen engsten und doch wahrlich das ganze Volksleben bestimmenden Kreisen der Gemeinschaft das Bedürfniß und die Uebung dessen, was man gewöhnlich unter Gebet versteht, immer geringer und seltener wird, daß die Zahl der Familien stets abnimmt, in denen die Genossen des Hauses sich zu gemeinsamer Andacht versammeln, und die Mutter es wie vordem für ihre Pflicht hält, mit dem Kinde, wenn es aufsteht und zur Ruhe geht, sein Morgengebet und seinen Abendsegen zu sprechen. Gewiß werden die Meisten mit mir darin übereinstimmen, daß diese Sitte, als sie noch allgemeiner war, keineswegs überall der Ausdruck einer wahrhaft religiösen Erziehung gewesen ist, und daß es übereilt wäre, zu behaupten, das Leben der Familie müsse vom Geiste wahrer Frömmigkeit verlassen sein, in dem dieser Gebrauch fehle; aber es kommt hier nicht darauf an, den Werth und die Wirkungen früherer und ge-

genwärtiger Sitten gegen einander abzuwägen, sondern wir betrachten hier nur die Thatsache, daß das Gebet, welches den Menschen ehedem überall fast an der Wiege empfing und täglich aufs neue seinen Einfluß über ihn geltend machte, jetzt wenigstens in den Städten beinahe gänzlich verschwindet. Es fehlt nur noch, daß die Gleichgiltigkeit gegen das Gebet auf das Land übergeht, welches alle Neuerungen von den Städten annimmt; so ist der letzte Schritt gethan, um diesen religiösen Gebrauch auch da, wo er sich äußerlich noch erhält, außer aller Verbindung mit der geistigen Entwickelung des Volkslebens zu setzen.

Um den Charakter dieser Veränderung, die unaufhaltsam in der nächsten Zukunft ihrer Vollendung entgegengeht, richtig zu erkennen, verfährt man am sichersten, wenn man auf die Anfänge derselben zurückgeht. Mit den ersten Angriffen gegen die Grundlehren des alten Glaubens, die in unserem Vaterlande vor etwa anderthalb Jahrhunderten gewagt wurden, regten sich auch Zweifel gegen die Vernunftmäßigkeit der üblichen Gebete. Doch waren es längere Zeit nur Wenige, die außerhalb des Kreises der Gelehrten mit diesen neuen Ansichten bekannt wurden, bis man endlich den Pfad mühsamer Untersuchung verließ, und die Dichter es übernahmen, dem Widerspruch gegen den alten Glauben einen Jedermann verständlichen Ausdruck zu verleihn. Vergegenwärtigen wir uns diesen Widerspruch mit den Worten des Dichters, der bei seinem ersten Auftreten allgemein als der Herold einer neuen Zeit begrüßt wurde und Allen, die sich in ihrem Herzen halb unbewußt dem alten Glauben abgewendet hatten, die neue Richtung des Denkens vorschrieb. Der Sitte jener Zeit gemäß, nach welcher man die eigenen Ueberzeugungen bekannten geschichtlichen Persönlichkeiten oder den Göttern und Halbgöttern des Heidenthums in den Mund legte, hat er seinen Ausfall wider das Gebet in Worte jenes wegen seines Trotzes gegen die herrschenden Götter bekannten Prometheus gekleidet, den die griechische Göttersage als den Schöpfer des Menschengeschlechtes betrachtete. Er spricht:

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir? — —
Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und deine?

Wir verzichten in diesem Augenblick auf jede Beurtheilung der hier ausgesprochenen Gedanken, wir haben nur den Inhalt derselben festzustellen. Der Mensch kann das Gebet, mit dem er sich früher an die Himmlischen gewendet, deshalb verwerfen, weil er die Güter, auf deren Erlangung jenes gerichtet gewesen, zu erstreben aufhört, weil sein Herz sich von den Gegenständen seines Begehrens abgewendet hat und sie nicht mehr mag; er betet nicht mehr, weil er sich der Wünsche schämt, die ihm sein Gebet eingegeben haben. Von diesem Grunde, mit dem Gebet zu brechen, findet sich in jenen Worten keine Spur. Sie versichern im Gegentheil ausdrücklich, daß das Verlangen, das im Gebet Befriedigung gesucht habe, gerechtfertigt gewesen sei, daß sich gerade in den Wünschen, deren Erfüllung das Gebet erflehte, das Beste, was es im Menschen gebe, die reine, innige Glut des jugendlichen Herzens offenbarte. Es ist in dem Bekenntniß, das jene Worte enthalten, wohl auch ein Gefühl von Beschämung aus-

gedrückt, aber diese Beschämung bezieht sich nicht auf den Zweck, den man sich gesetzt hatte, sondern auf die Mittel, deren man sich bedient. Die Beschämung bezieht sich nicht auf das, was man gehofft, gewünscht, gewollt, sondern auf den, von dem die Erfüllung dieser Hoffnungen und Wünsche erwartet worden war, darauf, daß man da Hilfe suchte, wo keine Hilfe zu finden sei. Jene Worte sind wie ein Schrei, der von der Entrüstung und dem Unwillen eines lange und bitter Getäuschten ausgestoßen wird, wenn er endlich seine Täuschung gewahr wird.

Wir bitten und flehen, und unser Bitten und Flehen ist umsonst, wir werden nicht erhört! Das ist in wenige Worte gefaßt die Erfahrung, die zur Verwerfung des alten Glaubens getrieben, die neue Anschauung der Welt und des Menschenlebens begründet hat. Aber ist diese Erfahrung erst damals gemacht? Kommen nicht alle Völker, von denen wir Kenntniß haben, in allen Jahrhunderten auf dieselbe Erfahrung zurück? ist die Klage, daß die Gebete der Sterblichen unerhört vom Himmel zurückkehren, nicht so alt als die Welt? Es ist wahr, diese Erfahrung hat sich im Allgemeinen stets wiederholt, und doch war sie in gewisser Beziehung für jene Zeit neu zu nennen, weil der Eindruck, den sie auf jene Zeit machte, ein durchaus anderer war, als während aller vorangegangenen Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung. Auch der Wechsel der Jahreszeiten und der Witterung ist immer derselbe, und doch bilden die Eindrücke, welche wir in der Krankheit davon erhalten, eine Reihe von Erfahrungen, die wir in den Tagen der Gesundheit nicht kannten. Dieselben Töne, welche den Menschen so oft entzückten, berühren ihn aufs schmerzlichste, wenn seine Nerven durch langes Leiden in hohem Grade angegriffen sind. So war es allerdings eine stets wiederkehrende Erfahrung aller Zeitalter gewesen, daß die wenigsten Gebete Erhörung finden; aber sie hatte noch nie den ganzen geistigen Organismus des Menschen so bis in seine tiefsten Tiefen erschüttert, als sie es damals that. Sie mußte aber damals gerade diese Wirkung äußern, weil noch nie

zuvor der ganze Inhalt des Menschenlebens so gänzlich in Fühlen und Empfinden aufgelöst, weil über der Seligkeit des Mitgefühls, über dem Glück der Freundschaft und der Liebe noch nie zuvor so gänzlich das gesammte übrige Leben mit seinen Forderungen vergessen, weil das Verlangen nach dem Genuß der Seligkeit, die diese Gefühle gewähren, noch nie zuvor zu solcher Leidenschaftlichkeit gesteigert, noch nie zuvor die Stimmung des Hoffens und Harrens so überreizt und deshalb die Empfindlichkeit über jedes Versagen so groß gewesen war. Fortgerissen von der Gewalt der neuen Eindrücke, welche jene alte Erfahrung nach dem veränderten Charakter der Zeit erzeugte, stimmte die große Mehrzahl der Menschen in die Worte des Dichters ein, welcher den dem Gebet zum Grunde liegenden Glauben als eine Täuschung der Kinderjahre, als ein Vorurtheil unwissender Jahrhunderte bezeichnet, das der Einzelne und das ganze Geschlecht ablegen, wenn das Alter der Vernunft für sie beginnt. Seitdem haben die Menschen, ermüdet von jener Ueberspannung des Fühlens und Empfindens, andere Richtungen eingeschlagen; aber der Eindruck, den die alte Erfahrung über das Gebet in jener Zeit des Träumens und unbestimmten Sehnens auf sie gemacht, ist zurückgeblieben. Die Gebete der Menschen sind umsonst! Dieser Gedanke vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht, und je weiter er sich verbreitet, desto größer wird die Zahl derer, die nicht beten wollen oder nicht beten können, und je mehr er sich befestigt, desto mehr durchdringt er das innere Leben nach allen Richtungen, desto ungehinderter gestaltet er, wie wir später sehen werden, alles menschliche Denken und Streben nach dem Bilde seiner eigenen Oberflächlichkeit, Unklarheit und Trostlosigkeit um.

Aber, sagt vielleicht Einer der entschiedenen Verächter des Gebets zu uns Wenigen, die wir nicht aufgehört haben zu beten, und weil wir wissen, warum wir es nicht wollen, das Gebet auch nie aufgeben werden, könnt ihr denn die allgemeine Erfahrung leugnen, daß die Gebete der Menschen umsonst sind? Denkt ihr denn

allein die Augen vor dem zu verschließen, was alle Welt außer euch sieht? Wir müssen diesen Vorwurf durchaus zurückweisen. Es kann uns am wenigsten einfallen, diese Erfahrung zu leugnen, da wir sehr wohl einsehen, warum das, was man Gebet genannt hat, nie auf Erfüllung rechnen kann; wir wünschten nur, daß selbst diejenigen, die sich am häufigsten darauf berufen, dabei nicht auf halbem Wege stehn blieben. Wenn wir aber die Erfahrung selbst anerkennen, so werden wir uns nie dazu verstehen, den übereilten, unhaltbaren Schluß zu billigen, der von euch daraus gezogen wird. Unsere Gebete werden nicht erhört, sagt ihr, darum sind nur zwei Fälle möglich: entweder es giebt kein Ohr, das unsere Gebete hört, oder es giebt Einen, der sie hört, aber er kann sie nicht erfüllen, weil auch er dem ewigen Schicksal unterworfen ist, und beides kommt auf Eins hinaus. Freilich kommt dies Beides auf Eins hinaus, aber ihr habt vergessen, daß es außer jenen beiden Fällen noch einen dritten giebt, nämlich, daß Er, der euer Gebet hört, durch kein Schicksal in seiner Macht beschränkt ist, und daß euere Gebete doch vergeblich sind, weil er sie nicht erfüllen will, sondern sie von Anbeginn verworfen hat und stets verwerfen wird; und dieser dritte Fall ist der einzig denkbare für Jeden, der sich aus der Nacht der Widersprüche, in welcher der Mensch ein Narr seiner jedesmaligen Einfälle und Launen ist, hindurch gearbeitet hat zur Erkenntniß jenes heiligen, allmächtigen Geistes, der sich in der unübersehbaren Fülle des Geschaffenen als die unwandelbare, ewig gleiche Ordnung der Dinge offenbart. Weil du die Liebe bist, ewiger Vater, verwirfst du deiner Menschenkinder thörichte Gebete. Laß uns erkennen, daß du unsere Gebete nicht selten selbst da verworfen hast, wo du sie uns zu erhören schienst. Oeffne unser Auge dafür, wie oft auch da, wo wir mit reinem Verlangen vor dir zu erscheinen meinten, unser Gebet unerfüllt geblieben ist. Lehre uns bedenken, daß deine Liebe noch immer am häufigsten gerade die Erhörung der Gebete, welche die Sorge für das Theuerste und Liebste uns eingiebt, versagen muß. Tiefer und tiefer laß diesen Gedanken sich

wie einen Stachel in unsere Seele senken, daß sein Schmerz uns aus den süßen Träumen der Lust erwecke, die uns dir entfremden, daß sein Schmerz in allen unseren eingebildeten Leiden doppelt empfindlich werde und uns überzeuge, daß die Seele noch immer trauernd entbehrt, was Menschen, die vor deinem Angesichte wandeln, nie vermissen. Erkennen, daß du unser Gebet verwirfst, heißt jedesmal erlöst werden von der Last, die wir uns aufgebürdet, erlöst werden von den Fesseln, die wir uns angelegt. Dank dir, ewiger Vater, für jedes Versagen; nur wenn wir der in deinem Versagen sich vollziehenden Liebe inne werden, erlangen wir Kraft, die Bürde eingebildeter Güter abzuwerfen und die Fesseln der Eitelkeit zu zerbrechen; nur dann wandeln wir leicht und sicher auf den schwankenden Wogen der Zeit und des Schicksals dahin.

2.

Lebensansicht, zu der die Verwerfung des Gebets gehört.

Die neuere Verwerfung des Gebets ist aus der Vorstellung entsprungen, daß die Gebete der Menschen deshalb nicht erhört werden, weil Niemand da ist, der sie hört. Die Entstehung dieser Vorstellung ist eine jener Veränderungen, welche die wirkliche Geschichte des menschlichen Geschlechtes und seine Entwickelung ausmachen. Die Mehrzahl auch der sogenannten Gebildeten befindet sich in Bezug auf diese Veränderungen in einer gänzlichen Unwissenheit, da ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf solche Ereignisse gerichtet ist, welche wie Kriege, bürgerliche Umwälzungen, Entdeckung neuer Goldgru-

ben, technische Erfindungen, die Neugierde reizen und mit wirthschaftlichem Gewinn und Verlust in näherem oder entfernterem Zusammenhange stehen. Wenn sie in ihrem Gespräch diese ihnen allein bekannten Thatsachen des scheinbaren Geschehens, die selbst nie eine wesentliche Veränderung herbeiführen, sondern höchstens wie der Zeiger an der Uhr auf eine im Hintergrunde wirkende Triebkraft hinweisen, einmal zu verlassen genöthigt sind und die sittlich-religiösen oder philosophischen Fragen berühren, so wissen sie darüber nicht mehr zu sagen, als der Bewohner der Erde über die entferntesten Gestirne des Firmamentes. Die unendliche Welt des inneren Lebens der Freiheit, die mit dem Ausdruck der religiös-sittlichen Fragen bezeichnet wird, erscheint ihnen wie ein Punkt, in welchem sie nichts zu unterscheiden im Stande sind. So wissen sie auch über das Gebet nicht mehr zu sagen, als daß es ein Vorurtheil des Aberglaubens sein solle, von dem die zunehmende Bildung den Menschen befreie. Wie und wodurch dies Vorurtheil entstanden, wo die Wahrheit zu suchen sei, auf deren täuschendes Abbild sich seine Herrschaft über die Gemüther gegründet habe, was die Menschen gegen einen Rückfall in den Aberglauben schützen könne? das sind Fragen, über welche sie nie ernstlich nachgedacht haben. Kurz, was die Mehrzahl der sogenannten Gebildeten über die religiös-sittliche Entwickelung vorbringt, ist nichts als ein inhaltloses Gerede, das gänzlich außerhalb der Grenzen wahrer Erkenntniß liegt. Wo sie zu Ende sind, da beginnt für uns erst die Arbeit, wenn wir uns wirklich dem heiligen Werke der Erkenntniß widmen. Wir fühlen vor Allem das Bedürfniß, uns von der eingetretenen Veränderung selbst ein richtiges Bild zu entwerfen. Daß das Gebet einst das ganze Menschenleben durchdrang, und daß es jetzt die Weisen des Tages als ein Vorurtheil aus demselben zu entfernen bemüht sind, das ist der Gegensatz, der zunächst in die Augen fällt. Aber welches sind die Uebergänge, die aus dem alten Glauben zu dem neuen geführt haben? Wie die Giftpflanze und das Heilkraut lange Zeit brauchten, bis sich aus ihren

Keimen durch Stengel und Wurzel, durch Blatt und Blüthe ihre tödtenden und wiederbelebenden Kräfte zur Frucht entwickelten; so geht auch das, was wir Irrthümer und Wahrheiten nennen, aus kaum beachteten Gedankenkeimen hervor und hat manche Stufen zu durchlaufen, bis es endlich zu Grundsätzen der öffentlichen Meinung hervorwächst und in dieser Gestalt seine wohlthätigen und verderblichen Wirkungen über ganze Völker und Jahrhunderte ausbreitet. Und wie derjenige, der ein schädliches Unkraut von seinem Felde entfernen will, dazu nicht durch das Vernichten der Früchte, sondern durch das Ausgraben und Zerstören der Wurzeln gelangt; so hält es derjenige, welcher den Acker der Erkenntniß bestellen will, für das Wichtigste, die öffentlichen Meinungen und Gewohnheiten bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen. Wollen wir uns also von der gegenwärtigen Geringschätzung des Gebets eine richtige Vorstellung machen, so müssen wir untersuchen, welches so zu sagen die Wurzeln derselben sind, oder welches der Boden ist, auf dem sie entstand und aus dem sie Nahrung zog. Die Geringschätzung, die jetzt als eine Erscheinung für sich betrachtet werden kann, ist mit den übrigen einzelnen die öffentliche Meinung der civilisirten Welt beherrschenden Ansichten und Bestrebungen aus einer und derselben Lebensanschauung hervorgegangen. Welches ist diese neue Lebensanschauung? Es kann uns nicht einfallen, für eine solche ein ganzes Zeitalter begründende Gesammtheit von Gedanken mit wenigen Worten einen erschöpfenden Ausdruck geben zu wollen. Wir müssen uns darauf beschränken, den Grundgedanken dieser modernen Weltanschauung anzudeuten, und dabei wiederum diejenige Seite dieses Grundgedankens vorzugsweise berücksichtigen, an die sich zunächst jene in die Verwerfung des Gebets auslaufenden Vorstellungen anschließen. Von dieser Seite aufgefaßt erscheint uns dieser Grundgedanke als N i c h t a c h t u n g d e s m e n s c h l i c h e n I n d i v i d u u m s.

Unter dem menschlichen Individuum verstehe ich hier die Lebenskraft und Lebensordnung, welche wir überall voraussetzen, wo wir einem Wesen den Namen des Menschen geben, die Lebenskraft

und Lebensordnung, welche Allen, die wir Menschen nennen, trotz der durch Himmelsstrich, Zeitalter, und Bildungsgrad bedingten Verschiedenheit ein und dasselbe übereinstimmende Gepräge verleihen, die Lebenskraft und Lebensordnung, welche jedem menschlichen Einzelleben auf gleiche Weise zum Grunde liegt. Alle Ansichten nun, welche aufgestellt worden sind, um die räthselhafte Erscheinung des menschlichen Individuums zu erklären, gehen mit Bezug auf die ihm in dem Weltall anzuweisende Stelle und den dadurch bestimmten Werth desselben nach zwei entgegengesetzten Richtungen aus einander. Auf der einen Seite stehen alle diejenigen Ansichten, welche es von der Gottheit, von dem Urgrunde aller Dinge entfernen, auf der entgegengesetzten Seite alle diejenigen Ansichten, welche es dem ewigen Ursprunge alles Seins und Lebens soviel als möglich nähern. Nach jener Ansicht ist es an dem Baum des Lebens, den wir die Schöpfung nennen, nichts als eines der unzähligen Blätter, die in ihrer Gesammtheit allerdings zur Entfaltung desselben gehören, von denen aber jedes einzelne abfallen oder zerstört werden kann, ohne daß dadurch die Kraft und Tragfähigkeit dieses Baumes gefährdet würde. Nach der zweiten Ansicht ist es dagegen so unmittelbar bei den innersten Lebensverrichtungen jenes Baumes der Schöpfung betheiligt, daß die einzelne Wirkungskraft und Thätigkeit, die das wahre Wesen jedes menschlichen Individuums bildet, so zu sagen von der Wurzel jenes Baumes durch alle Stufen seines Lebens bis zu seinen Früchten überall unmittelbar gegenwärtig ist.

Zu dieser letzteren Ansicht hat sich Niemand entschiedener bekannt als Jesus von Nazareth. Sobald man sich von jenem Vorurtheil, das Jesus den Grenzen der menschlichen Natur entrückt und zu einem Abgott macht, durch eigenes Nachdenken befreit hat, muß der unbedingte Werth, den er jedem menschlichen Individuum ohne Unterschied und Ausnahme, jedem einzelnen Menschenleben als solchem beilegt, als einer der Grundgedanken erkannt werden, durch welche seine Lehre sich von den Lehren aller früheren und späteren Religionen und Philosophien auf das bestimmteste unterscheidet.

Denkt man sich in die Ansicht hinein, die er von dem einzelnen Menschenleben als solchem hegt, so möchte man sagen: es hat nicht Einen Adam, Einen Erstling der Menschenschöpfung gegeben, dessen Nachkommen die übrigen wären, sondern es erneut sich in jedem ohne Ausnahme die Adamitische Ursprünglichkeit der Lebenskraft, jeder Mensch von heute ist noch ganz auf dieselbe Weise, wie jener der Zeit nach erste, ein Eingeborener des ewigen Vaters. Jeder ist noch jetzt in derselben Art der Gegenstand der ungetheilten Fürsorge des Ewigen, wie damals beim Beginn der Geschichte unseres Geschlechtes, wo in Adam der Einzelne auch äußerlich zugleich der Einzige war. Auf Jeden ohne Ausnahme bezieht Jesus das Wort, daß alle Haare auf dem Haupte desselben gezählt seien; und um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß der von ihm dem menschlichen Individuum beigelegte Werth auch von der Stufe der Entwickelung, die es auf dieser Erde gerade einnimmt, durchaus unabhängig sei, setzt er in der bildlichen Sprache seines Volkes mit Rücksicht auf die Kinder hinzu: ihre Engel sehen allezeit das Angesicht unseres Vaters im Himmel. Hat man erkannt, wie er sich selbst stets als des Menschen Sohn, als ein einzelnes menschliches Individuum darstellt, und hat man in Folge dessen angefangen, Alles, was nicht sein Werk, sondern seine Natur betrifft, auf alle menschlichen Individuen anzuwenden, so gilt von jedem ohne Unterschied dasselbe, was er von sich sagt, wenn er spricht: ehe Abraham war, bin ich; das heißt: das wahre Wesen jedes Menschen reicht über den Anfang aller äußeren Geschichte hinaus, jeder ist älter als das, was man die Welt nennt. Endlich ist nach der Ansicht Jesu jedes menschliche Individuum bewußt oder unbewußt, wie der Apostel im Sinne seines Meisters sagt, ein Gehilfe und Mitarbeiter an dem heiligen Werke des Ewigen. Faßt man diese verschiedenen Vorstellungen zusammen, so wird das Urtheil gerechtfertigt erscheinen, daß von keinem Religionsstifter der einzelne Mensch in einer so unmittelbaren Verbindung mit dem Urgrunde aller Dinge gedacht, von keinem dem einzelnen ein so unbedingter und ewiger Werth zugeschrieben ist.

Zum allgemeinen Bekenntniß religiöser Gemeinden ist jene von Jesus verkündete Lehre auch innerhalb des Christenthums bisher niemals geworden. Doch hat man sich von diesem Glauben nie so weit entfernt, als in der neuesten Zeit, in deren Lebensanschauung die entschiedenste, den äußersten Gegensatz zu ihm bildende Nichtachtung des Individuums einen der hervorstechendsten Charakterzüge ausmacht. Sie begann, als man im Kampfe gegen den Wunderglauben, der auf gleiche Weise als Schwärmerei und als schlau benutztes Mittel der Täuschung jedem Fortschritt der Volksbildung hindernd in den Weg trat, die Schöpfung als eine kunstreiche Maschine darstellte, deren Triebwerk so vollkommen sei, daß sie ohne irgend einer Nachhilfe und Ausbesserung ihres Baumeisters zu bedürfen, sich selbst stets in ungestörter, regelmäßiger Bewegung erhalte. Indem man sich daran gewöhnte, die Regelmäßigkeit der Bewegung als den Inbegriff aller Vollkommenheit anzusehn, fing man an, alle Dinge und Erscheinungen der Welt in ihrem Verhältniß zu jener nach Art einer unendlichen Stufenfolge zu ordnen. Wo die regelmäßige Wiederkehr der Veränderungen am deutlichsten hervortrat, erschien die Vollkommenheit am größten; je mehr sich aber in einzelnen Theilen der Schöpfung die Regelmäßigkeit durch Schranken und in Folge dessen durch Ausnahmen und Widersprüche unterbrochen zeigte, um so unvollkommener erschienen dieselben. Das individuelle Leben war der Ort, an dem sich solche Ausnahmen und Widersprüche am meisten häuften; dies war der Grund, weshalb man von jenem Standpunkte aus, wie das individuelle Leben überhaupt, so auch den einzelnen Menschen als solchen am weitesten von dem unendlichen Wesen des Schöpfers entfernt dachte, und dann endlich, indem man an dem individuellen Leben nichts als die Schranken der Sinnlichkeit sah, es als den eigentlichen Sitz alles Unvollkommenen und Bösen bezeichnete. Das Menschengeschlecht, an dem das Wesen nur in der Gestalt individueller Beschränktheit erscheinen könne, mußte nun für eine Art von Verbannungsort gelten „wohin der Erschaffende von seinem Angesichte den Menschen in die

Sterblichkeit verwies." Das individuelle Leben ward zu einem Kerker, in welchem der freie Geist unwürdige Fesseln trage. Es wurde ein Beweis edelen Sinnes und hohen Strebens, sich aus dem Kerker hinaus zu sehnen, ein Beweis der Kraft, die Pforten des Gefängnisses zu sprengen. Der Tod war der einzige Weg, auf dem der Geist aus dieser Erniedrigung zu einem reineren, besseren Dasein, zum Anschaun des Unendlichen gelange. Das Verhältniß des einzelnen Menschen zur Gottheit unterschied sich nicht von der Stellung eines Sklaven des Alterthums, der von so niedriger Herkunft war, daß es mit der Würde des Herrn unverträglich gewesen, in unmittelbaren Verkehr mit ihm zu treten. Schon durch seine Nähe würde der Sklave den Herrn beleidigt haben. Wie hätte er es wagen dürfen, an ihn selbst persönlich eine Bitte zu richten! Der Herr erließ höchstens allgemeine Bestimmungen über die Zucht und Verwendung der Sklaven; um das Wohl und Wehe des einzelnen kümmerte er sich nicht. So schien auch für die unendliche Vollkommenheit des ewigen Geistes die Sorge um das persönliche Schicksal des einzelnen Menschen eine zu gemeine Beschäftigung. Jener beschränkte sich darauf, den Plan des Weltalls im Ganzen zu entwerfen und die allgemeinen Anordnungen für den Haushalt der Schöpfung zu treffen; die Ausführung derselben auf den niederen Stufen des Daseins gehörte den Kräften der Natur, deren Wirkungskreis in mannigfacher Gliederung bestimmt, und deren unmittelbarer Einfluß nur in der Leitung hervorragender Persönlichkeiten und ganzer Völker sichtbar war. Wie es dem Einzelnen, welchen der ihm eingepflanzte Selbsterhaltungstrieb in seinem engen Kreise umhertrieb in dem großen Ameisenhaufen des Geschlechtes erging, das war für die Verwirklichung des Gedankens des Weltalls etwas durchaus Gleichgiltiges.

Die Lehre der Kirche, die äußerlich ihre Herrschaft behauptete, und die Dichter und Weisen, in denen wenigstens eine schwache Erinnerung an den Grundgedanken des Evangeliums fortlebte, widersprachen allerdings der Nichtachtung des menschlichen Individuums; aber ihr Widerspruch ward je länger, je weniger beachtet,

da zwei weitgreifende Veränderungen zusammen wirkten, um dem Hange zur Selbsterniedrigung Vorschub zu leisten. Die erste dieser Veränderungen bestand in der Verbreitung einer falschen Auffassung der den Menschen umgebenden Natur. Man hatte Jahrhunderte hindurch von der Natur, ohne sie zu kennen, geträumt und gedichtet. Als man endlich alle Erscheinungen des natürlichen Daseins mit Fleiß und Verstand zu beobachten und zu vergleichen und mit der künstlich geschärften und verstärkten Sehkraft in bisher unbekannte Fernen des Firmamentes, sowie im Kleinsten über die bisherigen Grenzen des Erkennbaren hinaus bis zu den ersten Regungen des Lebens vorzudringen begann, ward alle Aufmerksamkeit diesem so lange vernachlässigten Wege des Wissens ausschließlich zugewendet, und es schlich sich mit den überraschenden und Staunen erregenden Entdeckungen der neuen Naturwissenschaft der Wahn ein, daß in der Natur außer der einen Seite, die jene kennen lehrte, nichts vorhanden wäre. Gleich einem Kinde, welches gegenüber der neuen Welt des Unsichtbaren, die das Vergrößerungsglas ihm aufschließt, alles Ernstes dem Einfall nachhinge, die Gläser müßten durch weitere Vervollkommnung es dahin bringen, daß auch die Gedanken für das Auge wahrnehmbar würden, verfiel man in den Irrthum, daß es in der Schöpfung nichts gäbe, was nicht durch Beobachtung und Unterscheidung, durch Zählen, Messen und Berechnen erreicht werden könnte, daß Zeit und Schicksal, Gesetz und Kraft nichts wäre, als Zahl und Maß. Da man auf diesem Wege zur Erklärung und Ergründung aller Dinge zu gelangen hoffte, zögerte man nicht, ihn auf die Erkenntniß des Menschen anzuwenden; auch das Leben des Individuums sollte nur ein Inbegriff von Verhältnissen sein. Unter dem Einfluß dieser Ansicht mußte die Nichtachtung des menschlichen Individuums immer höher steigen, denn das Gewissen läßt sich nicht die Ueberzeugung rauben, daß Alles, was zu sehn, zu messen und zu berechnen ist, nur der Oberfläche der Dinge angehört. Dazu kam, daß nach der neuen Ansicht die Erde nicht für die zeitweilige Wohnung, sondern für die Mut-

ter des menschlichen Geschlechtes galt; da sie aber in der neuen Himmelsordnung den Mittelpunkt der Welt, den sie früher inne gehabt, der Sonne abtreten mußte, konnte ihr Kind der Zurücksetzung nicht entgehn, welche der Mutter widerfuhr. Je mehr man sich daran gewöhnte, Umfang und Größe zum einzigen Maßstabe der Kraft, der Bedeutung, des Werthes zu machen, um so tiefer sank der Mensch, der Bewohner dieses kleinen Weltkörpers, in seiner eigenen Schätzung herab.

Um die Nichtachtung des menschlichen Individuums aufs höchste zu treiben, fehlte nur noch die falsche Auffassung der Gesellschaft, der sich die öffentliche Meinung in der neueren Zeit hingab. Einst hatte in der Kirche eine Gemeinschaft bestanden, welche ihre Macht auf geistige Kräfte gegründet und mit Hilfe religiöser und sittlicher Vorstellungen sich zur Führerin der Völker erhoben hatte. Als sie, statt die Völker zu leiten, nach Herrschaft über dieselben strebte, büßte sie ihren Einfluß ein; die Versuche des Reformationszeitalters, sie durch eine neue, die Macht des Gedankens offenbarende Gemeinschaft zu ersetzen, schlugen fehl, und die Welt fing an, die bürgerliche, durch den Zwang der äußeren Macht zusammengehaltene Gesellschaft als das vollkommenste Werk menschlicher Bildung anzusehn. Aber von dem Augenblick an, in welchem der Mensch für ein Wesen zu gelten beginnt, dessen Natur so geartet ist, daß es des äußeren Zwanges bedarf, um ihn der Herrschaft der Ordnung und des Rechtes zu unterwerfen, wird sich Vernunft und Gewissen dadurch bethätigen, daß sie diesem Geschöpfe der Einbildung ihre Achtung versagen. So weit auch die Menschen von der Bahn der Natur abirren mögen: die Stimme des Gewissens kann nicht verstummen und nach dem Urtheil desselben kann kein Wesen, welches, mit dem Beruf zur Selbstbestimmung geschaffen, zum Zwange seine Zuflucht nimmt, der Verachtung entgehn.

Wir haben die neueren Ansichten über Gott, Natur und Gesellschaft nicht in der Absicht zusammengestellt, um zu erklären, wie es zur Nichtachtung des menschlichen Individuums ge-

kommen. Denn kein Irrthum, der den Werth des Menschen falsch bestimmt, hat einen anderen Grund als die Selbstsucht desselben. So lange er sich von der Selbstsucht nicht erlöst, kann er, wenn der Umschwung der Zeiten einen Irrthum beseitigt, nur in den entgegengesetzten verfallen. Jahrhunderte hindurch hatte ihn der Wahn des trotzigen Herzens beherrscht, welches die Natur verachtet und das Weltall nur um des Menschen willen vorhanden glaubt. Als dieser Irrthum wich, und die Selbstsucht doch nicht nachließ, mußte der Mensch in den entgegengesetzten Wahn des verzagten Herzens versinken, welches das Selbstvertrauen verliert und sich als ein willenloses Werkzeug der Naturkräfte ansieht. Also nicht in der Absicht, den Ursprung der modernen Nichtachtung des Individuums zu zeigen, haben wir uns an die neueren Vorstellungen von Gott, der Natur, der menschlichen Gesellschaft erinnert, sondern um nachzuweisen, daß diese Nichtachtung überall, wenn auch stets in anderer Gestalt, wiederkehrt, daß sie in der That einen der Grundgedanken der modernen Weltanschauung bildet.

Aber das schwächer werdende Bedürfniß des **Gebets**, die ersten Zweifel an seiner Wirksamkeit, die allmählig eintretende Gleichgiltigkeit gegen dasselbe sind selbst nichts, als besondere Gestalten und Erscheinungen dieses Grundgedankens. Ein inniges, zuversichtliches Gebet ist mit der Nichtachtung des menschlichen Individuums unvereinbar. Bei jeder Bitte wird von mir wenigstens zweierlei vorausgesetzt, einmal, daß derjenige, an den sie gerichtet wird, sie zu erfüllen im Stande sei, und dann, daß er meinem Bedürfniß nicht abhelfen will, ohne daß ich es ihm zu erkennen gebe. Würde dies nicht vorausgesetzt, so wäre die Bitte in jenem Fall vergeblich, in diesem überflüssig. Gehört nun zu unserer Ansicht von dem Verhältniß des Menschen zu Gott die Vorstellung, daß das vollkommene Leben des Unendlichen durch die Beschränkung des individuellen Daseins nothwendig von dem letzteren ausgeschlossen, daß das wirkliche Uebel und das Böse von der Natur endlicher Wesen unzertrennlich sei; so wird das Verlangen des menschlichen

Herzens, das auf Befreiung von allem Bösen und allen es begleitenden wirklichen Uebeln gerichtet bleibt, nicht auf Befriedigung rechnen können. Der Mensch weiß nie, ob die Noth, gegen die er Hilfe verlangt, nicht auch zu den unvermeidlichen Unvollkommenheiten des Lebens gehört, gegen die es keine Hilfe giebt, ob das die Aufhebung jener bezweckende Gebet nicht vergeblich sein muß. Und wer zweifelnd zu beten anfängt, wird sicher früher oder später zu beten aufhören.

Dazu kommt, daß die Vorstellung von Gott, welche durch die Nichtachtung des menschlichen Individuums entsteht, jedes Gebet als überflüssig erscheinen läßt. Sobald der Mensch sich von der Unvollkommenheit seiner Natur überzeugt hält, wird er, um sich ein Bild göttlicher Vollkommenheit zu entwerfen, vor Allem diejenigen Züge vermeiden müssen, die dem Charakter des individuellen Menschen eigenthümlich sind. Weil es nun dem wirklichen Menschen eigen ist, sich erbitten zu lassen, so wird er es für einen unverzeihlichen Irrthum betrachten, diese menschliche Eigenthümlichkeit in das Bild der Gottheit aufzunehmen. Es scheint ihm mit der Majestät und Güte seines Gottes in unversöhnlichem Widerspruch zu stehn, daß dieser mit irgend einer seiner Gaben auf die Bitten seiner Geschöpfe warten soll. Nichts scheint ihm gewisser, als daß Gott Alles und Jedes, was er den Menschen überhaupt gewähren will und gewähren kann, ihnen giebt, sie mögen darum bitten oder nicht. Daher ist nichts zuverlässiger, als daß der Mensch das Gebet, das unter dieser Voraussetzung bei ihm nur noch als alte Gewohnheit fortbestehn kann, über kurz oder lang gänzlich aufgiebt. Denn seine Vernunft erträgt es auf die Dauer nicht, daß er sich freiwillig mit Dingen beschäftige, die er selbst für überflüssig hält.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß die Nichtachtung des menschlichen Individuums und der erkaltende Eifer des Gebets nur verschiedene Aeußerungen eines und desselben Grundgedankens sind. Alle Erfahrungen unseres inneren Lebens, die wir zu Rathe ziehen, werden

diesen Zusammenhang aufs neue bestätigen. Wir werden finden, daß das Bedürfniß des Gebets um so schneller verschwindet, je höher die Nichtachtung des menschlichen Individuums steigt, und daß die Menschen deshalb alle Uebergänge der Sinnesänderung bis zur gänzlichen Verwerfung des Gebets nie so schnell durchlaufen haben, als jetzt, wo die Nichtachtung des menschlichen Individuums die öffentliche Meinung fast unbeschränkt beherrscht. Viele werden freilich diesen Vorwurf gegen unsere Zeit ungerecht nennen und einwenden, daß es gerade der Ruhm der neuesten Zeit ist, das Recht und das Wohlergehn des Einzelnen als solchen zum Hauptgegenstand der öffentlichen Sorgfalt machen zu wollen. Wer könnte dies Streben verkennen! Wenn sich nur nicht in ihm auf der anderen Seite die vollendetste Nichtachtung des menschlichen Individuums kund gäbe! Denn worauf **gründet** man den Anspruch jedes Einzelnen auf Anerkennung seiner Rechte und auf Mitgenuß an den Gütern der Erde? Von denen, die für die verständigsten unter den Vertretern der herrschenden Grundsätze gelten können, wird dieser Anspruch bekanntlich darauf gegründet, daß der einzelne Mensch seinen Beruf auf Erden nur dann wirklich erfüllen könne, wenn er in seinen Rechten von Keinem verletzt und durch die bestehenden Einrichtungen vor Noth geschützt werde. Was ist denn der Beruf des Menschen? Hat der Mensch auf Erden in Wahrheit je einen anderen Beruf, als das Gesetz des Gewissens zu erfüllen, den Gedanken der Gerechtigkeit in seinen Worten und Thaten zu verwirklichen? Und man erklärt, daß der Mensch diesem seinem einzigen Berufe zu genügen und diese seine einzige Pflicht zu thun so lange nicht im Stande gewesen sei und nicht im Stande sein werde, bis gewisse äußere Vorkehrungen getroffen seien? Man stellt die Tugend als ein Erzeugniß äußerer Einrichtungen und Gesetze dar? Man spricht dem Menschen Freiheit und Selbstbestimmung ab und meint diese unveräußerlichen Güter, in denen ihm der ewige Vater die Grundbedingung eines selbsteigenen Lebens und jedes wahren Werthes verlieh, durch ein selenloses Triebwerk der äußeren Macht zu er-

setzen? Man will dem Lebendigen helfen, indem man es dem Todten unterwirft? Nie ist die Unkenntniß und Verachtung der in dem menschlichen Individuum sich offenbarenden schöpferischen Kraft deutlicher an den Tag getreten und schamloser zur Schau getragen, als in den Lehren, auf welche die gegenwärtigen Bestrebungen für Recht und Wohlergehn des Einzelnen fast überall beruhen. Eine solche Unempfindlichkeit gegen die freiwillige Selbsterniedrigung des Menschen, eine solche Unempfindlichkeit gegen die Mißhandlungen, die der Mensch durch seine Gedanken und Ueberzeugungen gegen seine eigene Natur verübt, hat die öffentliche Meinung noch nie gezeigt, als in unseren Tagen.

Wir aber, die wir gern auf jeden Antheil an dem Selbstlob dieser Zeit verzichten, die wir die Last der Entwürdigung, die Jeder nur selbst sich auferlegt, nicht über uns nehmen wollen, die wir entschlossen sind, uns frei zu halten von der neumodischen Demuth, in der man seine Natur verdammt, um sich desto ungestörter in seinen Leistungen bespiegeln zu können, wir, die wir festhalten an der Einheit und unzerstörbaren Gemeinschaft des menschlichen Individuums mit dem ewigen Gott, wir wollen nicht vergessen, daß es diese Nichtachtung des menschlichen Individuums ist, in deren Gesellschaft wir die Gleichgiltigkeit gegen das Gebet auftreten sehen. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist. Das gilt auch hier. Mag die Verwerfung des Gebets sich noch so geschickt der heiligen Namen der Freiheit und Wahrheit zu bedienen wissen: sie hat für uns nichts Verführerisches, nachdem wir uns überzeugt, zu welcher Gesellschaft sie gehört.

3.

Von dem Leben des Menschen, der das Gebet verwirft.

Unsere letzte Betrachtung beschäftigte sich mit der von den Führern der öffentlichen Meinung aufgestellten Behauptung, daß der Mensch von den Verirrungen, die sich in den Gebeten desselben offenbaren, nur dann vollkommen frei werden könne, wenn er das Gebet überhaupt verwerfe. Um diese Behauptung auf ihren wahren Werth zurückzuführen, haben wir untersucht, wie sie entstanden, aus welchem Gedanken sie hervorgegangen sei. Vollständig aber wird die Auffassung, welche das Gebet überhaupt verwirft, erst dann von uns gewürdigt werden können, wenn wir mit der Prüfung ihrer Entstehung die Prüfung ihrer Resultate verbinden. Das sei für heute unsere Aufgabe! Wir haben gesehen, auf welchem Boden sie entspringt; wir fragen jetzt, welche Früchte sie trägt.

Bei der Beantwortung dieser Frage haben wir es natürlich nicht mit der Angabe einzelner äußerer Thaten zu thun. Das Einzelne, was der Mensch beginnt und vollbringt, liegt als solches stets auf der Oberfläche des Daseins, wie heilig und erhaben auch die Namen sein mögen, mit denen er es bezeichnet. Das Unternehmen, das wir in unserer Gemeinde Evangelischer Christen ins Leben gerufen haben, deutet mit seinem Namen auf das höchste Ziel menschlicher Bestrebungen, auf sittlich-religiöse Reform des Lebens; und doch wissen wir Alle, daß, so gleichförmig unsere Betheiligung an diesem gemeinsamen Werke, von außen angesehen, auch sein mag, der Grund, der den Einen dazu bewegt, durch und durch verschieden sein kann von dem Grunde, der den Anderen dazu treibt. Wie nothwendig uns also auch einzelne Thaten erscheinen mögen, insofern ein Gedanke, der nicht zur That wird,

auf halbem Wege stehn bleibt, so sind sie doch in dem, was an ihnen allein sichtbar ist, so vieldeutig, daß sie bei der Darlegung der Ergebnisse, zu denen gewisse menschliche Bestrebungen unter allen Umständen führen müssen, nicht zur Sprache kommen können.

Ebenso wenig werden wir bei den Früchten, welche die Verwerfung des Gebets trägt, an das innerste Leben des Menschen, an die eine That, die allein in Wahrheit ganz sein eigen ist, an die That der Selbstbestimmung denken können. Wie wir auch über die Verwerfung des Gebets urtheilen mögen, nie werden wir es als eine Frucht derselben ansehn wollen, daß sie den Menschen böse oder gut macht. Die Verwerfung des Gebets ist, wie die entgegengesetzte Ansicht von der Nothwendigkeit desselben, eine Lehre; und wenn es auch gewiß ist, daß ein reines Herz und ein selbstsüchtiges nicht in denselben Lehrmeinungen dieselbe Befriedigung finden werden, so ist es doch unmöglich, daß Lehren oder Ansichten das Herz des Menschen rein oder unrein machen. Das steht also für uns unerschütterlich fest, daß, wie der Eine mit aufrichtigem Eifer das Gebet vertheidigen und üben und dennoch seine Pflicht verletzen kann, so der Andere, der das Gebet mit Entschiedenheit als Erzeugniß des Aberglaubens verwirft, dessenungeachtet die von ihm erkannten Pflichten treu erfüllen kann.

Um die Früchte zu finden, welche die Verwerfung des Gebets erzeugt, müssen wir das Gebiet des geistigen Lebens durchwandern, das zwischen der That der Selbstbestimmung und den auf das äußere Dasein berechneten Entschließungen so zu sagen in der Mitte liegt. Dreierlei wirkt stets zusammen, wenn der Mensch handelt: Die Wahl zwischen gut und böse, die Selbstbestimmung, welche über den Werth der Handlung entscheidet, ferner die Lebensansicht, welche die Richtung bestimmt, endlich die Erwägung der Umstände, von welcher die jedesmalige Form und Einkleidung des Handelns abhängt. Die Lebensansicht selbst aber ist wiederum in Jedem eine vielfach gegliederte und verzweigte Entwickelung. Der Keim derselben liegt so tief, daß man auf dem Wege der Sprache und des Be-

wußtseins allein dahin nie gelangt. Wir werden uns davon aufs neue überzeugt haben, als wir in der letzten Besprechung die Ansicht von der Nichtachtung des menschlichen Individuums so weit als möglich zu ihrem Ursprunge zu begleiten suchten. Aber aus jenen in der Nacht der Bewußtlosigkeit verborgenen Keimen entfaltet sich die Welt- und Lebensansicht in uns zu einer Vielheit von Gedanken, deren wir uns wenigstens unwillkürlich immer häufiger bewußt werden, bis sie endlich zu leitenden Gesichtspunkten und allgemeinen Grundsätzen werden, mit denen wir so vertraut sind, daß sie uns zur Begründung unserer Entschließungen und zur Rechtfertigung unseres Handelns überall, wo wir es wünschen, zu Gebote stehen. Solche allgemeine Grundsätze und leitende Gesichtspunkte sind die Früchte, mit denen in dem Leben der Ungebildeten wie der Gebildeten das Wachsthum der Lebensansicht abschließt. Sie sind der eigentliche Nahrungsstoff des Lebens, das der Mensch als Glied der Gesellschaft führt. Sie geben jeder Verbindung von Menschen, unabhängig von den Beschlüssen derselben und sehr oft im Widerspruch mit den Entscheidungen der Mehrheit, ihre eigentliche Gestalt, Ordnung und Verfassung; in ihnen leibt und lebt auch jene loseste, aber umfassendste Vereinigung menschlicher Bestrebungen, welche wir die öffentliche Meinung nennen. Solche allgemeine Grundsätze und leitende Gesichtspunkte erweisen sich als die jeder äußeren Gewalt unerreichbare und überlegene „natürliche Macht," die allein, je nachdem sie rechte oder falsche Zwecke verfolgt, den Fortschritt oder den Verfall des Volkslebens und jeder anderen Art der Gemeinschaft herbeiführt. Wollen wir also erkennen, welche Form das Leben des Menschen annimmt, der das Gebet verwirft, so müssen wir die allgemeinen Grundsätze und leitenden Gesichtspunkte zusammenstellen, die der Nichtachtung des menschlichen Individuums einen Körper, und die, aus der inneren Abneigung des Gebets entsprungen, der öffentlichen Meinung der Gegenwart für die äußere Verwerfung des Gebets gleichsam den unmittelbaren Hintergrund verleihen.

Um uns das Ergebniß zu vergegenwärtigen, das die innere

Verwerfung des Gebets für das Gedankenleben des Menschen haben muß, fragen wir, was dem Menschen, der nicht beten kann oder mag, in die Stelle Gottes tritt, was ihm von Gott bleibt, was er, wenn er das Wort aus irgend welchen Gründen zu brauchen fortfährt, unter dem Namen Gott versteht? Wir bezeichnen es mit den Worten des Gedichtes, von dem unsere Betrachtung ausging. Nachdem dort das Gebet als eine Selbsttäuschung der Kinderjahre verworfen ist, weil Er, zu dem das Auge des Kindes sich erhoben, weder helfen wolle noch könne, heißt es: Ich dich ehren? Wofür? Hast Du die Schmerzen &c. Hat nicht mich zum Manne geschmiedet die allmächtige Zeit und das ewige Schicksal, meine Herren und deine? Die Zeit und das Schicksal sind es also, was in die Stelle desjenigen getreten ist, das der Betende seinen Gott nennt.

Was bedeutet hier die Zeit und das Schicksal? Denn die Bedeutung, die ihnen der Betende giebt, können sie natürlich im Munde dessen, der das Gebet verwirft, nicht haben. Gehören für den Betenden die Zeit und das Schicksal auch zur Offenbarung der Gottheit, so erschöpfen sie dieselbe doch nicht. Hier ist aber die Zeit und das Schicksal das Ein und Alles; es giebt außer ihnen Nichts, womit sie die Herrschaft über das Weltall theilten, noch viel weniger eine Macht, der sie selbst dienten. In dieser neuen Bedeutung ist die Zeit und das Schicksal gleichbedeutend mit dem, was wir das Weltall, die Weltordnung, das Weltgesetz nennen, nachdem wir eins davon in Abzug gebracht, nämlich die Gerechtigkeit. Ich meine nicht, daß diejenigen, deren Gott die Zeit und das Schicksal ist, nicht irgend etwas mit diesem Ausdruck werden zu bezeichnen haben. Es giebt Dinge, die nirgends zu sehn und zu hören sind, und deren Zeichen doch Niemand vernichten kann. Ein solches Wort ist die Gerechtigkeit. Was hätten die Despoten aller Zeiten darum gegeben, wenn sie vermocht hätten, es aus der Sprache der Menschen zu vertilgen! Aber da ist mit dem Grunde ihrer ewigen Furcht auch die ewige Grenze ihrer Macht. Verfälschen

können sie es, ausstreichen nicht. So haben natürlich auch diejenigen, die nicht beten, weil ihr Gott die Zeit und das Schicksal ist, in ihrer Beschreibung der Welt das Wort Gerechtigkeit zur Bezeichnung von irgend etwas Gleichgiltigem oder Verderblichem verwendet. Aber das, was wir unter Gerechtigkeit verstehen, die Gerechtigkeit, deren Offenbarung auch die Zeit und das Schicksal dient, hat in der ewigen Ordnung ihrer Welt keinen Raum. Diese Gerechtigkeit, die unzertrennlich von der schöpferischen Kraft der Selbstbestimmung und des freien Willens erscheint, ist nothwendig ausgeschlossen von dem Wesen einer Welt, deren Grundgesetz sich auf die Verbindung sichtbarer und unsichtbarer Ursachen und Wirkungen beschränkt.

Wenn auf diese Weise statt der ewigen Weltordnung unter der Schöpfung das verstanden wird, was übrig bleibt, wenn die Gerechtigkeit hinweggedacht ist, so tritt in die Stelle des allmächtigen Gotteswillens die bloße Macht. Indem der Gedanke der Macht die Erziehung leitet, bewirkt er, daß der Mensch jene als das Höchste lieben, bewundern, erstreben lernt. Der Glaube an die Macht sieht in der Schöpfung eine unendliche Stufenfolge, in welcher jedem Wesen dadurch sein bestimmter Platz zukommt, daß es einige überwältigt, um dann seinerseits der überlegenen Stärke anderer zu erliegen. Kein Wesen hat einen anderen Beruf, als zu unterdrücken und unterdrückt zu werden. Die ewige Ordnung besteht darin, daß Jedem das Doppelschicksal des Sieges und des Unterganges zu Theil wird. Der Glaube an die Macht ist der Glaube an die ewige Zwietracht und den ewigen Kampf; der Friede ist nichts als Täuschung. Dasselbe Schauspiel als die einzelnen Wesen stellen die Erscheinungen der Weltgeschichte, die Völker, die Staaten, die Religionen dar. Jedes hat seine Zeit, dann ist es unwiderstehlich; für jedes geht seine Zeit vorüber, dann ist sein Verfall unaufhaltsam. Als das Christenthum einst über alle bestehenden Religionen siegte, lag der Grund darin, daß es die neueste war. Man darf nicht sagen: es wird vielleicht wieder untergehn, und zwar, wenn es geschieht, deshalb, weil die

Christen den Zweck des Christenthums verfehlen, sondern: es muß untergehn, denn es kann sich dem allgemeinen Schicksal nicht entziehn, zu veralten, weil es neu gewesen ist, zu vergehn, weil es entstanden ist. Was gerecht, was ungerecht ist, darfst du nicht fragen; diese Frage hat für den Glauben an die bloße Macht keinen Sinn. Er gestattet nur die Frage, was gegenwärtig gerecht ist, denn gerecht heißt ihm nichts Anderes als zeitgemäß, und zeitgemäß ist, was bis auf weiteres die Macht hat, sich zu behaupten gegen jeden Widerstand. So weit die Macht jedes Wesens geht, so weit geht sein Recht. So lange die Kirche die Macht hatte, die Ketzer zu verbrennen, that sie Recht daran; so lange die Europäer stärker sind, als die Bewohner Afrika's, ist die Sklaverei und Alles, was zur Erhaltung derselben geschieht, gerecht.

Während auf diese Weise für denjenigen, der nicht betet, der in dem Weltall nicht die Offenbarung der Freiheit sieht, in die Stelle des allmächtigen Gotteswillens die bloße Macht tritt, ist es der **bloße** Genuß, der die Stelle der beseligenden Ergebung in den göttlichen Willen einnimmt. Die Gerechtigkeit, die der Betende verehrt, ist ewig und unwandelbar, unentstanden und unvergänglich, und Alles, was mit ihr in Verbindung tritt und an ihrer Natur theilnimmt, wird eben dadurch mit Unsterblichkeit umkleidet. Für den, der betet, giebt es außer den Genüssen, welche die Jahre bringen und mit sich hinwegführen, eine Seligkeit, die als der Abglanz und Wiederschein der Gerechtigkeit in der Empfindung ewig ist wie sie. Indem aber der Glaube an die Zeit und das Schicksal diese Gerechtigkeit im Weltall nicht sieht, bleibt ihm nur der Genuß, der verwelken muß wie die Blüthen des Frühlings. Für den, welcher das wahre Wesen der Dinge in dem unaufhörlichen Wechsel des Entstehens und Vergehens, in der ewigen Unruhe des Werdens gefunden zu haben meint, kann es keine andere Freude geben als eine solche, die den Keim der Verwesung in sich trägt, kann es keine Liebe geben, über der nicht das Schicksal der Vergänglichkeit schwebt. Auch die Freundschaft, von der er rühmt, daß sie die Zeit

der flüchtigen Jugendliebe überdauert, ist gebunden an das rollende Rad der Zeit. Der Genuß dieser Freundschaft entsteht, indem verwandte Selen sich finden und anziehen; aber das, worin sie sich finden und eins fühlen, ist selbst nur darin ewig, daß es wechselt und sich verwandelt. Die ewige Unruhe der Zeit und des Schicksals gestattet jene Zuversicht nicht, mit welcher der durch das Gebet in das göttliche Leben sich versenkende Mensch den Scheidenden zuruft: auf Wiedersehn! Diese Freundschaft, diese Liebe der Wahlverwandschaft geht nicht nur dem Schicksal der Auflösung entgegen, sie trägt den Stachel des Todes stets in ihrer Empfindung selbst. Sie besteht nur, indem das, was einander am nächsten verwandt ist, sich gegenseitig ganz und allein zu durchdringen, ganz und ungetheilt zu besitzen strebt, Alles ausstoßend, was früher uns anzog, Alles fürchtend und mit vergeblichem Bemühen abwehrend, was als stärkere Anziehungskraft schon aus weiter Ferne empfunden wird und früher oder später uns den Freund entreißen muß. Diese Eifersucht, von deren Bitterkeit sonst nur die Verirrungen jugendlicher Begierden zu leiden haben, gehört da, wo das Gebet von dem Glauben an die Zeit und das Schicksal verdrängt ist, der Natur der Sache nach auch zur Freundschaft. Diese Eifersucht ist das ewige Schuldbewußtsein des bloßen Genusses, der unvermeidliche Richterspruch über jedes Dasein, das sich selbst der Freude an der ewigen Gerechtigkeit beraubt. Wie sehr aber auch die Flecken des Neides und der Eifersucht diesen Genuß entstellen, so ist hier wenigstens noch nicht ganz vergessen, daß das Glück, um den Menschen zu befriedigen, aus seiner Sele entspringen muß, während die große Menge sich immer tiefer in den Wahn verstrickt, daß es äußere Güter sind, welche die Menschen glücklich machen können.

Und wie da, wo das Gebet fehlt, weil der Glaube an die Zeit und das Schicksal herrscht, in die Stelle des allmächtigen Gotteswillens die bloße Macht, in die Stelle der beseligenden Liebe der bloße Genuß tritt, so nimmt die Stelle der ewigen Weisheit das **bloße** Wissen ein. Wer in seinem Herzen spricht: es ist keine

Gerechtigkeit, die das Gebet des Gewissens erhört, folgt dem alten Rath der Schlange, welche sagte: esset von der verbotenen Frucht, und ihr werdet sein wie Gott, wissend das Gute und das Böse. Das Wissen dessen, der betet, ist das Bild der Ordnung, in welchem das Auge des Gewissens das außer sich schaut, was in dem lebt, dessen Auge es ist; und ein anderes Wissen giebt es in Wahrheit nicht. Kein größerer Widerspruch also, als wissen wollen und der Verheißung der Erkenntniß vertrauen, obschon man den eigentlichen Lebensquell alles Wissens nnd Erkennens läugnet, den Gehorsam gegen das heilige Gesetz der Freiheit für kindische Täuschung erklärt. Es ist eins der tiefsten Worte unseres Schiller: „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld! Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein." Und „zur Wahrheit durch Schuld gehn" heißt nichts Anderes, als die Frucht des Wissens losreißen von der Wurzel der Gewissenhaftigkeit, aus der sie nach der ewigen Ordnung der Dinge allein frisch und gesund hervorwächst. Wer es vorzieht, diese Frucht aus der Hand dessen zu empfangen, der das Gesetz des Gewissens verhöhnt, wird in ihr die ganze Bitterkeit des Todes schmecken. Für ihn wird auch das Wohlthätigste verderblich. Nichts fördert auf dem wahren Wege der Erkenntniß mehr als das Bewußtsein des Nichtwissens. Für denjenigen aber, der Wissen und Gewissen nicht unterscheidet, sondern trennt, verwandelt sich der unaufhörlich wirksame Antrieb, der in jenem Bewußtsein liegt, in den verwirrenden Wahn, daß wir nichts wissen können. Das bloße Wissen, das von der Verwerfung des Gebets unzertrennlich ist, erweist sich nicht als ein Licht, welches leuchtet, sondern als ein Schein, welcher blendet. Wenn der Mensch sich diesem Wahne hingiebt, und spricht: So bleibe denn die Sonne mir im Rücken; am farb'gen Abglanz haben wir das Leben! dann geschieht wirklich, was er will; sein Auge schaut die ewige Grundveste der Wahrheit nicht mehr, und die Gedanken, welche er sein Wissen nennt, sind nichts als zufällige Ansichten, Einfälle, Vermuthungen, die ebenso wenig in einem inneren Zusammenhange

stehen, als die sprühenden Tropfen des Wasserfalls, die uns für kurze Zeit unter der Beleuchtung der Sonnenstrahlen im bunten Spiel des Regenbogens eine täuschende Einheit vorspiegeln. Das bloße Wissen ist überall nichts als Widerspruch. Je tiefer dieser Wahn des Nichtwissenkönnens den Menschen demüthigen zu müssen scheint, desto höher steigt gerade sein Dünkel. Wer betet, weil er die Gerechtigkeit kennt, die in ihm das wüste, zwieträchtige Chaos der Zeit und des Schicksals zu einem Gottesreich der Freiheit und des Friedens ordnet, der weiß, daß Nichts im ganzen Umkreise der Erkenntniß verborgen ist, was nicht jedem Auge offenbar werden könne und müsse; wer aber dem bloßen Wissen huldigt und dem Licht der Wahrheit, weil es sein krankes Auge blendet, den Rücken zuwenden zu müssen meint, der gelangt stets dahin, daß er hochmüthig als den höchsten Ruhm des Wissens das bezeichnet, was der großen Mehrzahl der Menschen ewig ein unzugängliches Geheimniß bleiben muß.

Die bloße Macht, der bloße Genuß, das bloße Wissen, das ist die moderne Dreieinigkeit, das sind die drei Götter, die nach dem Glauben dessen, der nicht betet, die Welt beherrschen. Diesen Weltgebietern gegenüber hört die Forderung des Gehorsams, hört der Gehorsam, der verweigert werden kann, hört der freiwillige Gehorsam auf. Niemand kann ihnen die Hilfe versagen, welche von ihm an der Stelle erwartet wird, an der er in die Kette der Ursachen und Wirkungen eingefügt ist; Niemand kann das Werk jener beschleunigen. Wie sollte es der Mensch denn auch anstellen, um zur Erreichung des Ziels mitzuwirken, dem diese Gebieter ihre Welt entgegenführen? Das Bewußtsein des Guten, das Gewissen, die Erkenntniß der Gerechtigkeit ist allein das Auge, mit dem der Mensch den ganzen Haushalt der Schöpfung überblickt, das Auge, das die Höhe und Tiefe, die Länge und Breite derselben durchmißt, das Auge, für dessen Sehwinkel nichts zu nahe liegt und nichts zu fern ist, das Auge, für das jeder Ort des Weltalls Mittelpunkt und Umkreis zugleich ist. Sollen die Bilder, die dies Auge zu er-

kennen strebt, nur Träume sein, so umgäbe auch den Wachenden eine undurchdringliche Nacht. Ist es nichts als die Zeit und das Schicksal, die uns hierhin und dorthin ziehen, so ist unser Schritt unsicher wie der eines Menschen, dem eine Binde um das Haupt gelegt ist, so daß er nie weiß, ob sich nicht unmittelbar vor ihm ein Abgrund öffnet. Selbst seine eigenen Anlagen, das Einzige, das für ihn Vergangenes und Zukünftiges zu verknüpfen scheint, erhalten, je länger er sich mit ihrer Erfassung beschäftigt, immer mehr den Charakter von etwas Unerkennbarem. So fehlt für den Menschen jede Bedingung einer bewußten Theilnahme an dem, was die Zeit und das Schicksal schaffen. Und achtet er darauf, wie er trotzdem die Vorstellung nicht aufgeben kann, als hinge in dem Fortgange der Welt auch von seinen Entschließungen Etwas ab, achtet er darauf, wie diese Vorstellung seinem Fragen und Suchen, seinem Ueberlegen und Wählen, seinem Vorziehn und Verwerfen zu Grunde liegt, so erscheint ihm Täuschung als der Faden, der das ganze Gewebe seines Daseins zusammenhält, und das Leben wird ihm zu einem so unerträglichen Widerspruch, daß, wenn er beten könnte, ihm oft nichts näher läge, als darum zu bitten, daß die Last dieses Daseins sobald als möglich von ihm genommen werden möchte, und er in die Reihe jener Wesen übergehn dürfte, die ihm, wie Pflanze und Thier, von dieser bösen Täuschung der Selbstbestimmung frei zu sein scheinen.

Das ist die bittere Frucht, die nach der Verwerfung des Gebets unter dem Einfluß des neuen Glaubens an die Zeit und das Schicksal das Leben des denkenden Menschen trägt. Aber sind die Wirkungen dieses neuen Glaubens in der großen Mehrzahl derjenigen, denen diese Pein des Denkens unbekannt ist, weniger verderblich? Wenn Zeit und Schicksal nicht der Offenbarung und Verwirklichung der ewigen Gerechtigkeit dienen, wenn sie selbst die höchsten Gebieter des Weltalls sind, so verliert das Böse natürlich seine alte Bedeutung. Das Gute und das Böse treten in die Reihe jener Gegensätze ein, die wie Tag und Nacht, Frost und Hitze,

Trockenes und Feuchtes, Großes und Kleines, Entstehn und Vergehn, zum Dasein und zur Ausbildung aller Wesen unentbehrlich sind. Nach diesem neuen Glauben erscheint es als ein Irrthum, wenn Paulus sagt, daß die Frömmigkeit zu allen Dingen nütze sei. Im Gegentheil, das Gute ist nur die eine Seite, das Böse ist auch zu Etwas gut. Wer das Gebet verwirft, muß es für seine Pflicht halten, vor Jesus und allen Propheten als vor einseitigen Moralpredigern auf seiner Hut zu sein, damit er nicht vergesse, daß Willkür, Selbstsucht und Alles, wogegen sie ihre Angriffe richten, auch zur Erhaltung der Schöpfung nothwendig seien. Der Betende weiß, daß er sie nicht zu fürchten hat, weil sie durch einen heiligen Willen zu ewiger Ohnmacht verurtheilt sind; aber nach dem Glauben, der das Gebet verwirft, gehören auch Willkür und Selbstsucht zunächst zu jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, gehören auch eben damit Willkür und Selbstsucht zur Vollkommenheit des Alls. O! wie reich an täuschendem Trost wird mit der Verwerfung des Gebets das Menschenleben dem Herzen erscheinen, das von seiner Schuld nicht lassen will! Quäle dich nicht, spricht es zu sich selbst, quäle dich nicht mit der schweren Pflicht, den Feind zu lieben und dem Bösen zu verzeihn, quäle dich nicht mit der Erwägung, ob du selbst dem Feinde nicht Laster andichtest, um deinen Haß gegen ihn vor dir selbst zu rechtfertigen; mag es immerhin böse sein, was sich in deinem Herzen regt, auch das Böse muß geschont werden; auch das Böse gehört zum großen Bau der Schöpfung, wie der Schatten zum Licht.

Was hätte der Mensch, der das Gebet verwirft, mit diesem argen Trost im Herzen sich überhaupt noch als ein Unrecht gegen seinen Nächsten vorzuwerfen! Er kann es sich allerdings nicht verbergen, daß in dem dichten, verworrenen Knäuel, in welches die Gier nach Geld und Gut, nach Macht und Ehre und Genuß die menschliche Gesellschaft verwandelt hat, jeder Einzelne nur steigen kann, indem er seinen Nächsten zur Rechten und zur Linken zu Boden wirft, und daß, je ärger das Gedränge wird, die Zahl der We-

nigen, die das Ziel erreichen, immer kleiner, die Menge der Opfer, die auf diesem Wege fallen, immer größer werden muß. Er kann sich diese Thatsache nicht verbergen, aber sie stört und beunruhigt ihn nicht. Es spiegelt sich für ihn darin nur im Kleinen das große Gesetz der Schöpfung ab, das überall zerstören müsse, um neues Leben zu schaffen. Nach seiner Ansicht ist es dies Gesetz selbst, das zu dem Menschen spricht: „Eines von beiden ist nothwendig, du mußt entweder Amboß oder Hammer sein, es giebt nichts Drittes! Den hätte die Zeit und das Schicksal noch nicht zum rechtem Manne geschmiedet, welcher sich darüber grämen wollte, daß sein Genuß ohne seines Nächsten Entbehrung, seine Ehre ohne des Nächsten Erniedrigung unmöglich, daß sein Glück des Nächsten Unglück ist." Und nun richtet eueren Blick auf die Gegenwart und sagt, ob die Menschen nicht gelehrig sind. Sie lauschen auf jedes Wort, das ihnen die Welt in diesem Lichte zeigt; in vollen Zügen trinken sie das süße Gift; es dünkt ihnen in ihrem Rausche, als hätten sie nun erst zu leben angefangen, mit solchem Eifer und Behagen arbeiten sie an dem Werke der Selbsterziehung zur Willkür und zum Unrecht, welches in dieser Schmiede der Zeit und des Schicksals zu Stande kommt!

Verweilen wir aber bei diesem widrigen Bilde nicht länger! Wir mußten es wenigstens berühren, welche Aufmunterung durch den Glauben, der das Gebet verwirft, gerade die niedrigsten Neigungen und Leidenschaften erhalten, zu denen der Mensch herabsinken kann. Um Vieles wichtiger aber scheint es mir, zu beachten, wie der Glaube an die Zeit und das Schicksal auch die Kraft des Besseren lähmt und dem Erfolge seiner Bestrebungen sich hindernd in den Weg stellt. Ich meine Alle jene, die in Bezug auf das Ziel ihres Strebens mit dem Evangelium übereinstimmen, wenn sie die Gesellschaft von verschiedenartigen, einander durchkreuzenden und widersprechenden, gewöhnlich in ihrem Ursprunge ebenso zweideutigen als in ihren Wirkungen verderblichen Rechten befreien und das öffentliche Leben nach allen Richtungen hin dem einen, über-

all sich selbst gleichen, in der Natur des Menschen begründeten Rechte unterwerfen wollen, wenn sie die Menschen davon zu überzeugen streben, daß der endlose Kampf selbstsüchtiger Interessen nicht aus der Einrichtung der Natur, sondern aus dem gänzlichen Verkennen derselben hervorgeht, und daß das wahre Gesetz unseres Wesens darauf hinweist, dem allgemeinen Wohl durch gegenseitige Förderung und Hilfeleistung eine sichere Grundlage zu geben. Bekennen sich nicht auch diese größten Theils zu dem modernen Glauben an die ewige Zeit und das allmächtige Schicksal, der die Verwerfung des Gebets zur Folge hat? und zwar ohne sich dessen bewußt zu sein, daß gerade in diesem Glauben die Hauptursache ihrer Schwäche und der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen zu suchen ist? Sie streben dahin, daß die Gerechtigkeit ihre Herrschaft auf Erden gründe. Aber der Mensch kann nur die Sache mit Nachdruck unterstützen, an deren Sieg er glauben kann. Alle Hindernisse, die sich ihm entgegenthürmen, alle Niederlagen, die er erleidet, können sogar seinen Muth herausfordern und seine Kraft erhöhen, wenn er die Ueberzeugung hegt, daß die oft lange verborgene, aber trotzdem unwiderstehlich wirkende Macht der ewigen Ordnung für ihn und gegen seine Gegner ist. Ohne diesen Glauben wird er selbst, so aufrichtig sein Dichten und Trachten, so bewundernswerth seine Hingebung sein mag, das größte Hinderniß für das Gelingen seines Unternehmens sein — im Fall des Siegs, durch Haß und Uebertreibung, im Fall des Unterliegens, durch Zweifel an der Möglichkeit des Gelingens, die er sich unmittelbar nicht eingesteht, denen er sich aber willenlos überläßt, wenn sie sich in die Vorstellung kleiden, daß es unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich sei, für seine Sache Etwas zu thun. Dieser Glaube an die Allmacht des von uns vertretenen Gedankens ist es gerade, welcher denjenigen, von denen wir jetzt sprechen, fehlt. Sie streiten für das Recht, aber die Zeit und das Schicksal, an die sie glauben, unterstützt sie nicht; die Zeit und das Schicksal, an die sie glauben, ist der ewige Wechsel des Entstehens und Vergehens; die Zeit und das Schicksal,

die ewige Macht, ist nicht für den Sieg des Rechtes, sondern für einen werdenden Kampf des Rechtes und des Unrechtes, bald diesem, bald jenem das Uebergewicht verleihend. Der Sieg, den sie erstreiten wollen, steht mit der Allmacht, an die sie glauben, selbst im Widerspruch; alle ihre Bestrebungen sind auf ein Werk gerichtet, das nach ihrer Ueberzeugung unmöglich ist.

Kurz, wohin wir auch unsere Blicke richten, das Leben des Menschen und der Gesellschaft, die das Gebet verwerfen, erscheint überall gleich öde und unfruchtbar, gleich wüst und leer. Die Geschichte der Vergangenheit berichtet von den Wirkungen des Interdikts, jener Waffe des Papstthums, die einst so furchtbar war, als das Papstthum noch über die ganze Christenheit herrschte. In dem Lande, über das die Strafe des Interdikts verhängt war, schlossen sich überall die Pforten der Tempel, die Glocken, die sonst zur Andacht riefen, verstummten, und der Priester schwieg; Allen blieben die Mittel des Heils versagt, durch welche die Kirche nach dem Glauben jener Zeit der Macht der Hölle wehrte und den Himmel öffnete, keine Taufe, keine Ehe, keine Vergebung der Sünden, keine Ruhe in geweihter Erde. Es war, als ob die Gottheit selbst vor einem solchen Volk ihr segnendes Antlitz verhüllte und es den Mächten der Finsterniß überließ.

Was damals Einbildung war, wird Wirklichkeit im Leben des Volkes, welches das Gebet verwirft, weil es nicht glauben will, daß es die Gerechtigkeit ist, deren das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit ist, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Mit dem Glauben an die Gerechtigkeit, den es verwirft, verläßt es auch das Vertrauen und die Treue, die Zuversicht zu sich selbst und die Achtung vor sich selbst. Es rühmt das als Fortschritt, was nur Irrthum und geistige Ohnmacht erzeugen kann.

So unausbleiblich aber auch diese Wirkungen sind, so reichen sie doch nicht in jene Tiefe der menschlichen Natur hinab, in der seit Menschenaltern nahe und fern sich ein neues Leben regt, ein neues Leben der Selbstbestimmung zu ernster Arbeit, freier Prüfung

und thätiger Liebe. Hält die Gegenwart an diesem Leben fest, so ist der Wahn, welcher der Verwerfung des Gebets zu Grunde liegt und sich durch sie immer mehr befestigt hat, nicht der Unglücksbote, welcher der unaufhaltsam hereinbrechenden Zerstörung voraneilt, sondern der letzte Feind, welcher allein noch die endliche, entscheidende Niederlage des Bösen aufhält. So muß es uns deshalb auch erscheinen, wenn wir treu und gewissenhaft der ernsten Arbeit der Zeit uns weihen. Ist dieser Wahn überwunden, so ist der Boden für den Bau wahrer Menschengemeinschaft frei; findet der Sohn des Menschen seinen ewigen Vater wieder und blickt vertrauend zu ihm auf, so endet der alte Zwiespalt des Menschen mit sich selbst; die lange unterbrochene Arbeit, die unserem Geschlecht aufgetragen ist, beginnt, und der ewige Gedanke des Baumeisters der Welten verwirklicht sich auch auf Erden in dem Gottesreich der Gerechtigkeit und des Friedens. Amen.

4.

Das Gebet als Mittel der Selbsterziehung.

Die Schrift gebraucht das Wort: Gebet in zwei Bedeutungen. Wenn der Apostel uns zuruft: Betet ohne Unterlaß, so müssen wir diese Aufforderung für gleichbedeutend mit der allgemeinen Ermahnung zu einem treuen und gewissenhaften Leben halten, in dem der Mensch auch nicht das Kleinste übersieht und von jedem Augenblick Rechenschaft abzulegen bereit ist. Wenn es dagegen heißt, daß Jesus sich in die Wüste zurückzog, um zu beten, und an einer anderen Stelle, daß er seine Jünger beten lehrte, so wird mit diesem Ausdruck und mit anderen ihm verwandten Beziehungen offenbar nicht jene unter allen Umständen wiederkehrende, sich stets gleich

bleibende Pflicht der Selbstbestimmung bezeichnet, sondern eine von ihr für gewisse Fälle vorgeschriebene Art geistiger Thätigkeit, welche von anderen Arten derselben zu unterscheiden ist. Unsere Betrachtungen über das Gebet nehmen das Wort nur in der letzten Bedeutung und verstehen unter ihm ein besonderes, von anderen Kreisen der Thätigkeit verschiedenes Gebiet des geistigen Lebens, das zu einer Zeit betreten und zu einer anderen wieder verlassen wird. Doch halten wir uns an den altkirchlichen Sprachgebrauch und schließen keine Gestalt, die das Gebet in dieser Bedeutung haben kann, von unserer Betrachtung aus! Wir denken bei Gebet an Alles, was sich uns sowohl als andächtige Stimmung des Gemüthes, wie als s. g. Religionsübung darstellt. Der Eine wird sich in der Stille der Einsamkeit, entfernt von Menschen, der Nähe des Ewigen deutlicher bewußt; der Andere fühlt sich in der versammelten Gemeinde, mit der er das Erinnerungsmahl des Meisters feiert, zu einer tiefen Erfassung des Lebens gekräftigt; dieser wie jener ist ein Betender. Hier steht ein Sohn an dem Grabe der Mutter in ernste Erinnerung und seliges Hoffen versenkt, dort liegt ein Weib in dem Gefühle ihrer Schuld auf den Stufen des Altars und erhebt das Auge, in dem Zweifel und Zuversicht kämpfen, zu dem Bilde der heiligen Jungfrau, und einst, zur Zeit des Heidenthums, schritten die Priesterinnen an den Festen ihrer Götter mit ernstem Blick und ernster Geberde in feierlichem Reigen daher. Sie sind sämmtlich Betende. Mag der Gedanke, der das Göttliche zu erkennen und mit unvertilgbaren Zügen dem Gedächtniß einzuprägen strebt, seiner selbst erst dann gewiß werden und sich genug gethan zu haben glauben, wenn er in Worte ausströmt, oder mag der Gedanke für die neue Einsicht, die sich nach langem Forschen und Ringen erschließt, vergebens in der ganzen Sprache nach einem Ausdruck suchen und endlich verstummen; mag die Empfindung, die uns ergreift, unsere Lippen zusammenpressen, oder mag das jubelnde Herz Blick und Miene und Worte zu Boten seines Entzückens machen: es ist Alles Gebet. Und wenn eine Christenversammlung in den Zeiten der

Verfolgung, in denen auf die Verehrung des Einen Gottes der Tod stand, sich, trotzdem daß plötzlich ein Angeber erschien, in ihrem Gottesdienste nicht unterbrechen ließ, wurde das Gebet oft selbst zu einer That heiligen Muthes, denn auch im Gebet können Worte Thaten sein. Welche Form auch nach der Gemüthsart des Einzelnen, den Umständen des Augenblicks, den Neigungen des Volkes und den Sitten des Jahrhunderts die religiösen Uebungen und das kirchliche Leben annehmen mögen: jede Form ist ein Ausdruck derselben geistigen Thätigkeit, die von uns Gebet genannt wird und, nach unserer Ueberzeugung, keinem rechten Menschenleben fehlen darf. Die Vorstellungen von dem Werthe des Gebets stehen im innigsten Zusammenhange mit der Vorstellung von der Selbsterziehung. Wenn wir uns vergegenwärtigen, was Selbsterziehung ist, so werden wir die Stelle finden, die das Gebet im Leben des Menschen einnimmt.

Die Selbsterziehung hat mit der Unterscheidung und der Wahl zwischen dem Guten und dem Bösen nichts zu thun. Der Wille, welcher Gutes und Böses bestimmt, ist, wie die ewige Gerechtigkeit, die er im Ebenbilde darstellt, das, was er ist, ganz und ungetheilt. In ihm ist kein Anfang, der an eine Vergangenheit gebunden wäre, und kein Ende, von dem Zukünftiges mit Nothwendigkeit abhinge. Denken wir an jene Worte, die der Gekreuzigte zu seinem Genossen sprach: Heute wirst Du mit mir im Paradiese sein; Du hast der Wahrheit die Ehre gegeben, und die Schuld ist ohne Macht über Dich! In diesen und ähnlichen Aeußerungen Christi ist die wahre Natur des Willens bezeichnet, der an der Unabhängigkeit des in sich selbst ruhenden Grundes Theil hat. Die Selbsterziehung aber ist ein Werk, das sich der Zeit und dem Gesetz der allmäligen Entwickelung unterworfen erweist, daß aus einem überlegten, nach den Umständen wechselnden Plane hervorgeht, das ohne Vorsicht und ohne verständigen Rückblick auf vergangene Erfahrungen keinen günstigen Erfolg haben, das bald in diesem, bald in jenem seiner Theile zu einer besonderen Aufgabe wird. Sie

vermag uns aber so wenig, wie die Erziehung durch Andere gut oder böse zu machen. Sie dient dem Willen nach der Art seiner Beschaffenheit. Sie sucht ihm alle Gaben der Natur und des Lebens zuzueignen und ihm dadurch Macht über die äußeren Dinge zu verleihn. Wirklich gelingen kann sie nur, wenn der Wille, dem sie gehorcht, gut ist. Sie umfaßt alle Mittel, durch welche die Sprache des Menschen und die ihr zu Grunde liegenden Vorstellungen von dem Zusammenhange der Dinge, die Art und Weise des Zusammenlebens mit Anderen, die Theilnahme an den Sitten, Gesetzen und Einrichtungen der Gesellschaft allmälig so umgestaltet werden, daß wir uns in unserem Thun und Wirken immer vollkommener der Gesetzmäßigkeit anschließen, nach der Natur und Menschenleben sich entfalten, daß wir alle Güter der Schöpfung richtiger verstehn und benutzen und alle Güter des Lebens besser verwalten lernen, daß wir die Macht des guten Geistes, die Wirkungen und Erzeugnisse des Bösen glücklicher überwinden und leichter aus dem Leben verdrängen, daß wir durch die Macht des guten Geistes das Reich desselben in der Welt weiter und weiter ausbreiten. Der Begriff der Selbsterziehung ist seinem ganzen Umfange nach in dem alten Spruch: Bete und arbeite, enthalten. Gebet und Arbeit sind die beiden Mittel, die, mit einander verbunden, alle Aufgaben jener erschöpfen. Sie ergänzen einander, wie Einathmen und Ausathmen im leiblichen Dasein. In der Arbeit breitet sich der Geist nach allen Seiten aus und tritt mit Allem, was lebt, in Verkehr; in dem Gebet sammelt er sich und kehrt ein in sich selbst. Die Arbeit findet in jeder Erscheinung des äußeren Daseins die Aufforderung, alle Anlagen und Kräfte der Sele zu üben. Das Gebet stellt die Einheit des inneren Lebens immer wieder her. Das Gebet ist der Inbegriff sämmtlicher Mittel, durch deren Anwendung die Sele in allen Beziehungen der Dinge zu einander ihre eigene Beziehung zu sich selbst erkennt und trotz der Betheiligung an den verschiedensten Geschäften dahin gelangt, sich immer deutlicher ihrer selbst bewußt, immer nachhaltiger ihrer selbst gewiß zu werden.

Ich besorge, daß sich mit der Erklärung, das Gebet sei eines der beiden Mittel, in deren Anwendung die Selberziehung bestehe, gerade Viele von denen, die es werth halten, nur schwer werden befreunden können. Sie werden meinen, daß das Gebet als ein Mittel aufgefaßt, seines heiligen Charakters entkleidet werde. Aber die Ansicht, welche dieser Befürchtung zu Grunde liegt, ist es eben, die der Erkenntniß der Wahrheit überall widerstrebt. Diese Ansicht ist nichts als jener alttestamentliche, von Jesus bekämpfte Wahn, daß einzelne Speisen, einzelne Zeiten und Orte, einzelne Anlagen und Geschäfte reiner, heiliger und würdiger wären, als andere. Diese Furcht ist die alttestamentliche Heiligung des Feiertags und Sabbaths, eine von jenen zahllosen Gestalten des Irrthums, der mit dem Erhabenen Götzendienst treibt und allen jenen verwirrenden Unterscheidungen des Hohen und Niedrigen Eingang verschafft hat. Möchten wir nie jenes prophetische Wort vergessen, welches die Wirksamkeit des Erlösers so ankündigte: Alle Thäler und Tiefen sollen voll, und alle Berge und Hügel erniedrigt werden! Möchten wir nie jenes andere Bild vergessen, das ihn darstellt, wie er die Gewaltigen vom Stuhle stößt und die Niedrigen erhebt! Auch in den Gedanken, welche sich die Menschen von Gott und von der Vorzüglichkeit gewisser Fähigkeiten des menschlichen Geistes und von der ausschließlichen Vortrefflichkeit gewisser Verrichtungen des menschlichen Lebens bilden, offenbart sich der Hochmuth, den Jesus angreift. Ist es uns nie eingefallen, daß, wenn wir das Gebet ehren wollen, indem wir es für etwas Höheres, Würdigeres, Erhabeneres ansehen, als die Arbeit, wir diese erniedrigen, herabwürdigen und zu etwas Gemeinem machen? Ist aber die Arbeit, obschon sie es unläugbar mit der Herbeischaffung und Behandlung des mannigfaltigsten Stoffes zu thun hat, nicht von Gott ebenso in seinen ewigen Haushalt aufgenommen, als das Gebet. Demjenigen, der das Gebet dadurch herabzuwürdigen meint, daß er es auf dieselbe Stufe mit der Arbeit stellt, wäre es heilsam, die Stimme eines Engels zu vernehmen, die ihn, wie jenen Petrus mahnte: Mache du nicht

gemein, was Gott gereinigt hat! Jede Arbeit, zu der uns Gott beruft, ist ebenso heilig, als das Gebet, und die Vorstellung, daß dieses uns der Gottheit näher bringen könne, als jene, ist ein Irrthum, entstanden in den Herzen derjenigen, die überall für eine Stelle sorgen, von welcher sie mit Geringschätzung auf Andere hinabblicken dürfen. Indem wir das Gebet als eines der beiden Mittel bezeichnen, deren Gebrauch die Selbsterziehung ausmache, erniedrigen wir es nicht, sondern erheben es und nehmen es auf in das heilige Gesetz, nach welchem alle Dinge vor Gott gleich sind. Denn in Allem, was zum Nützlichen gehört, ist der Ewige nicht weniger offenbar und gegenwärtig, als in der Natur und in dem Gewissen. Während die Arbeit das Mittel der Selbsterziehung ist, durch welches allmälig immer reinere Gottesverehrung und Selbsterkenntniß aus der rechten Behandlung jeder einzelnen Lebensaufgabe gewonnen wird, ist das Gebet das andere Mittel, durch welches diese Gottesverehrung und Selbsterkenntniß aus einer immer festeren Verbindung und innigeren Vereinigung aller verschiedenen Seiten des Daseins im Menschengeiste erzeugt wird.

Wie werden wir nun das Mittel der Selbsterziehung, das Gott uns im Gebet gewährt, in unserem Leben anzuwenden haben? Nicht anders als jedes andere Mittel. Wir müssen es ergreifen und uns in der Anwendung desselben fort und fort üben, bis es in uns eine Kraft und Fertigkeit geworden ist, die, unabhängig von dem Anstoß einzelner Entschließungen, ihr Leben in sich selbst hat.

Wir ergreifen das uns in dem Gebet dargebotene Mittel der Selbsterziehung, indem wir mit dieser Uebung der Gottesverehrung und Selbsterkenntniß, so gut wir können, beginnen. Die einzige Bedingung, die dabei zu erfüllen ist, besteht offenbar darin, daß wir es sind, die es thun d. h. daß wir nicht durch äußere Gewalt, durch das Ansehn einer Person, durch Ueberredung, durch Furcht vor Verlust oder Begierde nach Vortheil, nach Art eines Werkzeuges dazu in Bewegung gesetzt werden, sondern daß wir es aus eigenem Antriebe, aus Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Sache,

also im vollen Sinne des Wortes selbst unternehmen. Aber Viele zögern mit diesem Anfange, weil man ihnen gesagt hat, es gehöre eine besondere Stimmung dazu; und auf diese Stimmung warten sie. Sie werden vergebens warten. Sie bedenken nicht, daß, wenn es eine solche Stimmung zur Sammlung des Gemüthes giebt, doch diejenigen, die dem Gebet entfremdet sind, derselben durchaus unfähig wurden, da die Anstrengungen der Arbeit, das Geräusch des Geschäftslebens, die Zerstreuungen des Vergnügens, kurz das, was sie allein kennen, zusammen dahin gewirkt hat, jene Stimmung zu verscheuchen. Nach diesen Arbeiten und Vergnügungen werden allerdings ungerufen Zeiten der Abspannung, des Ueberdrusses, der Langenweile eintreten; aber jene Stimmung zur Sammlung des Gemüthes gehört nicht zu den Dingen, die ungerufen kommen. Mahnungen des Gewissens, an denen es in dem Leben keines Menschen fehlt, werden vielleicht auch als Empfindungen der Sehnsucht nach dem Ewigen im Herzen wiederklingen; aber in der Sele dessen, der nicht betet, ist diese Erinnerung an das, was verloren ist und uns mangelt, das Gegentheil jener zum Gebet einladenden Stimmung, in welcher sich die Fülle und der Reichthum des inneren Lebens offenbart. Nein, nicht darauf kommt es an, diese Stimmung abzuwarten, sondern vor Allem darauf, Zeit zum Gebet zu schaffen. Diese Forderung wird Vielen äußerlich und geistlos erscheinen. Sie ist in der That unverträglich mit der Richtung der Menschen, welche das Gebet nicht als Etwas ansehen, das, wie ihr Weinstock oder ihr Blumenbeet oder ihr Webestuhl, nur in dem Verhältniß der darauf verwendeten Mühe Nutzen bringen kann, sondern welche das Gebet dem Kreise unseres bewußten Thuns und Wirkens entrücken und es für Etwas halten, das den Gestirnen gleicht; sie leuchten, ohne daß wir dafür zu sorgen haben. Ist aber das Gebet wirklich als Sammlung des Gemüthes neben der Arbeit eine besondere Aufgabe unseres Lebens, so ist die Forderung unabweislich, daß vor Allem Zeit zum Gebet zu schaffen sei. Das Einzige, wozu es im Menschenleben keiner besonderen Zeit bedarf, weil es

sich stets auf gleiche Weise gegenwärtig und wirksam zeigt, ist die Unterscheidung des Bösen und des Guten, in der sich das ungetheilte Dasein des freien Willens, der Vernunft und des Gewissens offenbart. Der jedesmalige Augenblick unseres Lebens mag der Erholung oder der Anstrengnng gewidmet sein: die Wahl zwischen Furcht und Freiheit, zwischen Selbstsucht und Liebe kann nicht nur, sondern muß überall von uns vollzogen werden. Sehen wir aber von dem Wesen der Selbstbestimmung ab, so braucht Alles und Jedes, wie Tag und Nacht, wie Sommer und Winter seine besondere Zeit. Soll das Gebet in meinem Leben seine Stelle finden, so brauche ich auch dazu eine besondere Zeit, die ich dem Geschäft oder der Erholung entziehn muß. Das ist bei der Andacht der Fall, zu der wir uns an diesem Orte am Sonntag versammeln, und das ist stets der Fall, wenn wir beten. Wenn wir unter Gebet die besondere Art der Selbstthätigkeit verstehen, die als Sammlung des Gemüthes und Einkehr in uns selbst der Arbeit entgegengesetzt ist, und wir doch beten zu können meinen, ohne jenem eine besondere, ihm ausschließlich bestimmte Zeit anzuweisen, so täuschen wir uns selbst. Auch ist das Erforderniß einer besonderen Zeit zum Gebet Allen mit Ausnahme derer, die ihr Lebensberuf in die gefährliche Kunst, für und wider jeden Satz Gründe aufzufinden, eingeweiht hat, ohne Weiteres so klar, daß sie der Aufforderung, sich dem Gebet wieder zuzuwenden, einfach erwiedern: Es fehlt uns an Zeit. Sie würden diese Antwort wahrlich nicht geben, wenn sie das Gebet nicht für etwas Entbehrliches hielten; denn das sicherste Anzeichen, daß der Mensch Etwas für nothwendig hält, liegt darin, daß er sich dazu Zeit zu schaffen weiß. Doch scheint in jener Antwort zugleich die Ahnung ausgedrückt zu sein, daß, wenn wir das Mittel der Selbsterziehung, das Gott uns im Gebet gewährt, wirklich anwenden wollen, es mit den wenigen Augenblicken nicht abgethan sei, die wir an Sonn- und Feiertagen zu diesem Zwecke bestimmen. So ist es in der That! Das Gebet kann nur dann seinen Zweck erfüllen, wenn wir dem Gebrauch

dieses Mittels so viel Zeit widmen, daß es endlich in uns eine Kraft wird, die, frei von dem Einfluß einzelner Entschließungen, sich von selbst äußert. Es wäre gewiß ein beklagenswerther Irrthum, wenn man nach Art gewisser Mönche das Leben für um so vollkommener halten wollte, je mehr Zeit der Arbeit entzogen und dem Gebet überwiesen würde. Aber es würde auf der anderen Seite ebenso ein gänzliches Verkennen der wahren Lebensordnung verrathen, wenn man annehmen wollte, daß, um uns zur unerschütterlichen Einheit des Lebens zu führen, die gelegentlichen religiösen Anregungen genügten, für welche die Kirche sorgt. Diese gelegentlichen Anregungen werden Jedem früher oder später überflüssig erscheinen, der nicht aus eigenem Antriebe, das allgemeine Priesterthum des Evangeliums an sich bewährend, die Uebungen der Gottesverehrung und Selbsterkenntniß zu einer ununterbrochenen, von Tage zu Tage fortgehenden Lebensentwickelung zu machen weiß. Täglich zieht uns die Arbeit bald hierhin, bald dorthin, gewöhnt unseren Blick an die zerstreuende Mannigfaltigkeit des Lebens und fordert uns auf, eine einzelne Seite des Daseins mit unbedingter Theilnahme und Hingebung zu erfassen. Daher bedarf es, um das Bewußtsein der alles Lebendige zusammenschließenden Einheit wiederherzustellen und die Sele sich selbst in allen Erscheinungen wiederfinden zu lassen, täglich aufs Neue der Sammlung des Gemüthes. Ohne das tägliche Gebet muß uns das tägliche Geschäft uns selbst entfremden. Um das Gleichgewicht zwischen dem Leben außer uns und dem Leben in uns zu erhalten, bedarf es des Gebets, das ist der Grund, weshalb ich mir ein wahres Menschenleben ohne Gebet und zwar ohne tägliches Gebet nicht denken kann.

Es ist bekannt, welche Bedenken unter uns Protestanten dieser Forderung des täglichen Gebets jetzt meistens entgegengestellt werden. Man hat gesagt, das Gebet werde auf diese Weise zu einem moralischen Zwange, müsse sich zum Wortgebet verflachen, mache das Bedürfniß von Andachtsbüchern wieder rege und arte zu einer Gewohnheit aus. Mir scheint aber, daß diese Bedenken nicht aus

der Erkenntniß der Wahrheit entspringen, sondern aus dem behaglichen, vornehmen und empfindsamen Charakter, den die Religion unter den Einwirkungen des Zeitgeistes schon lange angenommen hat, herstammen. Man meint, das Gebet sei nur dann rechter Art, wenn es ungesucht komme, unwillkürlich aus der Tiefe des Herzens hervorströme, mit unwiderstehlicher Kraft, wie das Schöne und Erhabene, uns überwältige und mit sich fortreiße. Das heißt: Man wünscht Religion und Gebet als Genuß; wo sie Anstrengung und Selbstüberwindung fordern, werden sie als unbequem und lästig abgewiesen. Der Apostel schildert den Zustand seines inneren Lebens so, daß er das Gute, das er wolle, nicht thue, das Böse dagegen thue, das er nicht wolle. Wir müssen es jedem Einzelnen zu entscheiden überlassen, ob er auf dem Wege der Freiheit schon so weit fortgeschritten ist, daß jene Schilderung des Apostels ihn nicht mehr trifft. Wer sich aber nicht über den Apostel stellt, dem wird Nichts übrig bleiben, als sich zu nöthigen, daß er das Gute, das in ihm noch immer nicht zur That werden wollte, endlich vollbringt. Das gilt wie von jedem guten Werke, so auch vom Gebet. Es war gewiß verkehrt, wenn man früher behauptete, nur das sei in Wahrheit gut, was uns Kampf gekostet; aber viel bedenklicher muß denen, die Jesus nachfolgen, der entgegengesetzte Irrthum erscheinen, daß jeder Zwang, den wir uns selbst auferlegen, vom Bösen sei. Gewiß die Götter finden nicht Gefallen an der Qual des Menschen; aber sie hören deshalb nicht auf, die Erfüllung einer Pflicht zu fordern, weil der Mensch durch sein Verschulden in einen Zustand gerathen ist, in welchem die ernste Erfüllung fast jeder Pflicht ihn zu schmerzlichem Entsagen nöthigt. Jesus versichert zwar, sein Kreuz sei sanft und seine Last sei leicht; aber würde es dieser Versicherung bedurft haben, wenn er es nicht mit Menschen zu thun gehabt hätte, die sie vorerst nur als hart und drückend empfanden? Nein, meine Freunde, laßt uns die Pflicht des Gebets deshalb nie zurückweisen, weil die Mahnung zu demselben, sie komme aus unserem Inneren oder von Außen her, uns unbequem und ungelegen ist!

Dieser Rath, uns zum Gebet anzuhalten, trotzdem, daß die Neigung uns zum Geschäft oder Vergnügen zieht, wird aber bei Vielen deshalb Widerspruch erfahren, weil, wenn wir uns zum Beten entschließen, ohne uns dazu getrieben zu fühlen, dieser Entschluß kaum ohne Hilfe eines Gebetbuches auszuführen ist, Weniges aber so entschiedene Geringschätzung findet, als der Gebrauch sogenannter Gebetbücher, nicht nur schlechter, sondern aller ohne Unterschied, auch der besten Schriften, die zu solchem Zwecke gelesen würden. Diese Geringschätzung ist zu der Zeit entstanden, in der man anfing, den höchsten Ruhm darin zu setzen, Alles aus sich selbst zu nehmen, nie auf einer von Anderen betretenen Bahn zu wandeln, stets, wie man es damals nannte, originell zu sein. Seitdem schlich sich auch in das religiöse Leben der vornehme Ton der Geistreichen ein, und nur das Gebet schien etwas werth zu sein, dessen Gedanke und Ausdruck aus dem eigenen Geiste geschöpft wäre. Nun ist es gewiß kein geringer Vorzug des Gebildeten, daß ihm zum Ausdruck dessen, was in ihm lebt, stets eigene Gedanken und Worte zu Gebot stehen; aber im Reich der Wahrheit giebt es nicht nur nicht Arm und Reich, Mann und Weib, Freie und Knechte, sondern auch keinen Unterschied von Gebildeten und Ungebildeten. In einer Beziehung muß das Gebet allerdings mein eigenes Werk sein! Dies ist aber eine Bedingung, die der Ungebildete, wie der Gebildete erfüllen kann. Jedes Gebet, das mich fördern soll, muß insofern mein eigenes sein, als es aus meinem freien Willen, aus dem Bedürfniß meiner Vernunft, aus dem Antriebe meines Gewissens, aus der Ueberzeugung von der inneren Nothwendigkeit desselben, aus meiner Liebe zu Gott hervorgeht oder in seinem Verlauf auf diesen Grund zurückgeht. Ist es der Fall, und entspringt aus der Quelle der Freiheit und Selbstbestimmung der Strom des Gebets, so wohnt in ihm eine Kraft, welche die Armuth und Unbeholfenheit des eigenen Denkens und der eigenen Sprache nicht zu fürchten hat, eine Kraft, welche dadurch Nichts verlieren kann, daß ich, weil mein Geist nicht geübt genug ist, um alle Erfahrungen des Lebens schnell

herbeizurufen und jeder den am meisten bezeichnenden Ausdruck zu verleihn, die Betrachtungen, die einen geübteren Geist bezeugen, zu Hilfe nehme und zu meinem Nutzen verwende. Es sind dann nicht fremde Gedanken und unverständliche Zeichen, die ich im Gebetbuche finde, sondern Gemeingüter, deren ich mich bediene; es sind meine eigenen Ueberzeugungen, meine eigenen Bedürfnisse, meine eigenen Versuchungen, meine eigenen Hilfsmittel, meine eigene Armuth und mein eigener Reichthum. Es fehlte mir nur das Auge, um Alles, was in mir ist, zu sehn, der Mund, um es mir vernehmbar auszusprechen, und ich sollte anstehn, durch den Blick und das Wort eines Jesus, Paulus, Thomas a Kempis, Luther und Fenelon mir zu vergegenwärtigen, was in mir ist? Nein! Wenn mir die Liebe Gottes das Gebet eingab, so werden selbst weniger herrliche Gaben mir zu meinem Besten dienen müssen!

Am verbreitetsten von allen Vorurtheilen aber, die sich der Rückkehr zum Gebet in den Weg stellen, ist das, welches auf der Vorstellung beruht, daß die Empfindungen des Gebets, in Worte gefaßt, ihrer Freiheit und Schönheit beraubt werden und, zur Gewohnheit geworden, ganz und gar ihren hohen Charakter verlieren und zu etwas Gewöhnlichem und Gemeinem herabsinken müßten. Daß Worte etwas Todtes und Gemachtes sein können, ebenso wie affectirte Empfindungen es wirklich sind, ist unzweifelhaft, und daß eine knechtische Gewohnheit mit dem Wesen des Gebets, wie mit allem wahrhaft Nützlichen und Heilsamen unverträglich ist, steht ebenfalls fest. Daß aber die Meinung hat aufkommen können, das Wort als solches, die Sprache selbst beeinträchtige das Wesen des Gebets, und jede Gewohnheit sei knechtisch und gedankenlos, das ist eine der bedenklichsten Erscheinungen unseres Zeitalters. Ein Zusammenwirken alter und neuer Verirrungen hat dies Vorurtheil zu Wege gebracht. Ich kann es nur ein Gottesgericht nennen, daß gerade in der protestantischen Christenheit die Furcht vor dem Worte entstanden ist. Das Wort war es gewesen, mit dessen Hilfe die Reformatoren ihre herrlichsten Siege errungen, das Wort — als

Träger der Liebe zu Gott, als Träger der Erkenntniß und der Freiheit. Sie konnten mit Recht stolz sein auf den Gebrauch, den sie von dieser Waffe des Geistes gemacht und die Menschen machen gelehrt hatten. Würde ihre Kirche diesen Weg verfolgt, diese Waffe des Geistes nicht gemißbraucht und zu einem Werkzeug eitler Schulgelehrsamkeit und elender Streitsucht herabgewürdigt haben, so hätte nie die gegenwärtige Furcht vor dem Worte, auch in Bezug auf das Gebet, entstehn können. Mit jener alten Schuld verband sich im vorigen Jahrhundert eine neue Verirrung, um das Gebet in der Gestalt, in welcher es allein eine tiefe und dauernde Wirkung auf das Leben ausüben kann, gänzlich in Mißachtung zu bringen. Es entstand in dem gegen die Versuchungen des zunehmenden Wohlstandes unbewachten Herzen des Volkes eine immer steigende Genußsucht und in den Kreisen der Gebildeten die vollendetste Erscheinung derselben, die Empfindsamkeit, das Schwelgen in Gefühlen, welches seitdem meistens in Ueberdruß, Ekel und Stumpfheit übergegangen, selten der wiedergewonnenen geistigen Gesundheit gewichen ist. Als die Empfindung statt der Gerechtigkeit auf den Thron erhoben war, und die Gefühlstrunkenheit, die nicht spricht, höchstens stammelt, überall abgöttisch verehrt wurde, mußte das bestimmte, aus redlichem Forschen und Prüfen geborene Wort immer mehr als ein unberechtigter Eindringling in das Heiligthum der Religion behandelt und endlich ganz verstoßen werden. „Gefühl ist Alles," hieß es nun, „Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth." Man konnte sich noch unter Gebet etwa den nach der ermüdenden Aufregung der Leidenschaften und Vergnügungen süßen Genuß der Einsamkeit und Erinnerung denken; aber dieser Genuß hatte Nichts so sehr zu fürchten, als das Gebet, die stille Einkehr in sich selbst, bei welcher die abschreckende Leere des Inneren zu Tage gekommen wäre. Die Schwäche des Urtheils, in die man auf dem eingeschlagenen Wege versank, veranlaßte, daß man zuerst willkürlich die Empfindung für den einzig wahren Inhalt des ganzen Menschenlebens erklärte und das Wort ebenso willkürlich zu

einem wesenlosen Schatten machte, dann alles Ernstes den Werth dieser eingebildeten Dinge gegen einander abwog und als unzweifelhaft ansah, die Empfindung wäre um so vorzüglicher, als das Wort, wie der ganze Körper eines lebendigen Thieres mehr gelte, als die Haut eines todten. Als einst unsere Vorfahren, ohne dem Buchstabendienst zu fröhnen, die Worte des Gebets achteten, wußten sie, daß das Wort allein und die Empfindung allein Nichts wäre, daß sie aber beide als das, was sie in Wirklichkeit sind, als Werkzeug und Träger, Bild und Ausdruck des in der Freiheit gegründeten Lebens gleich hoch gehalten, gleich gewissenhaft gebraucht werden müßten. Wir haben uns sicherlich zu hüten, daß wir in gerechtem Unwillen über die Seuche der Empfindsamkeit und Gefühlsschwärmerei nicht unbillig gegen die gemißbrauchte Gabe des Schöpfers werden. Denn die Empfindung ist in der heiligen Ordnung der Welt, in dem Dienst der ewigen Gerechtigkeit nichts Geringeres, als Verstand und Ueberlegung, That und Gesetz, Einrichtung und Sitte. Sie tritt aber aus der heiligen Ordnung des Ewigen heraus, wenn sie das, was ihr ebenbürtig zur Seite steht, das Wort, welches der Leib des Gedankens, sowie die Sitte und Gewohnheit, welche die Erscheinung der Ausdauer und Treue ist, verachtet. Es hat wahrlich Menschen gegeben, in denen die Empfindungen des Gebets so rein waren, daß sie in der gemißhandelten Sprache ihrer Zeit vergebens einen Ausdruck suchten; aber wir dürfen nicht vergessen, daß das Verstummen der Empfindung auch die Armuth des Gedankenlebens andeuten kann. Dank dem Ewigen, daß er uns, auch für das Gebet, die Empfindung verlieh, die, wie das Wehen der Abendlüfte, uns so oft kühlend erfrischt! Ist aber in der Schöpfung nur Luft? Ist in ihr nicht ebenfalls der Schatten gewährende, Frucht tragende Baum und der sogar in wilder Brandung unerschütterte Fels? Und die schwankenden Empfindungen des Gebets sollen sich nicht zu scharf ausgeprägtem Gedanken und Wort, zu fester, das Leben stützender, selbst dem Sturm der Leidenschaft widerstehender Sitte und Gewohnheit verdichten und organisiren

dürfen? Ja! sie dürfen, sie sollen es! Alles, was wie das Gebet eine Grundrichtung des Lebens darstellt, muß, um seinen Zweck zu erreichen, die Formen des Empfindens, Denkens und Thuns zugleich erfüllen.

Laßt uns endlich unseren Standpunkt der Betrachtung außer dem Bereich der Vorurtheile nehmen, welche den Verfall des Gebets beschleunigt haben, und wir werden finden, daß sie alle, mit dem behaglichen, vornehmen, empfindsamen Charakter, der lange schon die Frömmigkeit entstellt, verwandt, mehr oder weniger auf die Herrschaft des gefährlichsten Privilegiums, des Vorrechtes der sogenannten Bildung, auf die unter uns mächtige, mit dem Gottesreich des Evangeliums unvereinbare Aristokratie des Geistes hinweisen und in dem Grundirrthum wurzeln, welchem das Gute und Gerechte in seiner Einfachheit und Anspruchslosigkeit nicht genügt und statt dessen das Außergewöhnliche, Seltene, Große und Erhabene erstrebenswerth dünkt. Vergessen wir nicht, daß Jesus erschienen ist, die Tiefen zu füllen und das Hohe zu erniedrigen, lernen wir Demuth, jene Demuth des Freien, zu der uns die Gerechtigkeit mit der Erkenntniß des Gesetzes der Gleichheit führt, und es wird uns wieder leichter werden, zu beten! Amen.

5.

Das kirchliche Gebet.

Es ist eine der schönsten Gaben, welche ein freundliches Schicksal der Kindheit und Jugend gewähren kann, wenn der Mensch vor seinem Eintritt in die Welt sich unter dem Einfluß seiner häuslichen Umgebung unbewußt allmälig in jene Gemeinschaft des Geistes, die wir Gebet nennen, hinein gelebt hat. Ist es der Sele

zum Bedürfniß geworden, den bunten und oft verwirrenden Wechsel des Lebens häufig durch Augenblicke der Sammlung und der Einkehr in sich selbst zu unterbrechen; hat das Auge sich daran gewöhnt, den Blick über das Gedränge der Eindrücke, die uns so leicht herabziehen und uns selbst entfremden, immer wieder suchend, verlangend, fragend, bittend zum Ewigen zu erheben: so sind diese unwillkürlichen Regungen des Herzens für den Menschen jene schirmende und rettende Kraft, welche die Dichtung in die Gestalt von treuen Schutzengeln gekleidet hat, unter deren Obhut der Wanderer, unberührt von den drohenden Gefahren, die sich ihm nahen, sicheren Schrittes seine Bahn verfolgt. Die Saaten, die in seine kindliche Sele niedergelegt wurden, tragen nun ihre Frucht; wo Andere straucheln, schwanken, fallen, steht er fest, weil in dem entscheidenden Augenblick, dessen überwältigenden Eindrücken er erliegen zu müssen schien, aus der Tiefe seines eigenen Herzens eine Stimme hervortönt, die er liebt, die er als sein besseres Selbst liebt und ehrt, und die in ihm spricht: wie sollt' ich ein so groß' Unrecht thun und den Vater im Himmel betrüben!

Je mächtiger aber die Wirkung sein kann, welche diese unwillkürlichen Regungen des Herzens auf einen Menschen ausüben, der früh mit dem Gebet bekannt geworden, desto wichtiger ist es, daß diese Wirkung nicht weniger Reinheit als Stärke besitze, daß die Gedanken, die das Verlangen nach dem Ewigen eingiebt, aus der Freiheit geboren seien, daß die Empfindungen, die in solchen Augenblicken unwillkürlich zum Gebet werden, nicht, während sie vor dem gefürchteten Bösen retten, das noch nicht erkannte Böse verhüllen. Ist dies der Fall, so ist die Rettung, die sie bringen, unzertrennlich von neuen Versuchungen. Dies wird aber bei allen Menschen der Fall sein, bei denen das Gebet, das seit den frühesten Jahren ihrer Kindheit mit ihren Bedürfnissen, Erinnerungen und Gewohnheiten verwachsen ist, seinem Gedankengehalt nach eine Mischung von Irrthum und Wahrheit darstellt. Auch wir gehören zu diesen Menschen, wenn das Gebet, an dem wir lange Zeit in

den religiösen Versammlungen theilgenommen, nicht gewissenhaft von uns geprüft ist. Die Meisten werden vielleicht darin mit mir übereinstimmen, daß die Menschen, die auf dem Wege religiöser Erkenntniß und Selbstbefreiung fortschreiten, je länger, desto weniger im Stande sind, in der Art des Betens, die in der Kirche üblich ist, Befriedigung zu finden. Wird aber diese Uebereinstimmung auch dann noch stattfinden, wenn wir fragen, was es ist, das uns im kirchlichen Gebet mißfällt, wenn wir untersuchen, welches der Grund ist, warum wir auf dem gegenwärtigen Standpunkt unseres inneren Lebens so nicht beten können, wie uns die Kirche lehrt? Ich muß besorgen, daß vielen Freunden gerade diejenigen Eigenthümlichkeiten des kirchlichen Gebets widerstreben, die es mir werth und theuer machen, daß viele gerade das in ihm als Aberglauben verwerfen, was mir ein reiner und schöner Ausdruck der Wahrheit erscheint.

1. Viele meinen, dem kirchlichen Gebet sei die Anrede an Gott wesentlich, und behaupten, mit einer würdigen Vorstellung von der Majestät des Allmächtigen und Unendlichen sei es unvereinbar, ihn uns wie eine beschränkte Persönlichkeit, wie Einen unseres Gleichen gegenständlich zu machen. Aber die Kirche hat die Anrede an Gott nie als ein wesentliches Merkmal des Gebets angesehen. Sie hat nur die getadelt, welche jene aus dem angeführten Grunde vermeiden zu müssen glaubten, und sie hat, wie mir scheint, recht daran gethan! Wer Gott aus seiner Sprache nicht überhaupt verbannen will, hat nur die Wahl, zu ihm oder von ihm zu sprechen. Wenn ich zu ihm spreche, so denke ich ihn mir als einen Gegenwärtigen, wenn ich von ihm spreche, als einen Abwesenden. Leider kennen ihn Unzählige noch immer nur als einen Abwesenden und Entfernten und vermögen deshalb auch nicht, ihn ohne Zwang anders zu bezeichnen. Nichts scheint mir aber unbegründeter, als die Versicherung, daß in uns das Bild der Gottheit der Größe und Unendlichkeit derselben näher komme, wenn wir von ihr, als wenn wir zu ihr sprechen. Wie wir es auch anstellen mögen: wir können es nicht vermeiden, sie uns auch endlich und beschränkt zu

denken. Und warum sollten wir dies vermeiden? Die Erkenntniß der Wahrheit könnte dadurch offenbar nicht gewinnen, sondern nur verlieren. Oder gehört es nicht zum wahren Wesen der Gottheit, daß sie sich im Endlichen offenbart, sich in das Endliche kleidet, ohne dadurch des Charakters ihrer Unermeßlichkeit und unerschöpflichen Fülle verlustig zu gehn? Gehört es nicht zum wahren Wesen der Gottheit, daß sie auch in dem beschränktesten Raum und in der dürftigsten Erscheinung, im Sandkorn, im Wassertropfen, im Luftatom ganz sie selbst, Schönheit und Vollkommenheit, Herrlichkeit und Kraft bleibt? Gehört es nicht zur Natur dieser Vollkommenheit, daß das unendliche Universum ihr nicht näher steht, und die Stäubchen, die im Sonnenstrahle spielen, ihr nicht ferner sind, weil sie in Allem, und Alles in ihr ist? Das scheint derjenige gänzlich zu vergessen, der die Gottheit zu beleidigen fürchtet, wenn er sie als eine beschränkte menschliche Persönlichkeit anredete. Auch in dieser wohnt der ganze Reichthum der Gottheit, und das Einzige, das über den Werth unseres Gebets entscheidet, liegt darin, ob wir auch bei ihm empfinden, erkennen und bethätigen, daß und wie sich in dem beschränkten Menschenwesen die ewige Vernunft offenbart. Daß aber die ewige Kraft und Weisheit in jedem Pulsschlag und Gedanken des Menschenlebens gegenwärtig zu wissen, die ewige Ordnung und Liebe in jeder Fügung des Schicksals sich bethätigen zu sehn auch im Gebet meine erste und letzte Pflicht ist, daran erinnert mich Nichts ungezwungener, natürlicher, lebhafter und eindringlicher, als die alte, schöne Sitte, nach welcher der Mensch den Ewigen anredet als seinen Gott, als seines Gleichen. Wer ihn dadurch mehr zu ehren meint, daß er ihn nur unter dem Bilde der Naturkräfte, unter dem Bilde von Erscheinungen anbetet, die auf den ersten Blick Wenig von den Zügen des menschlichen Antlitzes zeigen, dem wird die Sprache Gottes im Gewissen bald fremd und unverständlich. Wer aber Gott in der Offenbarung des Menschengeistes sucht und findet, gewinnt von hier aus das Verständniß der ganzen Schöpfung, erkennt leicht und sicher im Spiegel seines ei-

genen Wesens auch die Gottesoffenbarung in der Natur, schaut überall die Eine schöpferische Kraft der Freiheit, welche in seinem eigenen Willen wirkt, das Gute schaffend, oder das Böse, wo sie es wählte, selbst vernichtend. Die Zeit ist noch nicht wieder erschienen, von der die heilige Dichtung sagt, daß die Erde ein Garten Gottes war, und der ewige Vater in ihm mit seinen Menschenkindern einher wandelte, und Alles in Friede und Freude ihm diente. Bis diese Zeit aber wiederkehrt, dünkt mir Nichts ein schöneres Bild jener entschwundenen Wirklichkeit, ein holderes Andenken jener Tage, ein heiligeres Vermächtniß der Vergangenheit, eine erhebendere Verheißung einer herrlicheren Zukunft, als der Ausdruck kindlicher Unbefangenheit und Zuversicht, mit dem der Mensch auch heute im Gebet Gott anredet, als wandelte er noch mit ihm in dem kühlen Schatten des Gartens, und ich danke es der Kirche aus tiefster Sele, daß sie diese schöne, reine, fromme Sitte uns erhielt.

2. Eine andere Vorstellung, die dem kirchlichen Gebet zu Grunde liegt und Vielen noch größeren Anstoß erregt, als die erste, ist diese, daß Gott sich bitten lasse, daß er Güter, die den Menschen zugedacht und nöthig sind, ihnen doch nicht eher gewähre, bis sie ihn gebeten haben. Worin soll aber das Irrthümliche dieser Vorstellung bestehn? Man sagt: Selbst der irdische Vater, der sein Kind liebt und ihm eine gute Gabe bereitet hat, wartet nicht, bis es ihn mit Worten angeht, und jeder Mensch, in dessen Sele Erbarmen lebt, hält dem Bettler gegenüber mit der Spende nicht zurück, bis er ihn anspricht; Gott aber, der die höchste Liebe ist, sollte dies thun? Ich erwiedere darauf zunächst, daß wir, eben weil er die höchste Liebe ist, ihn nicht würden mißverstehn können, wenn er es thut. Von Allem, was wir sind und haben, giebt es Nichts, was wir nicht seiner Liebe verdanken, was wir nicht von ihm haben und durch ihn sind. Es kann uns also für unzweifelhaft gelten, daß, wenn Gaben vorhanden sind, die er zurückhält, bis wir ihn gebeten, der Grund dieses Verfahrens nicht in einem Mangel an Liebe zu suchen ist. Es wird uns im Gegentheil, wenn wir die zahllosen

Segnungen, die unser Dasein bilden, nicht ganz gedankenlos und undankbar empfangen haben, ohne Weiteres gewiß sein, daß, wenn er einzelne Wohlthaten zurückhält, bis wir ihn gebeten, der Grund auch dieser Fügung nichts Anderes als Liebe sein kann. Wissen wir nicht aus der Erfahrung des Menschenlebens, daß die Liebe sich nicht nur im Gewähren, sondern auch im Versagen offenbart? Hier sprechen wir aber nicht davon, daß Gott so oft aus Liebe das Verlangen der Menschen unerfüllt läßt, daß er so oft aus Liebe reichere Geistesgaben, einen höheren Wirkungskreis den Wünschen derjenigen verweigern muß, die der rechten Benutzung der ihnen bescheerten geringen Gaben, der rechten Verwaltung des ihnen übertragenen unbedeutenden Berufs noch nicht gewachsen sind; hier sprechen wir nicht von dem, was Gott versagt, sondern von dem, was er trotz seiner Liebe gewähren kann, was er jeden Augenblick allen seinen Menschenkindern zu gewähren Willens ist, was er aber nur unter einer Bedingung, nämlich nur dann wirklich gewährt, wenn der Mensch es von ihm verlangt. Gott hat diese Bedingung nicht willkürlich gestellt. Ehe wir bitten konnten, ehe wir uns unserer bewußt waren, hat seine milde Sorgfalt alle Kräfte des Leibes und der Sele, den ganzen Reichthum des Lebens und der Erfahrung, das Staunen erweckende Vermögen des Willens und der Freiheit in Jedem von uns zur Herrlichkeit der menschlichen Natur vereinigt. Aber liegt nicht in der menschlichen Natur selbst die Nothwendigkeit, mit allen diesen Gaben noch eine Verheißung zu verbinden, nämlich die der Gerechtigkeit? Liegt nicht in der menschlichen Natur selbst die Nothwendigkeit, nach der unbedingten Bewilligung aller dieser Gaben die Gewährung der Gerechtigkeit an eine unerläßliche Bedingung, nämlich daran zu knüpfen, daß der Mensch sie sucht, verlangt, erstrebt, ersehnt, erbittet, kurz daß er sie wirklich will? Dem Menschen auch die Gerechtigkeit gewähren, ehe er sie gesucht, erbeten, gewollt, hieße offenbar nichts Anderes, als den freien Willen aufheben und zerstören. Gott will gebeten sein ist nur ein anderer Ausdruck für das Grundgesetz des Menschen-

willens, daß sich die Gerechtigkeit von Niemand erkennen läßt, der sich nicht um sie bemüht; Gott läßt sich erbitten ist nur ein anderer Ausdruck für die Macht des Menschenwillens, der das Ziel seines Strebens zu erreichen sicher ist. Jesus hat die Natur des Menschen und der Gottheit richtig erkannt, wenn er immer darauf zurückkommt, daß unter allen Gaben eine erbeten sein will, eine von Gott zurückgehalten wird, bis das Verlangen des Menschen nach derselben zu ihm dringt. Gott bot euch in seiner ewigen Liebe Alles dar außer dieser Liebe selbst; sie kann er nicht eher mittheilen, bis ihr darum bittet; aber suchet, und ihr werdet nehmen, klopfet an, und euch wird aufgethan. Vielfaches Sehnen und Suchen, Bitten und Begehren entsteht in unserem Herzen ohne unser Zuthun, sowie Auge und Ohr und alle übrigen uns unbedingt verliehenen Besitzthümer; aber der Wunsch, der Gerechtigkeit theilhaft zu werden, entsteht so wenig von selbst, daß die Erzeugung und Erhaltung desselben die schwerste Lebensaufgabe genannt werden muß, daß die Aufforderung zur Wiederbelebung des in der Menschheit fast ganz erstorbenen Jesus und Manche vor und nach ihm den schweren Weg des Kreuzes zu wandeln genöthigt hat. Denn für die Welt, ihren Eigennutz, ihre Eitelkeit und Herrschsucht giebt es kein strafwürdigeres Verbrechen, als den Versuch, dies Verlangen in den Selen der Menschen wieder wach zu rufen. Wir würden uns in einer argen Täuschung befinden, wenn wir meinten, es in uns zu tragen, gebetet zu haben und erhört zu sein, weil wir uns gelegentlich bei dem Gedanken der Gerechtigkeit erhoben fühlen. Es hat Nichts mit dem zu thun, was uns nur gelegentlich erhebt, entzückt, begeistert, fortreißt; es ist nur dann in uns, wenn wir es als unser freies Werk geschaffen haben mit ganzer Sele, von ganzem Herzen, aus vollem Gemüthe, mit aller unserer Kraft. Wer die Bahn der Freiheit auch nur betreten hat, weiß, die göttliche Liebe lasse sich nicht eher erbitten, bis dies Verlangen des Gebets nach Gerechtigkeit durch stete Erneuerung im Menschen so stark geworden, daß alle gewöhnlichen Versuchungen aufhören, für ihn gefährlich zu sein.

3. Nein, ich finde den Irrthum des kirchlichen Gebets weder in der Vorstellung von Gott, die der Anrede des Menschen an denselben zu Grunde liegt, noch in dem Gedanken, daß die Liebe Gottes uns gewisse Wohlthaten nicht früher gewährt, als bis wir ihn darum bitten; beides ist mir im Gegentheil ein reiner und schöner Ausdruck der Wahrheit. Ich kann aber auf die in der Kirche übliche Weise deshalb nicht beten, weil bei der Mischung von Irrthum und Wahrheit, die der Inhalt der kirchlichen Gebete darstellt, die Hauptbedingung jedes wahren Gebets unbeachtet bleibt. Auf diese Hauptbedingung weist der Apostel Jacobus mit den dem Alten Testament entlehnten Worten des Siraciden, indem er uns zuruft: Wenn du betest, so zweifle nicht! In der That sind Glaube und Zuversicht die Sele des Gebets, ein unbedingter Glaube, eine unerschütterliche Zuversicht, die jeden Zweifel an der Erfüllung ausschließen. Der Apostel hat Recht, wenn er fordert, daß wir uns von jedem Zweifel befreien mögen; denn dadurch unterscheidet sich sittlich-religiöser Zweifel von allen übrigen Arten desselben, daß es im sittlich-religiösen Leben stets von jedem Einzelnen und von ihm allein abhängt, ob er zweifelnd mit sich selbst zerfällt, oder im Glauben und Vertrauen seiner selbst gewiß ist. Nur dürfen wir nicht annehmen, daß die Befreiung vom Zweifel, die der Apostel fordert, durch vereinzelte Vorsätze und Entschlüsse herbeigeführt werden könne; sondern der Inhalt unseres Gebets ist es, von dessen Beschaffenheit abhängt, ob die Erfüllung jenes uns in dem einen Fall als eine unzweifelhafte Thatsache und in dem anderen, so sehr wir uns selbst zum Glauben zu zwingen versuchen, als etwas Ungewisses erscheint; und der Inhalt der kirchlichen Gebete ist eben von der Art, daß er die Zuversicht untergraben muß, daß er uns immer aufs Neue dem Zweifel und der Ungewißheit preisgiebt.

Um uns die bestimmte Richtung zu vergegenwärtigen, welche die Kirche den Gebeten ihrer Gläubigen anweist, müssen wir den Inhalt der Gebete betrachten, welche die Kirche selbst für die öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen im Allgemeinen und

bei besonderen Veranlassungen vorgeschrieben hat. Der Inhalt dieser Gebete nimmt allerdings auf das Leben der Selbstbestimmung Bezug; er bringt uns die Güter des ewigen Lebens zum Bewußtsein; er lenkt die Sehnsucht des menschlichen Herzens auf den Gehorsam der Freiheit, die Erkenntniß der Wahrheit, die Selbstverläugnung der Gerechtigkeit, die Hingebung der Liebe, die Erlösung und Versöhnung. Aber dies ist nicht das Einzige, was ihn ausmacht. Es sind auch andere Wünsche, welche die Kirche in ihren Gebeten hegt, andere Güter, welche sie in ihnen zur Sprache bringt, andere Gemüthsbewegungen, welche sie durch dieselben entzündet. Sie fleht zugleich, daß Gott vor Allem ihre Bestrebungen zur Ausbreitung des Gottesreiches segnen, ihr in dem Kampfe für die Wahrheit Macht und Erfolg verleihn und ihr zum Siege über die Feinde des rechten Glaubens verhelfen möge. Indem sie auch auf das öffentliche Leben, das Schicksal des Landes und des Volkes Rücksicht nimmt, in dem sie gerade zu wirken berufen ist, wendet sich ihr Gebet auf Glück und Wohlergehn der bürgerlichen Gesellschaft und der einzelnen Stände, aus denen diese besteht, auf Abwendung ansteckender Krankheiten, auf Abwendung von Mißwachs, theurer Zeit, Kriegsgefahr und anderen öffentlichen Uebeln und, wenn das Volk die Waffen ergriffen hat, auf Schutz des heimischen Heeres und Ueberwindung der Feinde. Indem sie ihren öffentlichen Gebeten diesen Inhalt giebt, bestimmt sie natürlich zugleich die Bahn, welche die Gedanken des Einzelnen im Gebet nehmen, ist sie es zugleich, die den Vater der Familie um Glück und Wohlstand für sein Haus, die Frau um die Zuneigung derer, die sie liebt, den Mann um die Gesundheit seines Weibes, die Mutter um Leben und Wohlergehn ihrer Kinder bitten lehrt. Es ist nun gewiß, daß die Kirche, indem sie auf diese Weise an den Leiden und Freuden des persönlichen Daseins, am Glück und Unglück der bürgerlichen Gesellschaft theilnimmt, den Wünschen der großen Mehrzahl der Menschen entspricht und gerade dieser Theilnahme Viel von dem Einfluß, den sie noch besitzt, zu verdanken hat; aber es ist ebenso

gewiß, daß diese Richtung des kirchlichen Lebens dem wahren Nachfolger Jesu es unmöglich macht, so zu beten, wie die Kirche beten lehrt; es ist ebenso gewiß, daß Gebete dieses Inhaltes Glauben und Zuversicht in dem Herzen des Menschen nicht entstehn lassen können, sondern Zweifel und Unglauben erzeugen und sich selbst des Segens berauben müssen, der mit jedem wahren Gebet unzertrennlich verbunden ist.

Auch bei dem Gebet ist für die Erkenntniß der Wahrheit Nichts wichtiger, als sich den Unterschied von Nothwendigkeit und Freiheit gegenwärtig zu erhalten, Schicksal und Antheil, das, was Leib und Sele des Menschen von der sich in der Natur offenbarenden Gotteskraft empfängt, und das, was der Wille Gottes von dem freien Willen des Menschen erwartet, aufs schärfste zu sondern. Ziehen wir diese Grenze zwischen Freiheit und Nothwendigkeit auf der Stelle des Daseins, auf der wir gerade stehen, falsch, so machen wir für uns sofort das ganze Leben zu einem Bilde der Unordnung und Verwirrung, schreiben uns fälschlich einen Einfluß auf Erlangung von Gütern zu, die uns ebenso unerreichbar als unnöthig sind, und verfallen in Zweifel an der Verwirklichung und Ausführbarkeit dessen, was in jeder Beziehung von uns allein abhängt. Wer an die Macht des Gebets glauben *kann*, verfolgt trotz Unrecht und Gewalt, die, mit allen Mitteln des äußeren Zwanges ausgerüstet und durch das ungeheuere Gewicht der öffentlichen Meinung verstärkt, sich ihm wie ein undurchdringliches, unübersteigliches Gebirge entgegenstellen, seinen Weg so ungestört, als ob dies Gebirge auf einen Wink in Luft zerflossen wäre. Es ist *für ihn* wirklich nicht da. Aber an diese Macht des Gebets *kann* nur der glauben, der ihm nicht willkürlich eine Wirkungsfähigkeit andichtet, die es nicht hat und nicht haben soll. Ein alter kirchlicher Schriftsteller sagt: Josua redet mit Zuversicht, und Gott fügt sich sogleich der Stimme dieses *Menschen*, um den Lauf der Sonne aufzuhalten. Dieser Schriftsteller setzt zwar die Versicherung hinzu, daß *unseren* Gebeten die Kraft, die Gesetze der Natur durch Wunder-

werke aufzuheben, nicht beiwohnt; aber er täuscht sich, wenn er durch seine Erklärung Mißverständniß und Irrthum entfernt zu haben meint. Wer annimmt, daß die Gottheit auch nur in einem einzigen Fall ein Gebet erhört, das sich gegen das Gesetz der Nothwendigkeit auflehnt, daß die Gottheit auch nur in einem einzigen Fall, sei es bei Josua oder bei einem Anderen, den Wahn des Menschen billigt, der sich auf die Natur anders als durch Unterwerfung unter ihre Gesetze einzuwirken vermißt, daß die Gottheit auch nur in einem einzigen Fall dem Menschen zu Liebe die Grenzen habe ändern müssen, die ihre ewige Weisheit zwischen Natur und Freiheit aufgerichtet, wer diesen Gedanken eines Widerspruches Gottes mit sich selbst nur in einem einzigen Fall erträgt; der wird sich vergeblich einzuschärfen suchen, daß dies nur einmal geschehen sei, der wird unvermerkt, unbewußt, aber unvermeidlich diese Vorstellung in die Auffassung des Menschenschicksals im Allgemeinen und in die Betrachtung seines eigenen Lebensganges aufnehmen und bei sich denken: vielleicht ist es doch möglich, daß Gott auch bei mir eine Ausnahme macht. Und hegen diese Vorstellung wirklich nicht Alle, welche nach Anweisung der Kirche beten, Gott möge den Tod von ihrem Kinde oder Freunde abwehren, oder Gott möge ihren Geschäften und Unternehmungen glücklichen Fortgang geben? Es fällt ihnen nicht ein, daß sie sich dabei in die Stelle jenes Josua versetzen; und doch haben sie in der That auf sich selbst bezogen, was sie auf Josua zu beschränken sich vorgenommen hatten. Sie bedenken nicht, daß, wenn ein Menschenleben auch nur um eine Stunde länger wird, als es nach dem Gange der Dinge und mit Anwendung der Mittel der Natur dauern würde, und daß, wenn ein Geschäft auch nur einen Thaler mehr einbringen soll, als der Gewinn desselben nach der gewöhnlichen Verbindung von Ursachen und Wirkungen betragen müßte, das dazu erforderliche Wunder sich in Nichts von dem jenes Josua unterscheiden würde; sie bedenken nicht, daß auch die scheinbar unbedeutendste Veränderung ihres Schicksals, die sie zum Gegenstand ihres Gebets machen und

durch dasselbe herbeiführen möchten, mit der Bestimmung des Menschen durchaus in demselben Widerspruch steht, als jenes Wort, das die Sonne in ihrem Lauf aufhalten sollte. Nichts Geringeres als der Stillstand der Sonne ist es, was sie für möglich halten, wenn sie um Abwendung irgend einer Gefahr und Noth beten, d. h. bei sich sagen: vielleicht überzeugt sich Gott doch davon, daß er gut daran thut, meinetwegen den Gang der Natur zu verändern. Indem der Mensch aber mit diesem Vielleicht dem Gebet eine Macht andichtet, die es nicht hat, schleicht durch diese dem Irrthum geöffnete Thüre zugleich der Zweifel ein, um den Glauben an die Macht zu untergraben, die dem wahren Gebet nach der ewigen Ordnung beiwohnt. Von dem Augenblick an, in welchem der Mensch seinem Gebet den Gedanken zu Grunde legt, er könne mit Hilfe desselben äußeres Unglück abwenden und sich äußeres Wohlergehn sichern, wird er auch zu zweifeln anfangen, ob die Erfüllung des heiligen Gesetzes der Gerechtigkeit von ihm und seinem Gebet allein abhänge, ob er nicht auch hierin der Gewalt der Umstände unterworfen sei. Er wird um Lust zum Guten, um Muth für die Wahrheit beten, aber ohne Glauben und Zuversicht. Denn der Zweifel drängt sich zwischen ihn und seinen Gott und spricht: vielleicht wird dies Gebet eben so wenig erhört, als jene anderen, die du vergeblich emporgesendet hast! Jedes Gebet um äußere Güter muß selbst den Glauben an die Macht des wahren Gebets erschüttern und endlich ganz zerstören; diese Ueberzeugung enthält den Grund, warum es mir unmöglich ist, auf die in der Kirche übliche Weise zu beten. Ich kann nicht beten, wie die Kirche mich gelehrt, ohne zugleich das Verlangen des Gewissens nach dem Gottesreich der Freiheit und Gerechtigkeit zu entweihn und zu schwächen durch den thörichten Wunsch, Gott möge Glück und Unglück in meinem, in meiner Freunde und meines Volkes Schicksal anders vertheilen, als es seine ewige Weisheit und Liebe vertheilt hat und zu vertheilen fortfährt.

Der Segen des Gebets kann nur demjenigen zu Theil werden, der, wenn er betet, nie in das Gebiet der wechselnden, von Trauer

und Freude bewegten Empfindungen hinabsteigt, nie den heiligen Boden der Freiheit verläßt und daher allein die eine Empfindung der Trauer über die Sünde, allein die eine Empfindung der Freude an der Gerechtigkeit in sich trägt, nur demjenigen, der, wenn er betet, dies Doppelgestirn frommer Gefühle in so hellem Strahlenglanz erblickt, daß die ganze Welt, in der das erborgte Licht des persönlichen Wohls und Wehe zur Erscheinung kommt, für ihn in tiefe Nacht versinkt.

Wer von dem Gebet erwartet, daß es in der Krankheit der Natur zu Hilfe komme und die Bemühungen des Arztes unterstütze oder durch seinen Zauber Geld und Gut um ihn sammle oder sich der verkannten Tugend und des guten Namens gegen bösen Leumund annehme oder der Wahrheit da, wo er es wünscht, Beistand leiste und den Sieg derselben beschleunige, der kennt das Gebet nicht, in dem jeder Zweifel überwunden, der kennt die Zuversicht des Gerechten nicht, für den die Erhörung eine so unzweifelhafte, unumstößliche Thatsache ist, wie der Wechsel von Tag und Nacht. Der Gerechte weiß, daß der Gerechtigkeit, die den einzigen Gegenstand des wahren Gebets bildet, Ehre und Unehre, Reichthum und Armuth, Krankheit und Gesundheit nach der ewigen Ordnung auf dieselbe Weise dienen muß; er weiß, daß das Gute vom Menschenherzen verworfen werden kann, da aber, wo es lebt, des Gebets um Schutz nicht bedarf, sondern nach der ewigen Ordnung an der Fülle der Gotteskraft Theil hat und selbst die Macht und der Sieg ist. Welchen Weg er auch im Verlauf der Ereignisse zu wandeln genöthigt sein mag, ob er an der Gruft seiner Lieben steht, ob er sein Werk in Trümmer fallen sieht; er läßt keine thörichte Bitte über seine Lippen kommen, sondern schöpft tiefer und tiefer aus dem Born der Freiheit, daß er bei jedem Schlage des Schicksals mehr Stärke gewinnt zu jenem reinsten und heiligsten Gebet: Vater, Dank dir für Alles; es ist Alles, was du sendest, sehr gut! Amen.

6.

Herr, lehre uns beten!

Es wird uns in der Evangelischen Ueberlieferung berichtet, daß einst einer der Jünger zu Jesus sprach: Herr, lehre uns beten! und daß Jesus dies Verlangen nicht tadelnd zurückwies. Auch können wir sehr wohl begreifen, daß der, welcher gesagt hatte: der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig, bereitwillig auf jenes Verlangen in seiner Weise einging. Und daß die Jünger nicht etwa nur das Vaterunser oder einen anderen Ausdruck frommer Erregung im Gedächtniß behalten, sondern wirklich von dem Erlöser gelernt haben, in dem Gebet Etwas zu finden, das sie vorher nie in ihm gesucht, ist eine unzweifelhafte Thatsache der Geschichte. Dennoch ist es auf der anderen Seite erklärlich, wenn Viele unter uns an der Forderung des Jüngers und noch mehr an der Bereitwilligkeit Jesu, sie zu erfüllen, Anstoß nehmen. Indem sie zur Deutung jener Worte nur die Erfahrungen der Gegenwart mitbringen, die ihnen die Erinnerung an die früheren Jahre ihres eigenen Lebens oder das Nachdenken über die Mittheilungen Anderer darbietet, können sie darunter nichts als ein äußerliches, geistloses, unfruchtbares, ja geradezu verderbliches Beginnen verstehn. Aber ist es nicht unbillig, in die Geschichte einer so entfernten und uns so fremd gewordenen Zeit die Vorstellungen hineinzutragen, die wir aus den herrschenden Zuständen der Gegenwart entlehnen? Ist es nicht eine unerläßliche Forderung, daß wir die Handlungen und Begebenheiten, die uns aus der Vergangenheit überliefert werden, aus dem Charakter und dem Geist der Personen, denen sie angehören, zu erklären suchen? Wenn wir das thuen, wird es uns sofort klar, daß diejenigen Umstände, die dem uns bekannten Betenlehren gewöhnlich

den Charakter des Buchstabendienstes, der Unfreiheit und der Täuschung aufprägen, dort gänzlich fortfallen. Denn die Ursache, weshalb während des Verfalls der Kirche das Betenlehren in solche Mißachtung gerathen ist, kann doch nur darin gesucht werden, daß einestheils diejenigen, die beten lehren sollten oder wollten, selbst nicht beten konnten d. h. selbst der innigen Gemeinschaft mit dem Göttlichen entbehrten, welche die unumgängliche Voraussetzung jedes wahren Gebets ist, und daß anderntheils diejenigen, die beten lernen sollten, das Bedürfniß einer solchen Unterweisung und Leitung noch nie gekannt oder verloren hatten. Bei Jesus und seinen Jüngern aber fand in beiden Beziehungen das Gegentheil Statt. Jesus, gleich unberührt von dem Pharisäerthum und dem Unglauben seiner Zeit, hatte das Kleinod des Gebets, wie einen lange im Acker verborgenen Schatz, in der Tiefe des menschlichen Herzens wiedergefunden und als ein herrliches Zeugniß der Freiheit und ihrer erfrischenden Kraft an das Licht des Bewußtseins und der Erfahrung gebracht; und die Jünger, ergriffen von der wunderbaren Schönheit, die den Umgang des Menschensohnes mit dem ewigen Vater umleuchtete, und doch noch zurückgehalten von den abergläubischen Gewohnheiten und den sie begleitenden Zweifeln, die unter dem Einfluß der alten religiösen Erziehung in ihnen tiefe Wurzeln geschlagen, wünschten nichts sehnlicher, als von dem Meister den Weg geführt zu werden, auf dem sie in sich selbst die unversiegliche Quelle des Gebets fänden. Was that Jesus, wenn er auf jene Forderung einging und seine Jünger beten lehrte, Anderes, als daß er, durch das heilige Verlangen zu neuem Dank freudig bewegt, den Gefühlen dieses Dankes einen natürlichen Ausdruck gab; und gewiß wird vor Allem dann, wann die sich in den Jüngern offenbarende Liebe zur Wahrheit ihm neue Bürgschaften für das Gelingen seines großen Werkes gewährte, der Glaube und die Zuversicht seiner Gebete einen unauslöschlichen Eindruck in der Sele seiner Freunde zurückgelassen haben. Vergegenwärtigen wir uns so auch nur in den dürftigsten Umrissen den Kreis, mit dem die Evangelischen Ueberlieferungen

uns bekannt machen, so ist es uns unmöglich, an jenes Beten—lehren des Erlösers den Maßstab anzulegen, den wir aus den Epochen des kirchlichen Verfalls entnehmen. Je mehr es uns gelingt, die beschränkten und gehaltlosen Ansichten zu entfernen, die sich in solchen Zeiten von der Religion und dem Gebet gebildet haben, desto mehr werden wir uns gedrungen fühlen, in den Wunsch und die Bitte jenes Jüngers einzustimmen und zu sprechen: Auch uns, Herr! auch uns lehre beten! Wenigstens ist diese Sehnsucht die einzige Triebfeder, durch die ich hier von dem Gebet zu sprechen veranlaßt bin, diese Sehnsucht die einzige Quelle, aus der ich meine in den letzten Vorträgen dargelegten Ueberzeugungen geschöpft habe und das, was ich noch hinzufügen will, schöpfen werde.

Jesus ist es, dem wir folgten, als wir in der vorigen Betrachtung die Gerechtigkeit als den einzigen Gegenstand des wahren Gebets namhaft machten. Alles ist mit diesem einen Wort gesagt. Dürfen wir aber sicher sein, daß die Richtung des Empfindens und Strebens, auf die uns dieser Name hinweist, nicht von dem Wege der Gedanken abweicht, den er mit diesem Wort bezeichnen will? Wenn wir die Gerechtigkeit auch nicht auf die von der Welt gepriesene und doch in Wahrheit selbstsüchtige, so viele Keime der Zwietracht und des Hasses bergende Gesinnung beziehen, die für Jeden das Seine fordert, vergessen wir nicht, daß auch die wahre Gerechtigkeit, die mit freier Liebe eins ist, nur eine Seite hat, welche der Gegenstand unseres Gebets sein kann? Vergessen wir nicht, daß es in der Gerechtigkeit ein Etwas giebt, das des Menschen eigenste That ist und uns nie, auch von Gott nicht, als eine Gabe dargeboten werden kann? Ich meine jene That der Selbstbestimmung, jenen Willen, Gutes und Böses zu unterscheiden, die so wenig die Wirkung irgend eines Gebets sein können, daß sie vielmehr der Boden und das Saatkorn sind, ohne die der Mensch nie im Stande ist, das wahre Gebet in sich zu erzeugen. Die Erfüllung der Pflicht ist Etwas, das uns nie durch die Erhörung des Gebets erspart wird; als seine Früchte sind nur das Wohlgefallen

am Guten, die reinere Vorstellung desselben und der Glaube an die Macht der Gerechtigkeit anzusehn. Vielleicht wird die ernste Arbeit der Erkenntniß, die hier dessen wartet, der von Jesus beten lernt, uns dadurch erleichtert, daß wir unsere nächsten Bemerkungen über das Wesen des wahren Gebets an die Aeußerung eines alten Schriftstellers anknüpfen, der als Katholik während der tiefsten Erniedrigung der Kirche sich in so inniger Gemeinschaft mit dem Erlöser erhalten, daß der Geist des Evangeliums in den Worten jenes nicht selten einen eben so reinen Ausdruck, als in der Apostolischen Verkündigung selbst gefunden hat. Die Worte Fenelons, die ich meine, heißen: Das Gesetz des Gebets ist gegenseitig zwischen Gott und uns. Nach diesem Ausspruch kann der Mensch nicht wahrhaft beten, ohne der Gegenseitigkeit inne geworden zu sein, die zwischen ihm und Gott besteht. Es ist in der That eine allgemeine Wahrheit, daß ich um Jemand bitten zu können, fühlen und erkannt haben muß, daß zwischen ihm und mir in einer gewissen Beziehung Gleichheit Statt findet. Die bewußtlose Erkenntniß des Menschen, die sich in der Ausbildung seiner Sprache offenbart, deutet durch zwei nahe verwandte und zugleich scharf unterschiedene Worte auf diese Wahrheit hin. Die Verwandtschaft der Worte: bitten und betteln wird Niemand verkennen, und doch schließt eines das andere aus. Um den Unterschied des in ihnen ausgedrückten Bedürfens richtig aufzufassen, müssen wir uns von der Unklarheit befreien, die dadurch entstanden ist, daß besonders das eine derselben im täglichen Gebrauch falsch angewendet worden. Wir nennen Bettler diejenigen, die sich, gleichviel aus welchen Ursachen, in einer Lage befinden, in der sie nach dem unter uns geltenden Gesetz des Verkehres und Tausches für das, was sie von ihrem Nächsten fordern, Nichts zu bieten im Stande sind. Verkehr und Tausch sind nämlich, wie wir Alle wissen, nach den unter uns herrschenden gesellschaftlichen Grundsätzen durchaus auf die Güter des äußeren Lebens beschränkt. Die Welt kennt nur eine äußere Gemeinschaft. Geld ist so unbedingt das allgemeine Maß, nach

welchem die in den gesellschaftlichen Verkehr eintretenden Güter mit einander verglichen werden, daß eine Gabe, deren Werth nicht durch Geld ausgedrückt werden kann, nach den obwaltenden Begriffen ohne Werth ist. Im Anschluß an diese Begriffe nennen wir Jeden einen Bettler, der Nichts zu bieten hat, was nach Geld geschätzt werden kann, wie viel er auch von denjenigen Gütern, die einer anderen Schätzung unterliegen, sein eigen nennen mag. Daß in Bezug auf die inneren Güter des Lebens Viele von denen, die man Bettler nennt, bedeutend reicher sind, als Viele von denen, vor deren Thür sie stehen, weiß Jeder, der sich ernstlicher mit dem Leben beschäftigt hat, sehr wohl; und daß wir deshalb solchen Menschen ein schweres Unrecht thuen, indem wir sie mit einem nur für Verächtliches geschaffenen Ausdruck Bettler benennen, ist ein Bewußtsein, das sich in den Meisten wenigstens als eine dunkele Empfindung erhält. Von diesem unrichtigen Sprachgebrauch müssen wir absehn, wenn wir den Bittenden und den Bettler unterscheiden wollen. Wir sprechen hier von dem Bettler nur mit vorherrschender Beziehung auf die inneren wahren Güter des Lebens. In dieser Bedeutung wird der Mensch nicht durch ein unabwendbares Unglück zum Bettler, sondern kann es sein, obschon der Zufall ihm einen bedeutenden Antheil an den nach Geld zu bestimmenden Gütern geschenkt hat. Da sind es nicht die Natur und das Schicksal, welche Bettler machen, sondern die Schuld, der Mißbrauch der Freiheit. Derjenige ist ein Bettler, der von jenen wahrhaft menschlichen, in ihrer Erzeugung allein vom Willen abhängenden Gütern, der Treue und der Ehrlichkeit, dem Fleiß und der Ordnungsliebe, der Erkenntniß und der Gerechtigkeit Nichts zu bieten hat, Nichts bieten will, oder gar durch dauernde Nichtachtung dieser Güter in den Wahn verfallen ist, daß er sie nicht erwerben und verdienen könne. Nur indem wir uns dieser Bedeutung des Wortes erinnern, finden wir uns in vollkommener Uebereinstimmung mit dem ursprünglichen Sprachgebrauch, der mit jenem Ausdruck in der That etwas Verächtliches bezeichnen wollte. Der Unterschied zwischen

bitten und betteln besteht also, meiner Auffassung nach, darin, daß derjenige betteln muß, der sich durch seine Schuld dessen beraubt, was er als Gegengabe bieten dürfte, und nur derjenige bitten kann, der auch seinerseits zu helfen vermag. Hieraus folgt für das Gebet, daß nur dasjenige diesen Namen verdient, bei dem wir der Gottheit gegenüber Bittende und nicht Bettler sind.

Auch der Gottheit können wir nur dann als Bittende nahen, wenn das Gefühl und die Ueberzeugung von einer Gegenseitigkeit zwischen ihr und uns in unserer Sele wohnt, wenn wir auf Grund unseres Lebens und Verhaltens glauben dürfen und glauben können, daß trotz des unendlichen Abstandes, der den Menschen bei oberflächlicher Betrachtung in jeder Hinsicht von der Gottheit zu trennen scheint, in einer Beziehung nach dem Willen und Gesetz der ewigen Ordnung eine Ausgleichung gegeben ist. Sie liegt in dem Bewußtsein, daß der Mensch für das, was er von der Gottheit empfängt, eine Gegengabe zu bieten hat. In Keinem war diese Erkenntniß so stark und so rein als in Jesus von Nazareth, und in keiner Periode des Weltalters der Civilisation, wenn wir unsere eigene Zeit ausnehmen, dieser Glaube so gänzlich abgestorben, als in der, in welcher Jesus auftrat. Er war durchdrungen von dem Gedanken der göttlichen Größe und Herrlichkeit; denn er fühlte es lebhaft und schaute es klar, daß dieselbe göttliche Schönheit und Vollkommenheit, deren Bild die Menschennatur ist, auch Alles außer uns, den Vogel in der Luft und das Gras auf dem Felde zu ihrem Ebenbilde gemacht hat. Er war durchdrungen von dem Gedanken, daß Alles in uns und an uns, die Stimme des Gewissens wie jedes Haar auf dem Haupt eine Gabe der göttlichen Liebe ist. Aber er wußte zugleich, daß der Mensch in der Benutzung und Verwendung dieser Gaben, in der Art, wie er sie alle von der Stimme des Gewissens an bis zu Wachen und Schlaf, zu Nahrung und Kleidung herab ansieht, beurtheilt und behandelt, durchaus auf sich selbst gestellt und mit einer unbedingten Unabhängigkeit des Wollens und Thuns ausgestattet ist. Er erkannte endlich,

daß zur Vollendung des Schöpfungsbaues auch das Gottesreich gehört, welches das Menschengeschlecht zu einer Gemeinschaft der Gerechtigkeit und des Friedens vereinen soll, und daß, da die Begründung und Ausführung desselben das unmittelbare Erzeugniß des gerechten Wollens und Thuns ist, welches der Mensch der Gottheit verweigern kann, diese zum Abschluß ihres Werkes der Mitarbeit des Menschen bedarf und in Allem, was er zur Förderung ihres Planes thut, eine freie Gabe von ihm empfängt. In diesem Bewußtsein (Joh. 17, 4) sagt Jesus, daß er den ewigen Vater auf Erden verkläre; in diesem Bewußtsein sagt Paulus in seinen Briefen an die Gemeinde zu Korinth, daß die Menschen den Beruf haben, Mitarbeiter Gottes zu sein, und in einem anderen Briefe, daß Jesus es nicht für einen Raub hielt, Gott gleich zu sein. Mit dem Erwachen dieses Bewußtseins beginnt das Alter der Mündigkeit, in das der Nachfolger Jesu nach dem Ausspruch desselben Paulus eintritt. Wenn der Mensch während der Unbefangenheit des Kindesalters in dieser innigsten Gemeinschaft mit Gott lebt oder, nachdem er das Paradies der Kindheit verlassen, durch Treue im Guten sich dies Bewußtsein erzeugt, diese Ausgleichung, dies Gesetz der Gegenseitigkeit zwischen sich selbst und der Gottheit wieder erkennt: dann allein kann er als Bittender Gott nahen, dann allein der Erhörung seiner Bitte unzweifelhaft gewiß sein, dann allein wahrhaft beten. So lange diese Erkenntniß des Gesetzes der Gegenseitigkeit als das im Spiegel seines Bewußtseins sich unwillkürlich darstellende Bild seines inneren Lebens ihm fremd ist, so lange sie ihm in Folge seiner Schuld als eine Anmaßung, ein Frevel und eine Gotteslästerung erscheint: so lange täuscht er sich, wenn er auf Erfüllung seiner Bitten hofft, so lange ist er außer Stande, so zu beten, daß sein Gebet erhört wird, so lange muß er die Empfindungen dessen haben, der er ist, muß er bei Allem, was er sein Beten nennt, zweifeln, wie der gewöhnliche so genannte Bettler, der an eine unbekannte Thür klopft, nie weiß, ob man ihn nicht abweisen wird.

Die ganze religiöse Stimmung des Menschen hängt davon ab, ob er sich Gott, wie das gute Kind dem Vater, bittend nahen darf, oder ob er, indem er betet, nur bettelt. Man hört Viele sagen, es werde ihnen immer schwer, ihren Nebenmenschen um Etwas zu bitten. Glaubt ihnen nicht! Sie täuschen sich über sich selbst. Die Wahrheit ist, daß sie es sich überhaupt unmöglich gemacht haben, zu bitten, weil Bitten—können voraussetzt, daß man gegeben hat und zu geben bereit ist, ihr selbstsüchtiges Herz aber jene wahrhaft guten und vollkommenen Gaben der Hingebung und der Liebe, des Vertrauens und der Achtung versagt. Wer gern gab und deshalb überhaupt bitten kann, findet das Bitten nie schwer; je milder und freundlicher der Mensch gesinnt ist, je aufopfernder und hilfreicher er handelt, um so mehr wird er das Band der Gemeinschaft dadurch fester zu knüpfen bereit sein, daß er von dem Menschen, dem zu Liebe er gern das höchste Opfer der Selbstverläugnung brachte, bittend empfängt. Dagegen ist allerdings Nichts peinlicher, schmerzlicher, demüthigender, als Liebe mit lieblosem Herzen fordern, d. i. erbetteln zu müssen. Ebenso wie in dem Verhältniß der Menschen zu einander, ist es in der Beziehung des Menschen zu Gott. Wer den Willen Gottes erfüllt, indem er auf Nichts mehr Fleiß und Sorgfalt verwendet, als auf den Gehorsam gegen das Gesetz der ewigen Gerechtigkeit, wer in solcher Weise wirklich ein Mitarbeiter Gottes wird und die Gegenseitigkeit erkennt, die zwischen dem Menschen und Gott Statt findet, der betet gern. Wer aber, wenn er seine Gedanken auf das Göttliche richtet, sich nur in der demüthigen Gestalt des Bettlers anschaut, muß das Gebet als eine Last empfinden, die er nur mit Widerstreben trägt, die er unter jedem Vorwande abzuschütteln sucht und die er endlich ganz vergessen zu haben froh ist, nicht ahnend, daß der, welcher diese Last zu tragen verweigert, sich eben damit viel schwerere Lasten aufgebürdet hat. Die ewige Ordnung der Dinge ändert sich nach dem Wunsch und Belieben des Menschen nie. Entweder erkennt der Mensch das heilige Gesetz der Gleichheit und Ge-

genseitigkeit zwischen sich und Gott, oder er gelangt zu der Vorstellung, daß er nur ein nichtiges und werthloses Geschöpf der Laune und Willkür ist. In jenem Falle kann er innig und vertrauend bitten, in diesem Falle empfindet er auch da, wo seine Bitte erfüllt scheint, den Fluch, der auf jeder Gabe der Willkür lastet. Das Gebet des Freien, dessen Liebe die Gottheit in dem ewigen Schöpfungswerke unterstützt, ist erhebend und beseligend, während das Gebet des Elenden, dessen Furcht und Sorge der Gottheit bettelnd naht, ihm stets aufs Neue das beschämende Bild der Selbsterniedrigung vorhält. Dieses Beides ist uns zur Wahl vorgelegt; ein Drittes giebt es nicht.

Es hängt aber nicht nur die ganze religiöse Stimmung davon ab, ob der Mensch das Göttliche, zu dem er betet, nur als Macht und Ueberlegenheit, sich selbst aber als ein Geschöpf der Willkür und ein nutzloses Spielwerk der Laune ansieht, oder ob er wie Jesus und Fenelon seinem Gebet den Gedanken der Gleichheit und Gegenseitigkeit des Göttlichen und Menschlichen zu Grunde legt; sondern es wird sich die Richtung, die sein Wille im Gebet verfolgt, zugleich in seinem gesammten thätigen Leben, in dem Verhalten gegen den Nächsten und in der Anordnung und Einrichtung der bürgerlichen Verhältnisse dem Großen und Ganzen nach abspiegeln. Wenige Worte genügen, um das Gebet einer kirchlichen Gemeinschaft und sie selbst zu charakterisiren, aber sie sind wie die wenigen Worte der Felseninschriften in den Wüsten Arabiens, welche noch heute nach Jahrtausenden von dem vielbewegten Leben eines ganzen Volkes Zeugniß ablegen, das dort auf dem Zuge aus Aegypten in das Land der Väter seine Neigungen und Gewohnheiten, seine Familiensitte und sein Recht, seine Verfassung und seine Gesetze sich umgestalten und erneuern sah. Es sind nur wenige Worte, die den Gegensatz zwischen dem Gebet dessen, der sich als den Mitarbeiter des ewigen Gottes weiß, und dem Gebet dessen, der die knechtische Furcht eines schuldigen Gewissens in sich trägt, ausdrücken; aber der eine und derselbe Gegensatz wiederholt sich wie ein tau-

sendfaches Echo in unzähligen Abstufungen und verkörpert sich überall, wo der Vornehme mit dem Geringen, der Reiche mit dem Armen, der Starke mit dem Schwachen, der Arbeiter mit dem Arbeitgeber, der Unglückliche mit dem Glücklichen, kurz überall, wo der Mensch mit dem Menschen zusammentrifft.

So gewiß die Gesichtszüge eines Judas einen anderen Ausdruck zeigen müssen, als die eines Johannes, ja so gewiß beide Physiognomien von jedem Spiegel nicht weniger entgegengesetzt, als sie es in der Wirklichkeit sind, im Bilde wiedergegeben werden müssen; so gewiß wird bei zwei Völkern, von denen das eine das Gesetz der Gegenseitigkeit zwischen Gott und dem Menschen und das andere den Gedanken der Knechtschaft seinen Gebeten unterbreitet, die Gestalt des häuslichen, geselligen und öffentlichen Lebens eine durch und durch verschiedene sein; denn das ganze äußere Dasein einer Nation ist selbst nichts als das Bild der religiösen Grundanschauung, die in ihr waltet und wirkt. Die Erfahrungen der Vergangenheit bestätigen den inneren Zusammenhang zwischen dem Gebet und der Lebensarbeit vollkommen. Der Glauben der vorchristlichen heidnischen Religionen und Philosophien nahm kein Gesetz der Gegenseitigkeit zwischen der Gottheit und dem Menschen an und unterwarf das menschliche Geschlecht dem Belieben und der Willkür der Götter; der Ausdruck jenes war die überall verbreitete Sklaverei. Als aber der Glauben des Evangeliums das Bewußtsein verbreitete, daß der Mensch der Gehilfe Gottes sei, war der natürliche Ausdruck dieses die Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit der Sklaverei und die Aufhebung derselben. Wenn wir in unserer Beziehung zum Ewigen Gott als Arbeitgeber und uns als Arbeitnehmer denken, so gestaltet sich ebenfalls das Verhältniß des Arbeitgebers und des Arbeitnehmers überall in den Beziehungen der Menschen zu einander. Aus der Art und Weise, wie der Herr und die Frau des Hauses ihre Stellung zum Gesinde auffassen, ist zu beurtheilen, ob sie selbst der Gottheit als Bittende oder Bettler nahen. Im Himmel und auf Erden existirt hinsichtlich des Bedürfens und der

Befriedigung desselben blos Zweierlei. Nur wer gern giebt, kann bitten; und nur wer bitten kann, empfängt, was er nimmt, mit Anerkennung und Achtung der Freiheit dessen, von dem er es erhält; nur wer bitten kann, empfängt Alles mit Danksagung, es mag die Gabe der Gesundheit sein, die ihm durch Gott zu Theil wird, oder die ausbedungene Arbeit dessen, der in seinem Lohn und Brot steht. Wer nicht gern giebt und endlich in den Wahn versinkt, er könne der Gottheit keine würdige Gegengabe bieten, muß betteln; und wer betteln muß, dessen Nehmen ist nicht ein Empfangen, sondern ein Ansichreißen. Wer dem Stärkeren sich nur als Bettler nahen kann, wird dem Schwächeren gegenüber zum Räuber und verdient doppelt diesen Namen, wenn er seine Macht dazu anwendet, daß sein Raub von der öffentlichen Meinung als ein Recht angesehen wird.

Da die Selbstbestimmung in dem Gebet und in der Arbeit sich auf gleiche Weise offenbart, so müssen Gebet und Arbeit, Religion und Leben stets in Wechselwirkung stehn. Aber es giebt Zeitalter, in denen die Rückkehr des Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit sich zuerst in richtigerer Würdigung und Vertheilung der Arbeit zeigt und von hier aus die erstarrten Formen des Gebets, die zum Buchstabendienst gewordene Religion mit einem neuen Geist durchdringt, und andere Zeitalter, in denen umgekehrt die Rückkehr des Menschen zum Gebet, die Erneuerung des religiösen Lebens der eitelen Arbeit und dem verworrenen Verkehr den menschlichen Charakter und die rechte Weihe wieder gewährt. In den letztverflossenen Jahrhunderten ist es das in der Arbeit bestehende Mittel der Selbsterziehung gewesen, das durch Wissenschaft, Gewerbfleiß und Gesetze einer reineren Erkenntniß Bahn brach und manche Fessel löste, welche Unwissenheit und Ungerechtigkeit dem Menschen angelegt. In unserer Zeit, in der die Arbeit des Lebens wieder der Herrschaft der Selbstsucht verfällt und zu einem bloßen Erwerbs- und Genußmittel herabgewürdigt wird, kann die Erlösung wie in den ersten Zeiten des Christenthums nur von der

Religion ausgehn, von den kleinen Gemeinschaften, welche das gleiche Streben nach Selbsterkenntniß und die gleiche Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit dem Ewigen aus allen Theilen der Gesellschaft sammelt und vereinigt. Erfüllen sie ihren Beruf, dringen sie, von dem Evangelium geleitet, hindurch zur Erkenntniß des Gesetzes der Gegenseitigkeit zwischen dem Menschen und Gott, lehren sie die Menschen sich der Gottheit wieder mit dem von der Gerechtigkeit eingegebenen kindlichen Vertrauen als Bittende nahen, dann wird dieser neue Geist auch alle Beziehungen des Menschen zum Menschen weihn und heiligen. Je tiefer deshalb Jeder in diesem Kreise die wahren Bedürfnisse der Gegenwart erkennt, um so inniger wird unser Verlangen werden, in uns selbst einzukehren, um so wärmer unsere Sehnsucht, den Ewigen im Gebet zu finden, um so treuer unsere Liebe zu jeder Gemeinschaft, die zur gegenseitigen Förderung in diesem Streben gestiftet ist, um so aufrichtiger unser Wunsch, daß der große und heilige Sinn und Geist, von dem das Evangelium Zeugniß ablegt, auch uns wahrhaft beten lehre. Amen.

7.

Was haben wir zu thun, um die Selbsterziehung durch Gebet wieder zu beginnen?

In unseren bisherigen Betrachtungen über das Gebet haben wir uns davon überzeugt, daß es ein Irrthum ist, wenn man das Verschwinden des Gebets während des Verlaufs der letzten Jahrhunderte als einen Beweis der fortgeschrittenen Erkenntniß unseres Zeitalters ansieht; wir haben ferner erkannt, weshalb es uns, obschon wir diese Ansicht als Irrthum verwerfen, doch durchaus un-

möglich ist, zu der alten, in der Kirche üblichen Auffassung und Behandlung des Gebets zurückzukehren; wir haben endlich unsere Behauptung, daß sich kein rechtes Menschenleben ohne Gebet denken lasse, dadurch gerechtfertigt, daß wir nachwiesen, das Gebet sei diejenige Bethätigung des Geisteslebens, die in Verbindung mit der Arbeit die Aufgabe der Selbsterziehung löst.

Was hat sich nun aber aus diesen Betrachtungen für unser Leben herausstellen können? Haben sie etwas Anderes bewirken können, als den Wunsch, daß es uns gelingen möge, unserem Leben die Vollendung zu geben, zu der es die Selbsterziehung durch Gebet erhebt? Aber der Weg, der von dem Erwachen eines Wunsches zur Erfüllung desselben führt, ist selten kurz; und wie viele Wünsche werden nie erfüllt, weil die Wege und Mittel, von denen die Erfüllung derselben abhängt, uns stets unbekannt bleiben! Müssen uns diese nicht unbekannt bleiben, wenn wir entweder unsere Kraft falsch schätzen, oder unser Ziel unrichtig bestimmen? So mag bei Manchem während jener Betrachtungen der Wunsch aufgestiegen sein, daß auch seinem Leben der Segen des Gebets zu Theil werden möge, und doch ist davon vielleicht nichts zurückgeblieben als eine dunkele Erinnerung. Diesem Schicksal wird aber jener Wunsch, wäre er auch noch so warm und aufrichtig gewesen, nie entgehn, wenn wir uns nicht davon überzeugen können, daß es für den Menschen, der lange ohne die Gewohnheit des Gebets gelebt hat und endlich zu derselben zurückzukehren wünscht, einer sorgfältigen, alle seine Verhältnisse berücksichtigenden Ueberlegung, eines verständig entworfenen Planes und mancherlei ohne Uebereilung getroffener Vorbereitungen und Veranstaltungen bedarf. Es giebt allerdings ein sittlich-religiöses Leben, bei dem der Mensch in jedem Augenblick und unter allen Umständen nur von sich selbst abhängt, ein sittlich-religiöses Leben, dessen Gesetzen und Forderungen gegenüber sich von der Erfüllung derselben durch nicht zu beseitigende Schwierigkeiten für entbunden zu halten sinnlos wäre. Jedes aufrichtige Bekenntniß dessen, was uns Wahrheit ist, jeder ungetrübte

Ausdruck des Wohlwollens, das Feind wie Freund umfängt, jedes Wort, jede Miene, jede Geberde, die von dem Glauben an die gleiche Natur und gleiche Bestimmung der Menschen Zeugniß ablegen, und alle anderen Thaten des reinen Herzens entspringen aus jenem Leben der Freiheit und Selbstbestimmung, welches in jedem Augenblick das, was es sein soll, sein kann, das, was es ist, stets ganz und ungetheilt ist, und das, was es will, stets unbewußt und unwillkürlich, mit allen Mitteln, die ihm gerade zu Gebot stehen, auszudrücken weiß. Anders verhält es sich hingegen da, wo wir gewisse Zwecke aufstellen, gewisse Güter des äußeren oder inneren Lebens zu erwerben suchen, eine gewisse Wirksamkeit auszuüben unternehmen, gewisse Selenzustände herbeizuführen und zu sichern für wünschenswerth erachten. Um mich vor jeder Erbitterung zu bewahren, wenn man mich beleidigte, um die Kränkung, die mir widerfuhr, wie eine Schickung Gottes hinzunehmen und in demjenigen, von dem die Kränkung kam, Gott zu ehren, der ihn mir zum Bruder gab, dazu brauche ich freilich keine Vorbereitung; jede Ueberlegung, wie ich mich gegen ihn zu verhalten habe, würde schon ein Herz verrathen, das die Liebe Gottes verläugnet. Fühle ich mich aber getrieben, einen bestimmten Theil meines Eigenthums für Zwecke der Wohlthätigkeit zu verwenden, so wird ein reifliches Nachdenken vorhergehn müssen, wenn ich mir die beschämende Erfahrung ersparen will, daß ich geschadet habe, wo ich zu nützen wünschte. Dasselbe Nachdenken und dieselbe Vorsicht ist erforderlich, wenn es mir darum zu thun ist, gewissen Anlagen, Trieben und Bedürfnissen meines Geistes eine solche Entwickelung zu geben, daß aus ihnen entschiedene Neigungen und dauernde Zustände hervorgehen. Dies beabsichtige ich aber, wenn ich zum Gebet als einer stehenden Uebung meines Lebens zurückkehren will. Jeder Fehlgriff, der aus einer Unkenntniß der Bestimmung des Gebets sowie der gerade vorhandenen Kraft und Befähigung zur Erreichung dieser Bestimmung entsteht, wird nothwendig ein Verfehlen meiner Absicht zur Folge haben. Damit wir gegen solche Täuschungen

geschützt seien, laßt uns zu erkennen suchen, was das Gebet leisten muß, um die ihm zufallende Aufgabe zu erfüllen, wie weit wir darauf vorbereitet sind, den Forderungen, die ein solches Gebet an uns stellt, zu entsprechen, und was wir in unserer Lage zu thun haben, um die Selbsterziehung durch Gebet wieder zu beginnen?

1. Welches ist das Ziel, das wir unter der Selbsterziehung durch Gebet verstehn? welche Stelle wird diese Art der Selbsterziehung in einem rechten Menschenleben einzunehmen haben? Das Leben selbst, sofern es als das Gesammtergebniß alles selbstbewußten Strebens aufgefaßt wird, ist allein die eigentlich menschliche Kunst. Jede der gewöhnlich so genannten Künste setzt besondere Anlagen voraus; die Tonkunst andere als Malen und Dichten; und die große Mehrzahl der Menschen besitzt die Anlagen überhaupt nicht, die zu ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiet der schönen Künste befähigen. Dagegen sein eigenes Leben so zu gestalten, daß es dem in der Vernunft gegebenen Urbilde des Menschendaseins entspricht, sein eigener Erzieher zu sein, das ist die Kunst, die jedem Menschen zugehört, die Kunst, in der jeder Einzelne sich zur Meisterschaft erheben kann. Der freie Wille des Menschen ist der Künstler, der hier schafft und wirkt. Jedes Lebensalter, jeder Tag, jede einzelne gesonderte Thätigkeit, jeder irgendwie umgrenzte Theil des Daseins, unser Umgang mit Menschen, unser Wirken für den von uns erwählten Beruf kann und soll hier zum Kunstwerk werden. Unter den Werkzeugen aber, mit deren Hilfe wir dieses zu Stande bringen, nehmen Gebet und Arbeit die wichtigste Stelle ein. Ich nenne sie Werkzeuge, wie man beim Dichter Phantasie und Darstellungsgabe, welche von ihm selbst entwickelt werden, als die eigentlichen Werkzeuge ansehn muß, mit deren Hilfe *seine* Kunstwerke entstehen. Gebet und Arbeit sind Werkzeuge für die Kunst des Lebens, die Jeder für sich selbst erfinden und herstellen und anwenden lernen muß; die Natur hat ihm nur den Sinn dafür, den Trieb dazu verliehn, Jedem überlassend, was er daraus schaffen und bilden will. Die Anlage zur Phantasie und Darstellungs-

gabe des Dichters bekundet sich schon im Kinde, wenn es ein Mährchen ersinnt und einige Reime bildet. Aber wie viel Fleiß und Aufmerksamkeit, wie viel Uebung und Hingebung ist erforderlich, wenn diese Phantasie und Darstellungsgabe aus jener unsicheren schlummernden Anlage zu dem vollkommenen Werkzeug seiner dichterischen Schöpfungskraft werden soll, welches ihm auf jeden Wink Alles, was auf der Erde, im Himmel und in der Hölle geschieht, wie ein großes Schauspiel vor Augen und den unendlichen Reichthum der Sprache, den Verstand und Wohllaut, der darin niedergelegt ist, von den Tönen der zartesten Empfindung bis zum Ausdruck der erschütterndsten Leidenschaft, zu seiner Verfügung stellt. Ebenso viel unverdrossene Anstrengung und nie ermüdende Geduld ist erforderlich, um aus den allen Menschen angeborenen Trieben nach Bethätigung im äußeren Leben und nach Sammlung in sich selbst jene vollendeten Werkzeuge der Arbeit und des Gebets zu machen, von deren Ausbildung und richtigem Zusammenwirken es in jedem Einzelnen abhängt, ob sein Leben sich zu einem Kunstwerk gestaltet.

Versuchen wir nun, uns ein deutlicheres Bild davon zu verschaffen, was Gebet ist, und welchen Charakter es haben muß, wenn es die Bestimmung eines vollkommenen Werkzeugs für die göttliche Kunst des Lebens erfüllen soll! Es ist klar, daß wir zu diesem Zweck von seltsamen Einfällen und unfruchtbaren Grübeleien der Schriftgelehrten, die auch hier über den rechten Glauben streiten, keinen Gebrauch machen können. Auf dem von uns eingenommenen Standpunkt hat es offenbar keinen Sinn, zu fragen, ob man zu einem rechten Gebet eine Kirche oder Moschee oder Synagoge oder, um die Schriftgelehrten der Empfindsamkeit nicht zu vergessen, kühlen Waldesschatten oder einen schönen Frühlingsmorgen mit der Aussicht auf die See braucht, hat es keinen Sinn, zu fragen, ob man zu einem rechten Gebet die Hände falten oder niederknieen müsse, ob man es nicht in Lästerung verwandle, wenn der Ewige und Allgegenwärtige nicht Herr, sondern Vater, oder

nicht Vater, sondern Mutter genannt werde. Auch darin werden wir sicher das Wesen des Gebets nicht suchen wollen, daß wir die Gottheit mit Du anreden, als ob sie nicht hören könnte oder wollte, wenn wir Er oder Ich sagen. Ebenso wenig werden wir es endlich zum Prüfstein des vollkommenen Gebets machen wollen, daß der Mensch sich bei ihm inniger als bei der Arbeit mit Gott verbunden fühle, oder das überströmende Gefühl das Auge mit Thränen fülle, oder die ganze Inbrunst des Verlangens sich in dem an den Himmel gehefteten Blick male. Nichts von diesem Allen kümmert uns hier; denn wir fragen, was das Gebet sein und wirken soll, aber wir fragen nicht, in welcher Kleidung es erscheinen kann. Wollen wir Gebet und Arbeit nach der Bestimmung, die sie als die beiden wichtigsten Mittel der Selbsterziehung haben, richtig unterscheiden, so dürfen wir nur auf einen Unterschied achten, welcher demjenigen ähnlich ist, der zwischen zwei Arten von Sinneswerkzeugen besteht. Durch den Sinn des Auges und des Ohres nehmen wir das Bild der Schöpfung und die Bedeutung desselben in uns auf; Hand und Mund sind die Werkzeuge, die dem werkthätigen Leben die wichtigsten Dienste leisten. Was Hand und Mund für unser Sinnen- und Selenleben sind, das ist die Arbeit als Mittel der Selbsterziehung; was dort Ohr und Auge leisten, das soll das Gebet als Werkzeug für die Kunst des Lebens thun. Darum ist es ein so treffendes, vielsagendes Wort, wenn Jesus seinen Jüngern zuruft: Wachet und betet! Beten, meine Freunde, heißt wach sein. Wenn die Arbeit uns ruft, wenn ein Geschäft des Tages uns an ein anderes abgiebt und aus einer Richtung des Strebens in die andere wirft, wenn wir Alles aufbieten müssen, um uns von den widersprechenden Interessen der Wirklichkeit, von Weib und Kind, von Stadt und Land, von Freund und Feind nicht aus der Bahn verdrängen zu lassen, die unserem Leben vorgezeichnet ist, dann sehen wir die Gestalten der Welt wohl auch, aber wir sehen sie mit geschlossenen Augen, wie man im Traume Bilder sieht. Ich sage dies nicht, um damit eine Geringschätzung des thätigen

Lebens auszudrücken; es ist Gott, der auch diesem einen heiligen Beruf zuertheilt; aber die Bestimmung der Arbeit ist eben auf etwas Anderes gerichtet, als darauf, die Dinge zu sehn und zu erkennen, wie sie sind. Nur wenn wir die Arbeit unterbrechen, damit wir uns dem Gebet weihen, öffnet sich das Auge unseres Geistes, um uns mit dem ganzen Reichthum der Erkenntniß auszustatten und uns alle ihre Tiefen zu erschließen. Anbetung Gottes ist nichts Geringeres, als dies Erkennen und Schaun der Wahrheit selbst.

Um in Verbindung mit der Arbeit das Leben zu einem wahren Kunstwerk gestalten zu können, muß diese Betrachtung und Erkenntniß, die das wahre Wesen des Gebets ausmacht, uns zu einer lieben Freundin geworden sein, mit der wir gern umgehen, der wir, wenn sie naht, mit innigem Verlangen entgegeneilen, von der wir nie scheiden, ohne den Wunsch, uns bald wieder ihrer Gegenwart zu freun. Die Betrachtung des Gebets übt nie jene Gewalt der Natur über uns aus, die Hunger und Durst, Begierde und Leidenschaften uns empfinden lassen. Daher wird die Sehnsucht des Herzens nach dem Gebet, das Gefühl seiner Unentbehrlichkeit und damit die Gewißheit, daß wir das Bedürfniß nach demselben nie verkennen, erst dann in uns entstehn, wenn eine jahrelange Erfahrung uns die dankbare Erinnerung an alle von ihm gespendeten Gaben des Glaubens und der Hoffnung tief eingeprägt hat. Die Betrachtung und Erkenntniß des Gebets muß ferner, damit sie der Selbsterziehung diene, schnell und vollständig die Schranken hinwegräumen, die stets aufs Neue nothwendig gezogen werden, um die Arbeiten des Lebens zu vertheilen und von einander zu sondern. Jede der letzteren kann nur gelingen, wenn wir uns ihr mit solcher Hingebung widmen, als gäbe es Nichts außer ihr, wenn wir uns so in sie versenken, daß alles Andere sich unserem Blick entzieht. Welche Macht muß das Gebet über unsere Sele erlangt haben, wenn es uns in wenigen Augenblicken aus dieser Tiefe empor heben und auf jene Höhe der Betrachtung stellen soll, von der wir das Bild der ganzen Schöpfung vor uns ausgebreitet sehen, so daß

der Punkt, an dem so eben unser Herz ausschließlich hing, uns nun um Nichts näher scheint, als jene Stelle, an der man unseren Bestrebungen gerade den größten Abbruch thut. Eben bekämpften wir die Menschen, die uns Feinde der Wahrheit schienen; aber das Gebet, wenn es rechter Art ist, erfüllt uns mit den Empfindungen des Herzens Gottes, welcher Bösen und Guten ohne Unterschied seinen Regen und Sonnenschein gewährt. Die Betrachtung und Erkenntniß des Gebets muß endlich Auskunft darüber geben, ob der Spiegel meiner Sele das Bild der Schöpfung, das er in sich aufnehmen soll, nicht entstellt, sondern treu wiedergiebt. Der Wunsch, die Gemeinschaft, die wir mit den Menschen pflegen sollen, dadurch zu befestigen, daß wir ihnen zu genügen suchen, unverdientes Lob und ungerechter Tadel, die uns treffen, die Eitelkeit, die es sich gefallen läßt, mit Tugenden geschmückt zu werden, welche sie nicht besitzt, endlich die Besorgniß vor den Täuschungen dieser Eitelkeit, dies Alles muß abwechselnd unsere Fehler in unseren Augen bald verkleinern, bald vergrößern, und, indem wir unsere Vorstellung von gut und böse bei der Beurtheilung der Welt unwillkürlich zu Grunde legen, überall Recht in Unrecht verwandeln und umgekehrt. In dieser Beziehung hat also das Gebet, um sich als sicheres Mittel der Selbsterziehung zu bewähren, die schwere Aufgabe, uns immer aufs Neue von uns selbst zu befreien, das Bild der ewigen Ordnung wieder herzustellen, und uns für dies Bild der ewigen, göttlichen Ordnung, das uns so tief beschämt, wieder Liebe und Verehrung einzuflößen. Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so werden wir von dem Menschen nur dann annehmen dürfen, daß das Gebet seine Bestimmung im Leben desselben erfüllt, wenn er in der Stunde des Gebets von jeder unverschuldeten Beschränkung und jeder verschuldeten Selbsttäuschung wirklich frei wird, und wenn er diese Gabe des Gebets als Glück empfindet und herbeiwünscht. Was ist jenes aber anders als Weisheit, und was ist dies anders als Liebe zur Weisheit? War es deshalb unverständig gehandelt, wenn die ältesten Christen dem so oft verkannten Namen der Liebe

zur Weisheit oder der Philosophie seine ursprüngliche Bedeutung wiedergaben und diejenigen allein als wahre Freunde der Weisheit, als wahre Philosophen bezeichneten, die wenigstens das ernste Streben zeigten, das Werkzeug der Selbsterziehung, das in der Betrachtung und Erkenntniß des Gebets besteht, sich anzueignen?

2. Haben nun jene Uebungen der Betrachtung und Erkenntniß, die wir unter dem Namen Gebet zusammenfassen, in unserem Leben eine solche Entwickelung und Ausbildung erhalten, daß sie zu einem alle unsere Bestrebungen umfassenden, Tag für Tag sich bewährenden Mittel der Selbsterziehung geworden sind?

Wir wollen zuerst Alles, was hierher gerechnet werden könnte, aufsuchen und dann prüfen, ob das, was vorhanden ist, der Vorstellung entspricht, die wir von dem Gebet als einem vollkommenen Werkzeug für die Kunst des Lebens gebildet haben.

Es giebt gewiß Viele unter uns, welche die alte Sitte stets beibehalten oder wieder angenommen haben, eine bestimmte Zeit des Tages für sich allein oder in Gemeinschaft mit Anderen dem Gebet zu weihn. Die Art und Weise, wie diese Uebungen angestellt werden, mag sehr verschieden sein; die Absicht, in der sie unternommen werden, kann doch bei Allen, die nicht zum Schein an ihnen Theil nehmen, nur dieselbe sein, nämlich durch die Erhebung der Gedanken zu dem Ewigen eine vollkommenere Erkenntniß seines Willens und unseres Berufes zu erlangen; diese täglich wiederkehrende Erbauung wird offenbar für das Mittel der Selbsterziehung, von dem wir sprechen, angesehen. Demselben Zweck dient bei vielen Anderen, welche die Gewohnheit der täglichen Hausandacht nicht haben, der Besuch religiöser Versammlungen. Sie hoffen von den Vorträgen, denen sie an Sonn- und Festtagen beiwohnen, die Förderung in der Erkenntniß ihrer selbst, deren sie zur Erfüllung ihrer Bestimmung bedürfen; oder sie vereinigen sich mit gleichstrebenden Freunden, um sich durch gemeinschaftliches Nachdenken und Besprechen über die religiös-sittliche Aufgabe des Lebens größere Klarheit zu verschaffen. Endlich würde zum Gebet in unserem Sinn, in

welchem es alle Uebungen religiöser Betrachtung und Erkenntniß umfaßt, auch die belehrende Lektüre zu zählen sein, welche außer den sogenannten Erbauungsbüchern alle Schriften gewähren können, deren Verfasser im Stande gewesen sind, über die sittlichen Anlagen der menschlichen Natur und über den Gang und die Bedeutung menschlicher Schicksale Licht zu verbreiten.

Wer wollte nun zweifeln, daß alle diese Wege zum Ziel führen können? Aber sie können es doch nur dann, wenn der Mensch sie als Wege ansieht, die ihn zu diesem Ziel führen sollen, wenn die Heiligkeit des Zweckes sich in dem Werth offenbart, den er auf die Mittel zu diesem Zwecke legt, wenn sein Verhalten zu jener Sitte des täglichen Gebets, zu jenen religiösen Versammlungen und zu jener der Selbsterkenntniß gewidmeten Lektüre den Beweis liefert, daß er das Gut, wozu ihm diese Uebungen verhelfen sollen, als ein göttliches, unentbehrliches und unersetzliches ansieht. Kennen wir nun wirklich Viele, deren Betheiligung an religiösen Uebungen den Eindruck macht, daß diese sich auf das Wichtigste und Werthvollste beziehen, was es für sie giebt? Das Verlangen, mit dem der Jüngling dem Freunde oder der Geliebten entgegeneilt, läßt keinen Zweifel darüber, daß er zur Zeit kein höheres Glück als ihre Nähe kennt; wie schmerzlich empfindet er es, wenn die Gelegenheit des Wiedersehns durch einen widrigen Zwischenfall ihm entrissen wird; und wenn dem Schicksal wieder einige Augenblicke zum Austausch der Empfindungen und Gedanken abgewonnen sind, was wäre dann wohl im Stande, seine Sele davon abzuziehn und einem anderen Gegenstande zuzuwenden? Aber die Erfahrungen, welche die Meisten in Bezug auf das Gebet machen, sind durchaus anderer Art. Während des Gebets fehlt es selten an Umständen, Einfällen, Erinnerungen, die das Nachdenken unterbrechen und die Gedanken zerstreuen; und wo wird es wirklich als ein schmerzlicher Verlust empfunden, wenn die zu den Uebungen religiöser Betrachtung und Erkenntniß bestimmten Augenblicke zu einem anderen Zweck verwendet werden mußten? Ja, ob überhaupt von religiösen

Uebungen unter uns die Rede sein würde, wenn wir diejenigen Gebete nicht in Anschlag bringen möchten, die einer von außen kommenden Anregung, der Noth des Augenblicks oder den Forderungen des Pflichtgefühles ihre Entstehung verdanken, sondern nur diejenigen gelten lassen wollten, in denen eine unwiderstehliche Sehnsucht des Herzens und das Bedürfniß der Selbstbefriedigung sich offenbaren? Vielleicht daß unter den Menschen, die wir als beschränkt und abergläubisch oder als überspannt und schwärmerisch bezeichnen, einige zu finden sind, in deren Leben das Gebet noch jene Macht und Innigkeit zeigt, durch die sich das für unbedingt nothwendig Gehaltene überall auszeichnet! Sehen wir aber auf diejenigen, die jedes religiöse Gesetz, das sich vor Vernunft und Gewissen nicht rechtfertigen kann, als eine unsittliche Schranke, als Unterordnung unter fremdes Ansehn, als Verzichtleistung auf eigenes Urtheil, überhaupt als Selbsterniedrigung verwerfen, auf diejenigen, die das Bild der Wahrheit von dem Dunkel, in das es der Schwärmer einhüllt, und das Leben von den Täuschungen der Wundersucht befreien wollen, auf diejenigen, die der Religion überall ihren wahrhaft menschlichen Charakter wiedergeben möchten und das Gebet deshalb als die zum Werk der Selbsterziehung unentbehrlichen Uebungen der Betrachtung und Erkenntniß auffassen müssen; so scheint in ihnen auch beim Gebet nur selten das Menschliche zum Göttlichen erhoben, das Menschliche durch das Göttliche geläutert und verklärt, um so häufiger aber das Göttliche zur Schwäche der Menschen herabgezogen und seiner unvergänglichen Schönheit und Würde beraubt zu sein, so scheint statt der innigeren, hingebenderen Liebe und Verehrung für die Wahrheit, welche durch die Reinigung derselben von Mißbrauch und Aberglauben erzeugt werden sollte, im Gegentheil Kälte und Gleichgiltigkeit immer mehr überhand zu nehmen, so scheint auch in Bezug auf das Gebet, nachdem der Eifer gegen den Irrthum sein Zerstörungswerk vollendet, die Kraft erschöpft zu sein, so daß sich nichts als eine gänzliche Unfähigkeit, zu schaffen und das Rechte und Wahre zu begründen, bemerkbar macht.

Auch diejenigen, die an den Uebungen religiöser Betrachtung Theil zu nehmen fortfahren, unterscheiden sich selten von den Leuten, welche dem besonders in unserer Zeit so weit verbreiteten Bemühn um Erweiterung der Kenntnisse ergeben sind, scheinen meistens weit davon entfernt, jenen den Charakter des Gebets beizulegen d. h. sie als den Ausdruck des Suchens, Strebens, Bittens und Verlangens aufzufassen, ohne welches alles Glück, alle Ehre und Macht, alle Wissenschaft und Kunst nichts ist als Seide und Purpur, Gold und Edelstein, die man einem Leichnam in seine Wohnung des Todes und der Verwesung mitgiebt.

3. Was werden aber diejenigen, in denen die Kraft des Gebets so gänzlich verschwunden und erstorben ist, wenn sie die Größe des Verlustes zu würdigen anfangen, zu thun haben, um die Selbsterziehung durch Gebet wieder zu beginnen? Wenn die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit täglich sich wiederholender Uebungen der Erkenntniß nicht ein bloßes Vorgeben und Nachsprechen ist, so werden sofort die Veranstaltungen getroffen werden, welche erforderlich sind, um an jedem Tage Zeit zum Gebet zu gewinnen. Dies versteht sich von selbst, und wir verweilen dabei nicht länger. Die zu beseitigenden Schwierigkeiten, an denen es nirgends fehlen wird, sind im Leben jedes Einzelnen von anderer Art, so daß unsere auf das Allgemeine gerichtete Betrachtung darüber Nichts zu bemerken hat. Doch wird, was auch zu diesem Zwecke unternommen werden mag, der Erfolg davon abhängen, daß wir die äußerste Vorsicht anwenden, einige naheliegende Irrthümer zu vermeiden. Von diesen will ich jetzt zum Schluß noch sprechen.

Erstens würde es sehr thöricht sein, die Selbsterziehung durch das Gebet mit ausschweifenden Hoffnungen, mit der Erwartung auf bald hervortretende befriedigende Erfolge zu beginnen. Der stattliche Baum, der jetzt Jahr aus Jahr ein kühlenden Schatten und köstliche Frucht gewährt, hat lange Zeit klein, unansehnlich und nutzlos dagestanden. Und wie vernachlässigt ist überdies der Boden, dem du das Saatkorn des Gebets anvertraun mußt! Werde

also nicht ungeduldig, wenn es lange den Anschein hat, als legtest du dir mit deinen religiösen Uebungen einen überflüssigen Zwang auf, als wäre dein Streben nach Gottes- und Selbsterkenntniß der Gewalt der Begierden und Leidenschaften gegenüber ohnmächtig und unwirksam, als wären deine Gebete nichts als todte Worte.

Ebenso wichtig ist es zweitens, daß du deine Kraft nicht überschätzest. Gewiß bewährt sich das Gebet erst dann als das vollkommene Werkzeug für die Kunst des Lebens, wenn wir aller Zerstreuungen ungeachtet stets so gesammelt bleiben, daß sich nach vollbrachter Arbeit die Menschen und Dinge, in deren Mitte wir uns befinden, sofort unwillkürlich in Bilder der unsichtbaren Welt, in Offenbarungen der ewigen Gesetze der Natur und Freiheit verwandeln, daß wir deutlich die Stimme der ewigen Liebe vernehmen, die jeden Widerspruch löst und alles Feindliche versöhnt, und daß wir Alles, was wir so sehen und hören, wenn nicht mit kunstreicher, doch mit unserer eigenen Sprache im Dienst religiöser Gemeinschaft darzustellen und mitzutheilen im Stande sind. Dies mag also derjenige von sich fordern, in dem das Gebet lange schon jene höchste Vollendung erhalten hat, deren es fähig ist. Wir sprechen hier aber von dem, welcher diese Hilfe eingebüßt hat und sie sich wieder schaffen soll. Mit trefflichem Werkzeug ausgerüstet arbeiten ist etwas Anderes, als sich dies fehlende Werkzeug erst wieder herstellen müssen. Wir sind in einer Lage, in der wir keinen Beistand zurückweisen dürfen, der uns geboten wird. Es lebt viel Schlechtes in uns; dies wird Alles aufbieten, um das Gebet, das es wie seinen Richter fürchtet, wieder verstummen zu lassen. Verschmähen wir es nicht, gegen diesen Feind in uns Freunde außer uns zu suchen! Laßt uns Jedem, mit dem wir leben, das Recht einräumen, ja zur Pflicht machen, uns, wenn wir im Gebet nachlassen, daran zu mahnen! Und das Gute, das neben diesem Schlechten in unserem Inneren wohnt, ist in uns wie in dem Kinde; wir haben keine Worte dafür. So laßt es uns nicht verschmähen, mit den Worten Anderer zu beten! Es ist wohl demüthigend, zum

Ausdruck des innersten, eigensten Lebens die Sprache eines Anderen leihn zu müssen; aber es ist eine Demüthigung, die wir selbst verschuldet haben. Wer sich dieser Art von Demüthigung nicht unterwerfen will, beraubt sich nicht selten der einzigen Hilfe, die ihm bleibt.

Uebertriebene Hoffnungen und Ueberschätzung unserer Kraft können die Rückkehr zur Erziehung durch Gebet nur beeinträchtigen. Endlich aber muß sie auch der Wunsch erschweren, lieber schnell, als sicher fortzuschreiten. Wir bedürfen der Hilfe Anderer; doch laßt uns nicht die heilsame Erkenntniß unserer Schwäche mit den Eingebungen unserer Trägheit verwechseln, laßt uns nicht die bequemste, sondern die kräftigste Hilfe suchen! Vielleicht würden unsere religiösen Uebungen am ehesten von dem Gefühle der Befriedigung begleitet sein, wenn wir uns bei ihnen an die Werke halten, durch welche Schriftsteller unserer Zeit die religiös-sittliche Erkenntniß haben fördern wollen. Aber dies Gefühl der Befriedigung ist selten frei von Täuschung. Ihre Hilfe ist uns bequem, weil sie Alle mehr oder weniger dem Geist der Zeit dienen, der lange auch unser Herr gewesen, und durch die Vorurtheile desselben das Bild der Wahrheit trüben. Was uns Noth thut, ist das reine Wort der Wahrheit, welches Jesus bietet. Seine Sprache klingt uns fremd, hart, unverständlich; aber so klang sie Anfangs auch den Jüngern, die doch später selbst an seiner Statt die Freiheit und Liebe des Gottesreichs in derselben Sprache verkündeten. Derselbe Weg, den sie gegangen, steht auch uns offen. Laßt uns ihnen folgen, und wir werden uns überzeugen, daß noch heute Jeder, der wieder beten lernen will, am besten thut, sich an das Gebet zu halten, welches der Meister zu diesem Zweck seinen Jüngern gab! Es ist wahr, daß es gegenwärtig vielleicht wenige Worte giebt, die fast immer so gedankenlos gesprochen werden, als die Worte des Vaterunsers. Auch wir haben wohl gedacht: es ist kein Leben darin, und haben uns von ihm abgewendet, als wären Worte daran Schuld, daß man sie mißbraucht und in den Dienst des Aberglaubens zieht.

Auch Worte scheinen oft nur todt. Schon manches Wort, das todt schien, ist wieder auferstanden, meine Brüder! Auch diese Worte werden wieder auferstehn trotz aller Bemühungen derer, welche die in ihnen lebende Wahrheit fürchten und zu verhüllen wissen. Diese Worte werden in der Zukunft einst dieselbe Stelle einnehmen, welche die zehn Gebote in der Vergangenheit einnahmen. Das Gesetz vom Sinai ist das Glaubensbekenntniß des Unfreien, der das thut, was er nicht will, das Bekenntniß dessen, der sich der Bande schämt, die er sich angelegt hat, und sie dennoch nicht zerreißt. Das Vaterunser ist das Glaubensbekenntniß des Freien, der das Gesetz der Wahrheit als die Stimme seiner eigenen Natur erkennt, des Freien, der kein stärkeres Verlangen kennt, als das Verlangen nach Gerechtigkeit und Liebe. Im glaubensvollen Hinblick auf diese Zukunft und im Vorgenuß derselben laßt uns schon heute unsere Betrachtung mit dem Gebet des Herrn schließen! Unser Vater u. s. f. Amen.

---

8. a.

Unser Vater, der du im Himmel bist!

Meine Freunde! Wir beginnen heute die Betrachtungen, aus denen sich ergeben wird, in wiefern wir in dem Gebet, das der Meister mit seinen Jüngern zu sprechen pflegte, die Gedanken wiederfinden, in denen für uns die Wahrheit lebt. Den Bitten, die Jesus zu seinem Gebet verbunden, ist ein einfaches Eingangswort vorangeschickt: Unser Vater, der du im Himmel bist. Laßt uns heute bei diesen Eingangsworten verweilen! Wenn ein Zustand, eine Thätigkeit des Selenlebens abbricht, und eine andere beginnt, ist eine Art von Uebergang, eine Ankündigung dessen, was kommen soll,

natürliches Bedürfniß. Wo könnte das Bedürfniß eines solchen Ueberganges sich fühlbarer machen als da, wo so verschiedenartige Zustände und Thätigkeiten des Geisteslebens, wie Arbeit und Gebet mit einander wechseln? Beide gehören freilich demselben Leben des Bewußtseins und der Erfahrung an, in welchem unsere Freiheit und das, was uns gegeben ist, das, was wir sind, und das, was wir haben, mit einander verbunden werden; aber von Allem, was im Umkreise dieses Lebens des Bewußtseins und der Erfahrung liegt, sind Gebet und Arbeit die verschiedenartigsten, unähnlichsten Erscheinungen, die einander nicht weniger ausschließen, als Sommer und Winter, als Tag und Nacht im Leben der Natur. Soll das Gebet also wirklich seine Bestimmung erfüllen, so ist es vor Allem nothwendig, daß der Mensch, ehe er es beginnt, mit sich über die Veränderung, die er herbeiführen will, vollkommen im Klaren sei. Er muß wissen, daß er mit dem Augenblick, in dem das Gebet beginnt, Allem, womit die Arbeit des Tags ihn beschäftigte, den Rücken kehrt, Alles, was die Arbeit von ihm verlangte und ihm verhieß, zu vergessen hat. Ist er sich dessen nicht bewußt, so wird er die Sorgen und Hoffnungen, die Freundschaften und Feindschaften der Arbeit in das Gebet mit hinübernehmen, es dadurch verunstalten und der Wohlthaten desselben sich berauben. Deshalb haben schon die ältesten Völker durch allerlei Veranstaltungen dafür gesorgt, daß der Geist des Menschen beim Beginn einer religiösen Uebung von allem Fremdartigen und Ungehörigen abgezogen und ausschließlich auf die dem Gebet entsprechenden Gedanken gerichtet werde. In dieser Absicht haben sie die Tempel der Götter durch Größe und Gestalt von allen übrigen Bauwerken unterschieden, in dieser Absicht haben sie über dem Eingange der Tempel Inschriften angebracht, die zur Sammlung des Gemüthes aufforderten, in dieser Absicht haben sie ihre Heiligthümer mit besonderen Vorhallen umgeben, in denen die Verehrer der Gottheit gleichsam das Unziemliche, das sie noch an sich hätten, ablegen und zurücklassen sollten, um, befreit von allem Unwürdigen, vor den Göttern zu erscheinen.

Wir wissen nun zwar, daß solche auf die Sinne berechnete Veranstaltungen für sich allein zur Förderung des geistigen Lebens wenig beitragen können, und erwarten von ihnen deshalb die Wirkungen nicht, die von den Bekennern alter und neuer Religionen ihnen zugeschrieben werden. Auch sind wir überzeugt, daß die alle jene Veranstaltungen begleitende Vorstellung, nach welcher religiöse Uebungen heiliger sein sollen, als die Arbeiten des Werktags, eine der verderblichsten Erscheinungen des Aberglaubens ist. Nichts ist uns heilig, als der in der Vernunft sich offenbarende Gotteswille, Nichts ist unheilig, als die Gewissenlosigkeit, die dies Gesetz übertritt; und es kann mit derselben Treue bei der Arbeit beobachtet werden, als beim Gebet, mit derselben Hartnäckigkeit im Gebet verläugnet werden, als bei der Arbeit. So wenig wir aber den Grund billigen können, weshalb man den Unterschied zwischen Gebet und Arbeit dem Menschen so tief als möglich einzuprägen sich bemühte, und so wenig wir von den Mitteln erwarten können, die man zu diesem Zwecke wählte: so theilen wir doch durchaus die Ueberzeugung aller Zeitalter, daß es für den Beginn religiöser Betrachtungen das Nothwendigste ist, den Blick von den irdischen Dingen abzuwenden, die uns während der Arbeit vorzugsweise beschäftigten. Das ist es, wozu wir aufgefordert werden sollen, wenn es zum Eingange unseres Gebets heißt: Unser Vater, der du im Himmel bist. — Diese Worte sind für uns gleichsam die Aufschrift am Tempel des Gebets. Beachten wir sie wohl! Wie ich sie verstehn zu müssen glaube, vergegenwärtigen sie uns die Bedingung, von der es abhängt, ob unsere Gebete erhört werden oder nicht. Sie verlangen, daß wir uns prüfen, ob wir nicht im Begriff sind, Gebete emporzusenden, welche die Gottheit nicht erfüllen will. Ach, meine Freunde! wieviel würden wir diesen Worten immer aufs Neue zu verdanken haben, wenn uns von der Fülle religiöser Gefühle und Anschauungen, die sie wecken können, nur der eine Gedanke bleibt, daß es Gebete giebt, die nie erhört werden!

Die Meisten von uns haben mit dem Vaterunser zugleich ge-

wisse kirchliche Erklärungen empfangen, welche unserem Geiste die Richtung des Denkens und Empfindens vorschrieben, die er wie bei diesem Gebet im Allgemeinen, so bei dem Eingange desselben verfolgen soll. Wo dies nicht der Fall ist, wo die Sele unbefangen sich dem unmittelbaren Eindruck der vernommenen Worte überlassen darf, muß das Unser Vater, der du im Himmel bist, in dem Menschen ein Bewußtsein widerstreitender Vorstellungen und Empfindungen erzeugen. So sehr der Vatername uns der Gottheit nähert, so sehr entfernt es uns von ihr und entfremdet uns derselben, daß der Himmel ihr zur Wohnung angewiesen wird. In denjenigen, deren religiöse Vorstellungen durch die Auslegung des kirchlichen Katechismus noch bestimmt werden, mag dies Gefühl der Entfernung durch das Bild des Himmels nicht hervorgerufen werden; und ihnen wird im Gegentheil die Seligkeit der Frommen in jenem Leben, an die man sie bei dem Himmel zu denken gewöhnt hat, verwandte Vorstellungen hervorrufen, als es der Name des Vaters thut. Wer aber diese kirchlichen Vorstellungen aufgegeben hat, der sieht sich durch das Bild des Himmels sofort an das Entfernteste, an das Unerreichbare erinnert. Hat der Vatername so eben zwischen ihm und Gott eine Verbindung gestiftet, so fordert die Himmelswohnung der Gottheit, daß sich diese Verbindung nicht auf Alles beziehe.

Der Himmel ist in der That das bezeichnendste Bild für dasjenige Gebiet der Schöpfung, das der Einwirkung des einzelnen Menschen durchaus entzogen ist. So groß auch die Anziehungskraft ist, welche selbst die sinnlosesten Erscheinungen des Aberglaubens auf die große Menge der Ungebildeten und Gebildeten ausüben, so ist doch auch der Aberglaube der Herrschaft der Mode unterworfen, und selbst diejenigen, die von den Geistern der Verstorbenen auf jede beliebige Frage Antwort zu erhalten behaupten, glauben weder mit den alten Griechen und Römern, daß Zauberer den Mond auf die Erde herabziehn, noch mit den alten Israeliten, daß ein siegreicher Feldherr die Sonne so lange am Himmel zurückhalten könne, bis

er die letzten Ueberreste des feindlichen Heeres vernichtet habe. Vorläufig ist selbst der Aberglaube überzeugt, daß die Gestirne ihren Weg zurücklegen, ohne sich um die Gedanken und Wünsche der Menschen zu kümmern. Der Mond verhüllt sein Antlitz nicht, wenn er über einem blutgetränkten Schlachtfeld aufgeht, die Sonne verliert nichts an ihrem heiteren Glanz, wenn eine verheerende Krankheit ihre Geißel über ganze Völker schwingt und überall die Klagen der Wittwen und Waisen ertönen; auch leiht sie ihr Licht gleich bereitwillig dem Gottlosen wie dem Frommen zu seinen Werken. Wenn wir diese Betrachtung nicht willkürlich abbrechen, so findet sich, daß dieser Himmel, der den Einwirkungen des Menschen durchaus entzogen ist, sich keineswegs auf jene entfernten Räume beschränkt, in denen die Sterne leben, sondern daß dies Leben, welches ohne Reiz für die Empfindungen des Menschen ist, sich auch über die uns zum Wohnsitz angewiesene Erde verbreitet und uns von allen Seiten umgiebt. Die Wolken, die sich ihrer Fluth entladen wollen, warten nicht, bis der Tag vorüber ist, den ein ganzes Volk zu seinem Freudenfeste ausersehn hat, und der Blitz verschont die Tempel nicht. Ja, diese Natur, welche die Herzlosigkeit des Himmels theilt, offenbart sich nicht nur in dem Schauspiel, das die Elemente um uns her aufführen, sondern weiß, wo sie will, sich auch Eintritt in unser eigenes Leben zu verschaffen. Dieselbe Natur, die ohne auf unsere Wünsche zu achten, Sonnen und Monden, Winden und Wolken ihre Bahnen vorschreibt, durchströmt unsere Adern mit reger Kraft oder läßt den Lauf des Bluts stocken und die Bewegung des Herzens stille stehn, auch hier, ohne sich um unseren Lebensüberdruß oder um unsere Lebenslust, ohne sich um unsere Hoffnungen und unsere Entwürfe zu kümmern. Diese Natur, deren Bild in dem einzelnen Menschen, der über sich nachdenkt, von dem Gefühle seiner gänzlichen Ohnmacht begleitet ist, diese Natur, welche, ohne den Menschen zu hassen, aber auch ohne ihn zu lieben, ohne Gefühl für sein Glück, ohne Mitleid mit seinem Schmerz, über ihm, unter ihm, um ihn, in ihm Leben und Tod, Entstehn und Vergehn

mit einander verwebt, diese Natur ist der Himmel, in dem Gott wohnt. Der Gott, zu dem du betest, hat ein Herz und Ohr und Auge für die ewige Ordnung der Natur, für den sicheren Bestand des Haushaltes, den er in ihr gegründet, aber für deine Wünsche nicht. Kein Sandkorn, kein Stäubchen, kein Lufthauch in der ganzen Unendlichkeit des Weltalls geht verloren oder verirrt sich; Gott weiß Jegliches dem Ganzen zu erhalten, Gott sorgt dafür, daß Jegliches das ihm aufgetragene Geschäft vollführt. Aber die Worte, die dir das Verlangen nach dem Genuß des Lebens und der Schmerz über die Vergänglichkeit der Dinge eingiebt, verhallen in seiner Schöpfung ungehört; für die Wünsche deines Herzens giebt es bei dem Gott, zu dem du betest, keine Erfüllung. Er sorgt dafür, daß sich kein Haar auf deinem Haupte dem ewigen Zwecke der Natur entzieht; aber kein Gebet kann Glück und Leben auch nur einen Augenblick über die ihnen von der Natur zugemessene Zeit hinaus verlängern. Wenn die Erinnerung an den Gott, der im Himmel ist, uns aufs Neue diese Ueberzeugung gegeben hat, daß jede Veränderung der Natur, die unsere Wünsche herbeiführen oder abwenden möchten, für unsere Gebete ebenso unerreichbar ist, als für unsere Hand die Gestirne des Himmels, dann und dann allein sind wir auf die rechte Weise zum Gebet vorbereitet.

Wir meinen doch nicht, daß es dieser Erinnerung für uns nicht bedarf, meine Freunde? Freilich, wenn irgend eine Thatsache in dem Buche der Natur und des Schicksals deutlich ausgesprochen ist, so ist es diese, daß der Ewige, den die Menschen in ihren Gebeten suchen, die Wünsche derselben unbeachtet läßt, daß die Hoffnungen und Besorgnisse der Menschen, auch in die Sprache des Gebets gekleidet, nie im Stande sind, den Gang der Dinge aufzuhalten oder zu beschleunigen. So unzweifelhaft diese Thatsache aber ist, so haben die Menschen doch von den ältesten Zeiten an Alles aufgeboten, um sie sich zu verhüllen, und das, was nicht ist, mit dem Schein des Glaubhaften zu umgeben. Giebt es von allen Volksreligionen auch nur eine, deren Bekenner sich nicht eingeredet, daß die Götter

in gewissen Fällen unserem Verlangen nach Glück entgegen gekommen seien, und deren Bekenner nicht die Bedingungen zu erforschen gesucht, die der Mensch erfüllen müsse, um das Mitgefühl der Götter zu erregen und die Gunst derselben für sich zu gewinnen? Haben die Religionen, in denen wir aufgewachsen sind, nicht dieselben Vorstellungen in uns zu befestigen gesucht? Haben sie uns nicht Gebete gelehrt, welche die Gottheit bestimmen sollen, Kriegsgefahr, Mißwachs, verheerende Krankheiten von uns abzuwenden und das Leben mit den Gütern auszustatten, die den Genuß desselben erhöhen?

Es ist wahr, diese kirchlichen Vorstellungen, welche jedes Gebet im Geiste Jesu unmöglich machen, haben seit längerer Zeit heftigen Widerspruch hervorgerufen. Die erweiterte Kenntniß der Natur hat den Menschen auf den festen, innigen Zusammenhang in den Erscheinungen der Welt, auf die in der Entwickelung und Gestaltung der Dinge überall sich offenbarende Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, ihn dadurch von der Herrschaft der Empfindungen zu befreien angefangen und den alten Wahn, nach welchem die ewige Natur der Dinge nur zur Befriedigung der wechselnden menschlichen Bedürfnisse bestimmt sein sollte, mächtig erschüttert. Die neue Anschauung der Welt und des Menschenlebens, welche auf diese Weise entstand, konnte nicht ohne Einfluß auf die herrschenden religiösen Vorstellungen bleiben. Man überzeugte sich, daß ein Gott, der sich durch Gebete bestimmen lasse, mit den Kräften der Natur nach dem Belieben der Menschen zu schalten, selbst nur ein Erzeugniß der menschlichen Willkür sei, welche die Gesetze der ewigen Ordnung als unbequeme Schranken empfinde und sich derselben entledigen zu können meine. Diese Ueberzeugung hat ihren Ausdruck in dem Satze gefunden, daß Gott kein persönliches Wesen sei. Es ist bekannt, welches Aufsehn diese Behauptung machte. Es schien, als wenn mit diesen Worten etwas durchaus Neues und Unerhörtes ausgesprochen wäre, und diejenigen, denen die Ueberlieferung und Ueberwachung der kirchlichen Lehre an-

vertraut worden, erklärten, diese Worte enthielten das Bekenntniß des vollendeten Unglaubens. Wir sind sicher weit davon entfernt, in diese Anklage einzustimmen. Für uns ist diese Anklage nur ein neuer Beweis, daß die Lehre Jesu, sogar unter denen, die sich nach seinem Namen nannten, je länger je mehr in Vergessenheit gerathen war. Denn Jesus ist es selbst gewesen, der zuerst jenen Ausspruch gethan hat. Oder lassen jene Worte desselben, daß Gott die Person nicht ansieht, eine andere Deutung zu, als die, daß dem Werth, den der Mensch auf die zufällige und vergängliche Erscheinung seines Wesens legt, und den persönlichen Wünschen, die sich auf die Erhaltung dieses Daseins beziehen, Nichts in der Natur und dem Willen der Gottheit entspricht, daß es ein Irrthum ist, wenn der Mensch, um seine Natur und Bestimmung zu bezeichnen, sich selbst als ein persönliches Wesen auffaßt, und ein neuer Irrthum, wenn er dies verzerrte Bild des Menschenlebens der Erkenntniß der Gottheit zu Grunde legt? Sind wir aber demnach weit entfernt, die Lehre, daß Gott kein persönliches Wesen sei, als irreligiös zu verdächtigen, müssen wir uns vielmehr freuen, daß einer der richtigsten Gedanken, den Jesus ausgesprochen, endlich wieder nach langer Vergessenheit in das Bewußtsein der Menschen eingetreten ist; so dürfen wir es doch nicht übersehn, daß der Weg, auf dem Jesus zu dieser Lehre gelangte, sehr verschieden von dem Wege ist, der die Gebildeten unserer Zeit zu diesem Bekenntniß führt; und hängt nicht auf dem Gebiete des sittlich-religiösen Strebens der Werth jeder Lehre und jedes Bekenntnisses vor Allem von dem Wege ab, auf dem man sie gefunden? Ist es nun der rechte Weg gewesen, auf dem man in neuerer Zeit zu dem Bekenntniß kam, daß Gott kein persönliches Wesen sei? Wir knüpfen die Beantwortung dieser Frage an eine Aeußerung Schiller's, in der die allgemeine Stimmung sehr klar ausgedrückt wird, von der dieses Bekenntniß in den Vertretern des Zeitbewußtseins, in den Führern der öffentlichen Meinung begleitet ist. Er schreibt an eine Freundin: „Ach! daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das

den Menschen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen und dich von ihm erflehn könnte!" Ich weiß, daß kein Gebet dem Menschen die Erfüllung seiner Wünsche bringt; aber was gäbe ich darum, wenn es anders wäre! Das ist der einfache Sinn seiner Worte. Er kann an keinen persönlichen Gott glauben; aber damit ist auch das Glück und der Werth seines Lebens für ihn dahin. Der Irrthum, den er einst hegte, war für ihn Leben; das Wissen, das er dagegen eingetauscht hat, ist der Tod. Auf dem Wege, auf welchem unser Zeitalter zu dem Bekenntniß gelangt, daß es keinen persönlichen Gott giebt, drückt dies Bekenntniß also eine Lehre aus, die den Menschen nicht aufrichtet, sondern zu Boden streckt, nicht erhebt, sondern beugt, ihn nicht mit neuer Lust zum Leben erfüllt, sondern ihm das Leben zu einer unerträglichen Last macht. Das heißt: diese Lehre bedeutet und wirkt in denen, die sie als die Errungenschaft der gegenwärtigen Bildung, als den wahren Ausdruck des Zeitgeistes verkünden, das Gegentheil von dem, was diese Lehre in Jesus von Nazareth bedeutete und wirkte. Wenn die, welche dem Geiste der Zeit huldigen, sich zu der Lehre bekennen, daß es einen persönlichen Gott nicht giebt, so gestehen sie damit zugleich, daß der Gedanke der Gottheit selbst vor ihrer Sele sich verdunkelt und verschwindet. Ich will nicht sagen, daß sie damit zugleich aufhören, an Gott zu glauben; aber die Gottheit verwandelt sich für sie in etwas Unbestimmbares und Unbekanntes, mit dem der Mensch als solcher keine wahre Gemeinschaft schließen und unterhalten könne. Denn sie sind nach ihren Vorstellungen von der Natur des Menschen überzeugt, daß die Gottheit, wenn sie nicht ein persönliches Wesen sei, auch überhaupt nicht dem Menschen gleiche und aus dem Wesen desselben nicht zu erkennen sei. Es bleibt ihnen nichts übrig, als Gott in der Natur zu suchen; und so kann sich in ihnen nur die alte Erfahrung wiederholen, daß dem Menschen, der das Licht und das Wort der Wahrheit nicht in sich selbst gefunden, ehe er es außer sich sucht, die Natur nichts als „Schatten und Rauch" sei, nichts als dunkele, unverständliche Töne, undurchdringliche Nebel entgegen-

bringen werde. Auch in denen, die diesen Weg verfolgen, bedeutet und wirkt die Lehre, daß Gott kein persönliches Wesen ist, das gerade Gegentheil von dem, was sie in Jesus von Nazareth bedeutete und wirkte. Alle, welche diese Lehre aus dem Bewußtsein der Zeit schöpfen, berauben sich mit derselben zugleich des Verständnisses des Menschenlebens, machen die Welt zu einem Bilde der Unordnung, Verwirrung und unaufhörlichen Widerspruchs und erzeugen Zweifel, denen der Mensch vor Allem sich zu entreißen sucht, und sollte er jene Lehre selbst darüber wieder verläugnen. Denn, wenn in den Wünschen des Herzens wirklich das wahre Leben des Menschen bestände, wenn die Natur selbst den Menschen auf nichts Höheres, als auf die Erfüllung dieser Wünsche angewiesen hätte, und die Welt dennoch so beschaffen ist, daß er auf die Erfüllung keines seiner Wünsche rechnen kann, so wäre das Leben nichts als ein Gewebe von Täuschungen; und dieser Gedanke, daß die Welt ohne Einheit und Zusammenhang das Spiel des sinnlosen Zufalls sei, ist dem Menschen so unerträglich, daß er, um ihm zu entgehn, früher oder später zum Gehorsam gegen die Kirche zurückkehrt und sich den Trost gefallen läßt, daß für die hier unerfüllt gebliebenen Wünsche das Leben nach dem Tode entschädige. Auch in dieser Beziehung bedeutet und wirkt die Lehre, daß Gott kein persönliches Wesen sei, heute das Gegentheil von dem, was sie in Jesus von Nazareth bedeutete und wirkte.

Wie er die Lehre, daß Gott die Person nicht ansieht, verstanden wissen will, ist damit unzweideutig ausgesprochen, daß er zur Darstellung der Verbindung zwischen Gott und den Menschen das Bild der innigsten Gemeinschaft wählt, das wir kennen, das Bild der Gemeinschaft zwischen dem Vater und seinem Kinde. Derselbe Gott, der im Himmel, der für die Wünsche unseres Herzens so unerreichbar ist, wie es für unsere Hand die Gestirne des Himmels sind, derselbe Gott ist unser Vater, desselben Gottes Geist und Wille und Kraft ist unser Geist, ist unser Wille, ist unsere Kraft. Gott erfüllt die Wünsche unseres Herzens nicht, das heißt dann: Gott

hat dem Menschen einen Geist gegeben, der zu seinem Leben der Erfüllung der auf das sinnliche Dasein gerichteten Wünsche nicht bedarf, einen Geist, dessen Streben durch die Erfüllung keines dieser Wünsche befriedigt werden könnte. Der Gottesgeist im Menschen, der das wahre Wesen der Dinge erkennt, der sich selbst bestimmend an dem heiligen Werke Theil nimmt, das die unsichtbare Kraft und Gottheit der Vernunft und Freiheit, der Gerechtigkeit und Liebe schafft, der Gottesgeist im Menschen, der sich in dieser Erkenntniß der Dinge und in diesen Thaten der Selbstbestimmung selig fühlt, kann es nie als einen Verlust empfinden, wenn einer der auf das Vergängliche gerichteten Wünsche versagt, kann es nie als einen Gewinn ansehn, wenn einer dieser Wünsche erfüllt wird. So lange wir nichts Besseres als die Erfüllung persönlicher Wünsche von Gott zu erbitten und zu erwarten wissen, wird uns ein reines Wohlgefallen am Leben stets fremd bleiben; selbst das Schicksal, das wir willkürlich als Erfüllung unserer Wünsche deuten, wird von dem Gefühl getäuschter Hoffnung begleitet sein. Lernen wir aber die Lehre, daß die Gottheit kein persönliches Wesen ist, im Sinne Jesu verstehn, dann gelangen wir zu einer aus dem Anschauen des Ewigen entspringenden Beruhigung, zu einem von dem Wechsel der Dinge unabhängigen und deshalb unerschütterlichen Frieden. So lange der Mensch von Gott nichts Besseres als die Erfüllung veränderlicher Wünsche erbittet und erwartet, so lange bleibt die alte Ueberlieferung, daß Gott dem Menschen gleiche, für ihn ein unverstandenes Räthsel, so lange bleibt Jeder auch mitten im Christenthum ein Heide, der sich die Gottheit bald als Jüngling oder Jungfrau, bald als alten Mann, bald als weibliche Schönheit, bald als männliche Stärke, kurz immer nur als irgend eine einzelne Eigenschaft und Erscheinungsform unserer Natur vorstellt, nie als den Menschen, der in allen diesen einzelnen Gestalten ein und derselbe ist. Wie Jesus die Lehre auffaßte, daß Gott die Person nicht ansieht, hört mit der Lehre Gott nicht auf, dem Menschen zu gleichen, sondern im Gegentheil fängt erst mit der Lehre Gott dem Menschen

in Wahrheit zu gleichen an. Diese Ueberzeugung, daß der Gott, der die Person nicht ansieht, unser Vater, daß der von allen Schranken des persönlichen Daseins freie Geist desselben in uns ist, diese Ueberzeugung ist es endlich, welche uns unsere Natur und unser Schicksal wirklich verstehn lehrt. Denn im Lichte dieses Gedankens kann es uns nicht als ein Widerspruch erscheinen, daß einerseits unzählige Wünsche sich in uns regen, und doch andererseits durch nichts in der Einrichtung der Welt die Erfüllung dieser persönlichen Wünsche gesichert ist. Giebt es nicht im Menschenleben von Anfang an Aufgaben, die nicht den untergeordneten Zweck haben, etwas Einzelnes zu Stande zu bringen, sondern den höheren, die göttliche Kraft der Freiheit und Erkenntniß im Menschen zu üben und zu bilden? Der Bilderbogen, den wir dem Kinde auszumalen geben, ist für keine Gemäldegallerie bestimmt. Wir verbinden mit dieser Aufgabe den höheren Zweck, ohne dessen Erreichung alle Gemäldegallerien der Welt für den Menschen ohne Nutzen bleiben, ja zum Verderben gereichen müssen, den Zweck, dem Kinde Gelegenheit zu der Erfahrung und Erkenntniß zu bieten, daß auch Licht und Dunkel und alle Farben, die daraus entstehen, dem Menschen zum Ausdruck und zur Bethätigung seines Geisteslebens dienen, dem Kinde Gelegenheit zur Uebung der Kraft zu bieten, durch die er die Stimme des Ewigen vernimmt, welche zu uns spricht: Alles ist euer! So steht es auch mit den Wünschen, die unser Herz erzeugt. Es ist bei ihnen nicht darauf abgesehen, daß irgend etwas Einzelnes zu Stande komme, was für Erfüllung derselben gelten könne; sondern sie haben allein den Zweck, dem Menschen Gelegenheit zur Erkenntniß und Bethätigung seiner Freiheit, Gelegenheit zur Gottes- und Selbsterkenntniß zu verschaffen. Wie sollte also darin ein Widerspruch liegen, daß in jedem Einzelnen immer neue Wünsche entstehen, und doch bei der Einrichtung der Welt auf die Erfüllung derselben offenbar keine Rücksicht genommen ist? Für den Zweck, dem alle Wünsche dienen sollen, für die Erziehung des Menschen zur Vernunft und Freiheit ist das Schicksal, das jeder einzelne Wunsch haben wird, durchaus

gleichgiltig, da die Aufgabe der Selbstbestimmung einer getäuschten Hoffnung und einer Befriedigung persönlicher Bedürfnisse gegenüber durchaus ein und dieselbe ist, da Vernunft und Freiheit, Verstand und Besonnenheit ebenso nothwendig ist, um durch Mißgeschick nicht entmuthigt zu werden, als um den Mißbrauch des Glücks zu vermeiden.

Ob nun diese in der Lehre Jesu am entschiedensten hervortretende sittlich-religiöse Ansicht des Lebens, nach welcher die Gottheit für die Wünsche unseres Herzens in den unerreichbaren Fernen des Himmels wohnt und zugleich selbst in der schöpferischen Kraft der Vernunft und Freiheit das wahre Wesen und Leben jedes Einzelnen ist, nach welcher Gott sich nur deshalb um die Erfüllung persönlicher Wünsche nie kümmert, weil das in sich selbst ruhende Wesen des ewigen Vaters allen seinen Kindern die von jedem Schicksal unabhängige Selbstbestimmung gab, ob diese Weltansicht in uns schon solche Klarheit und Sicherheit gewonnen hat, daß sie den Spott und die Trugschlüsse, die gegen sie gerichtet werden können, nicht zu fürchten hat? Giebt es deren, die so glücklich sind, unter uns wirklich, so werden sie am besten wissen, daß die eben genannten Gefahren nicht die einzigen sind, denen dieser Glaube des Evangeliums ausgesetzt ist. Es giebt Mancherlei, das wir entschlossen sind, uns um keinen Preis entreißen zu lassen, das wir auch wirklich gegen jeden einzelnen Angriff schützen, und das wir dennoch aus Unachtsamkeit und Sorglosigkeit verlieren; und vielleicht ist bei keinem von allen Gütern, die wir auf solche Art einbüßen können, diese Gefahr größer, als bei der Erkenntniß, von welcher wir sprechen. Diese Erkenntniß lehrt uns, daß Gott und die Natur kein Herz für die Erfüllung unserer Wünsche haben; aber es giebt Etwas in unserem Leben, das uns Tag für Tag aufs Neue in die Versuchung führt, die Leistungen und Erfolge, für die unsere Wünsche sich interessiren, gerade um dieser Wünsche willen für das Wichtigste anzusehn. Es ist die t ä g l i c h e A r b e i t, die ich meine. Was sollte uns veranlassen, sie für eine Feindin jener Erkenntniß zu halten,

vor der wir auf unserer Hut sein müssen? Auch ist sie es keineswegs. Doch liegt es offenbar im Interesse dieser täglichen Arbeit, daß den jedesmaligen Aufgaben des äußeren Lebens, die uns beschäftigen, unsere ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme zugewendet werde. Das vorgesteckte Ziel soll erreicht werden. Mit der Erreichung dieses Ziels wird stets die Erfüllung gewisser Wünsche zusammenhängen. So wird sich unwillkürlich die Vorstellung eindrängen, daß die Erreichung jenes Ziels mit der Erfüllung unserer Wünsche zusammenfalle, und haben wir uns diese Verwechselung zu Schulden kommen lassen, so schützt uns Nichts vor der Verstimmung, in der uns eine Welt, in der so wenig als in der gegenwärtigen auf die Erfüllung unserer Wünsche Rücksicht genommen ist, als eine sehr unvollkommene Welt erscheint. Weil die Arbeit jedes Tags immer aufs Neue von dieser Versuchung begleitet ist, und jeder, der sich von dieser Versuchung hat verführen lassen, durchaus unfähig zum wahren Gebet sein muß, darum giebt es keinen Gedanken, der geeigneter ist, um uns von der Arbeit zum Gebet hinüberzuleiten, als den, mit dem das Gebet des Meisters beginnt.

---

8. b.

Unser Vater, der Du bist im Himmel.

Um den Zweck dieser Eingangsworte erfüllen, um, so oft wir die Uebungen der religiösen Betrachtung beginnen, alle persönlichen Wünsche zurückweisen zu können, müssen wir dessen sicher sein, daß wir dieselben in jeder Gestalt, die sie annehmen mögen, herausfinden. Es bleibt uns also die wichtige Frage zu beantworten, woher der Mensch so oft, ohne es zu wissen, das Streben nach Erkenntniß durch Verlangen nach Erfüllung persönlicher Wünsche

verfälscht, und wie wir dieser Selbsttäuschung vorzubeugen haben. Die Veranlassung zu ihr liegt in der Annahme eines Zusammenhanges zwischen unseren Wünschen und dem berechtigten Interesse der Arbeit. Laßt uns festzustellen suchen, daß es einen solchen inneren Zusammenhang zwischen dem Fortgang unserer Arbeit und der Erfüllung unserer persönlichen Wünsche nicht giebt!

Es liegt in dem Wesen der Arbeit, daß sie die Entwickelung des Selbstgefühles und des Selbstbewußtseins befördert. Auch da, wo jene Theilung der Arbeit, jene Sonderung der verschiedenen Berufsarten noch nicht eingetreten ist, welche den Beginn der Civilisation begleitet, sieht sich Jeder durch die Geschäfte, denen er sich unterziehn muß, auf seine Eigenthümlichkeit hingewiesen und an dasjenige erinnert, was an ihm anders als an Seinesgleichen ist, was ihn zu seinem Vortheil oder Nachtheil auszeichnet. Schon in jenen einfachsten Zuständen, in denen der Mensch größere Verbindungen als die der Familie nicht kennt, fordert die Arbeit eine Berücksichtigung des Unterschieds zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen, ist die Arbeit, welche dem Manne zufällt, eine andere als die, welche dem Weibe obliegt. Je mehr aber die Gesellschaft der Menschen, die sich auf demselben Raume zusammenfinden, wächst, je schwerere Werke die vereinten Kräfte Vieler zu unternehmen wagen, um so nachhaltiger richtet sich die aufmerksame Beobachtung auf die Verschiedenartigkeit der Anlagen und auf die vielfache Abstufung verwandter Fähigkeiten, um so stärker tritt das Bild der Eigenthümlichkeit hervor, welche Jeden von den Uebrigen sondert.

Ja in gewisser Beziehung muß sich gerade der Blick der fleißigsten und eifrigsten Arbeiter für Alles, was das eigene Ich angeht, am meisten schärfen. Dem Lässigen mag es bei einer Arbeit, die er in Verbindung mit Mehreren auszuführen hat, gleichgiltig sein, was von ihm selbst und was von den Anderen vollbracht wird. Dem Besseren und Tüchtigeren aber drängt sich unwillkürlich die Vergleichung seiner Leistungen mit denen der Uebrigen auf. Ihm

genügt es nicht, zu sehn, daß das Werk fortschreitet und sich der Vollendung nähert, ihm ist es Bedürfniß, zu wissen, durch wen es zu Stande kommt. Er will hinter Niemand zurückbleiben; er freut sich über das, was geschieht, nur sofern er überzeugt sein kann, daß, wenn das Werk fertig dasteht, sein Fleiß, seine Anstrengung, seine Ausdauer nicht wenig dazu beigetragen haben, demselben das Lob, das ihm zu Theil wird, zu verdienen.

Sehen wir aber von den Wirkungen ab, welche die Vertheilung der Arbeit in jeder ausgebildeteren Gesellschaft und die Vergleichung mit den Genossen der Arbeit bei vielen Einzelnen auf die Erhöhung des Selbstbewußtseins äußern muß! Selbst da, wo die Unterschiede nicht scharf hervortreten, selbst da, wo die Gelegenheit zur Vergleichung mit Anderen fehlt, wird das Gefühl des eigenen Ich durch die Arbeit insofern überall auf gleiche Weise geweckt und angeregt, als der Mensch ein natürliches Interesse hat, zu wissen, daß er nicht vergeblich arbeitet. Seine Anstrengung mag groß oder gering gewesen sein: er verlangt, daß sie einen Erfolg habe. Ist keine Gelegenheit vorhanden, um zu erkennen, ob er weiter als Andere vorschritt, so will er doch gewiß sein, daß er selbst vorwärts gekommen, daß das, was ihm zu thun nothwendig schien und in der Ausführung die Kraft des Unternehmers bewähren sollte, ihm wirklich gelungen ist. Jedem Menschen sagt eine innere Stimme, es werde von ihm erwartet und gefordert, daß er sein Dasein durch seine Thaten und Leistungen rechtfertige. Jeder fühlt, daß er dem Leben gegenüber ein Schuldner und allein durch den Ertrag seiner Arbeit, durch das, was er wirkt und schafft, seine Schuld abzutragen im Stande ist.

Indem die Arbeit auf diese Weise das Selbstgefühl und Selbstbewußtsein steigert, das Bild des eigenen Ich immer entschiedener in den Vordergrund unseres Gedankenkreises stellt, erhebt sich die Gefahr, daß wir die Wichtigkeit und Bedeutung, die dem eigenen Ich und dem Schicksal desselben zugestanden werden muß, ohne Prüfung auch demjenigen einräumen, was in keinem inneren und

nothwendigen Zusammenhang mit jenem steht, aber unter gewissen Umständen leicht den äußeren Anschein einer solchen Verbindung hervorbringt. Beugen wir dieser Gefahr nicht vor, so erzeugt sich in uns ein Hoffen und Erwarten, ein Bitten und Verlangen, für dessen Erfüllung und Befriedigung Gott und die Natur nichts thuen; ja diese vergeblichen, thörichten Hoffnungen und Erwartungen beschäftigen endlich unsere Sele so ausschließlich, daß in ihr für das Hoffen und Verlangen, das stets erfüllt, für das wahre Gebet, das stets erhört wird, kein Raum ist.

Wenn wir den Zweck der Arbeit, das, was von ihr zu Tage gefördert werden soll, nicht äußerlich und oberflächlich auffassen, so betrachten wir es als etwas sich ganz von selbst Verstehendes, daß der Erfolg derselben stets dem Maße der auf sie verwendeten Kraft entspricht. Der wahre Erfolg und Ertrag der Arbeit steht mit dem inneren Werth derselben in geradem Verhältniß: das ist eine der ausgemachten Thatsachen, die zur inneren Geschichte der Welt gehören, eines jener lebendigen, sich nothwendig vollziehenden Gesetze, die überall dem Auge der Vernunft und des Gewissens offenbar werden. Jedes einzelne Werk kann allerdings aus sehr verschiedenen Beweggründen gerade jetzt unternommen und gerade so und nicht anders betrieben und ausgeführt werden; aber der einzige Zweck, den die Arbeit als solche hat, ist Uebung der Kraft, der Erfolg und Ertrag, den jede in gleicher Weise erstreben soll, ist das Wachsthum der Kraft und der Einfluß, den unser Fortschritt im Guten auf Andere ausüben kann. Was für den Weinstock die Traube, das ist für die menschliche Arbeit dieser Erfolg und Ertrag. So wenig es dem Weinstock begegnen kann, daß er Disteln hervorbringt, so wenig steht es nach dem Gange der Natur dem Menschen bevor, daß er bei der Arbeit um den Erfolg getäuscht werde. Daß eine nachlässige Arbeit einen Zuwachs an Kraft zur Folge habe und eine fleißige diese Wirkung verfehle, ist eines jener Wunder, an die der Mensch durchaus nicht zu glauben vermag. Ursprünglich zieht er zwischen den verschiedenen Standpunkten, die er

bei der Würdigung seiner Arbeit einnehmen kann, eine sehr bestimmte Grenze; er weiß sehr wohl, wenn eine Arbeit, die in Bezug auf das bürgerliche Leben mannigfachen Nutzen gewährt, durch seine Schuld für das Gedeihn des inneren Lebens der Erkenntniß und Freiheit unfruchtbar bleibt, sowie er überzeugt ist, daß umgekehrt eine Arbeit, die vielfachem Tadel unterliegt und in gewisser Hinsicht wirklich als verfehlt angesehen werden muß, seine Kraft zum Guten sehr gefördert und entwickelt haben kann. Er weiß, daß der wahre Erfolg der Arbeit von dem inneren Werth derselben abhängt, daß die Treue und Gewissenhaftigkeit, in der dieser innere Werth besteht, das Einzige ist, was über den Erfolg entscheidet. Welche Art der Arbeit dein Beruf ist, und welche angeborenen Fähigkeiten und erworbenen Talente dir dabei zu Statten kommen, ist in Bezug auf den Ertrag für das Leben der Freiheit durchaus gleichgiltig. Für dies Leben war der Tag, an welchem Paulus sein Segeltuch bereitete, nicht weniger fruchtbar, als der, an welchem er das Evangelium predigte, und dasselbe trifft bei allen Geschäften zu, denen wir uns mit Treue und Hingebung widmen. Auch wird der Zuwachs an Gottes- und Selbsterkenntniß, welcher den Erfolg einer Arbeit ausmacht, nie größer durch den Witz und die Liebenswürdigkeit, durch die Fassungskraft und Gelehrsamkeit, die der Eine zu ihr mitbringt, oder dadurch geringer, daß der Andere sie ohne dieses Alles angreift. Und wie in Bezug auf das Wachsthum der eigenen Kraft, so entspricht der Erfolg der Arbeit dem inneren Werth derselben auch in Bezug auf die erlösende und versöhnende Wirksamkeit, die der Freie und Gerechte auf alle diejenigen ausübt, die seine Hilfe begehren. Daß redliche Anstrengungen für die heilige Sache der Wahrheit und des Rechtes jemals um ihren Erfolg gebracht werden könnten, scheint nur demjenigen möglich, dessen Theilnahme stets auf das Neueste, das Aufsehn erregt, beschränkt ist. In der Geschichte, welche für die Neugierigen geschrieben wird, fehlen gewöhnlich die wichtigsten Begebenheiten und folgenreichsten Ereignisse. Die alten christlichen Gemeinden

wußten sehr wohl, daß sie nicht zu wirken aufhörten, wenn sie nicht öffentlich besprochen werden durften, und wenn sie bei der großen Menge der Geringen und Vornehmen für eine längst untergegangene Sekte galten. Kurz, der Wille des Menschen, daß seine Arbeit ihm gelinge und Erfolg habe, ist als durchaus gerechtfertigt anzusehn, und er geschieht, wenn der eigentliche Zweck einer jeden im Auge behalten wird, in dieser Beziehung stets und unfehlbar. Was er sucht, findet er; was er erstrebt, erreicht er; sein Gebet wird erhört, sein Verlangen wird befriedigt. Daß es so ist, weiß der Mensch. Er hofft, er glaubt es nicht etwa nur, er weiß es. So lange er treu in seiner Arbeit ist, so lange beglückt es ihn, sich immer aufs Neue durch eigene Erfahrung davon zu überzeugen, daß auch hier die Frucht sich nach der Art und Beschaffenheit des Saatkornes richtet, so lange fühlt er sich in diesem Bewußtsein selig. Aber auch der Träge, der sich in Folge dieses Zusammenhanges der Dinge Beschämung zuzieht und gern den gegen jenen vorgebrachten Zweifeln im Interesse seiner Entschuldigung Recht geben möchte, kann sich nicht verbergen, daß er weiß, die Ernte gleiche der Aussaat. Er kann es sich nicht verbergen; denn es ist unser innerstes Wesen, das sich wie in dem dem Guten vor dem Bösen eingeräumten Vorzug, so in dem Verlangen offenbart, daß unserer Arbeit ihr Erfolg entspreche.

So lange sich das durch die Arbeit erhöhte Selbstgefühl und Selbstbewußtsein nur in diesem Verlangen äußert, liegt in ihr Nichts, was unser Gebet entstellen, unsere der Betrachtung und Erkenntniß gewidmeten Uebungen von der rechten Bahn ablenken könnte. Aber wie selten beschränkt sich das Verlangen des Menschen darauf, daß seine Arbeit ihres Erfolges sicher sei. Neben diesem Verlangen regen sich die Wünsche, die das persönliche Dasein, die sinnliche Erscheinung unseres Wesens und die wechselnden Bedürfnisse und Genüsse derselben betreffen. Es genügt dem Menschen zu Zeiten nicht, im Allgemeinen zu wissen, daß seine Arbeit nicht vergeblich ist, sondern er möchte wissen, welches der Erfolg

ist, den er seinen Anstrengungen zuschreiben darf. Es genügt ihm nicht, daß Erfolge seiner Arbeit vorhanden sein müssen, sondern er möchte sie als die seinigen sehn. Er wünscht, daß es ihm verstattet sei, sich eine sinnliche Gewißheit davon zu verschaffen, sich durch den Augenschein davon zu überzeugen, welche wohlthätigen Veränderungen gerade durch seine Wirksamkeit herbeigeführt worden. Er wünscht auf dem mit Anderen zusammen bestellten Acker diejenigen Pflanzen unterscheiden zu können, in denen gerade die von ihm ausgestreute Saat aufgegangen sei, er wünscht es zu erleben, welche Frucht gerade diese tragen werde. Die sinnliche Gewißheit von dem guten Erfolge seiner Arbeit ist aber um so größer, wenn seine Bemerkungen über den Antheil an dem Gelingen eines Werkes, der seinen Anstrengungen zukommt, auch von Anderen bestätigt werden. Wenn sich daher auch anfänglich sein Wunsch darauf beschränkte, die Erfolge seiner Arbeit selbst zu schauen, so stellt sich doch sehr bald der andere Wunsch ein, daß dieselben zugleich von Vielen außer ihm wahrgenommen werden möchten. Er freut sich, wenn seinem wohlgemeinten Streben der Beifall seiner Freunde zu Theil wird, wenn die öffentliche Meinung ihn als den Urheber dankenswerther Erfolge nennt; er möchte die ganze Welt zum Zeugen dessen machen, was er geleistet hat. Damit ist unwillkürlich ein neuer Wunsch entstanden; denn der Antheil, den ich an einem Werke habe, wird von dem der Uebrigen nur dann leicht und sicher zu sondern sein, wenn sich nachweisen läßt, daß mein Entwurf der Ausführung des Werkes zu Grunde gelegt ist, daß die von mir in Vorschlag gebrachten Mittel zur Anwendung gekommen sind. Indem die Menschen die Anerkennung Vieler erstreben und in Folge dessen die Bedingungen, von denen dieselbe abhängt, häufiger erwägen, fühlen sie sich nicht mehr dadurch befriedigt, daß man für Gerechtigkeit und Freiheit überhaupt immer aufrichtiger und hingebender wirke, sondern sie begehren, daß zu diesem Zweck der Weg betreten werde, der nach ihrer Ansicht am schnellsten zum Ziele führen muß, daß die Theilnahme Aller sich auf diejenigen Unterneh-

mungen erstrecke, die nach ihrer Meinung zuerst anzufangen sind, daß die Vorstellung, die sie sich von Gerechtigkeit und Freiheit gebildet haben, für Alle maßgebend sei, kurz daß das, was geschieht, stets in der Art und Weise geschehe, in welcher es ihnen gerade gut scheint. Diese Wünsche, die der Einzelne zunächst für seine Persönlichkeit hegt, gehen leicht auf jene Gesammtpersönlichkeit über, die durch die bewußte Vereinigung vieler Kräfte zu ein und demselben Zweck entsteht, auf die Schicksale der Partei, der wir angehören. Es genügt uns nicht, daß sie zur Verwirklichung des Guten das Ihrige beiträgt, sondern es soll zu sehn sein, daß sie alle übrigen darin übertrifft. Woran ließe sich dies aber erkennen, wenn sie sich nicht ausbreitet, wenn sie nicht an Ansehn gewinnt, wenn sie nicht ihren Einfluß erhöht, wenn sie nicht die Macht, welche sie auf die Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten ausübt, vermehrt? So wird aus unseren persönlichen Wünschen das Verlangen, unsere Partei mit Ruhm und Sieg gekrönt zu schauen. Die sinnliche Gewißheit von dem Erfolge unserer Arbeit, auf welche die persönlichen Wünsche gerichtet sind, besteht aber nicht nur darin, daß dieser Erfolg zu sehn ist; nein! er soll sich auch unserer Empfindung bewähren, auch dadurch bewähren, daß er uns beglückt. Der dem Menschen natürliche, ihm mit dem sinnlichen Dasein anerschaffene Trieb, welcher das Herz bei der Empfindung des Schmerzes zusammenzieht und den Gefühlen der Freude öffnet, verwandelt sich nun in die Vorstellung, daß die Handlungsweise bestimme, wie Leid und Lust sich in dem Dasein des Einzelnen mischt, daß das Glück mit Ausschluß aller Uebel der Lohn sei, welchen Fleiß und Treue bei der Erfüllung des von Gott gegebenen Lebensberufs erarbeitet. Dies Glück, mit dem sich die Wünsche des Herzens beschäftigen, kann sich in verschiedene Gestalten kleiden, indem der Eine seine Hoffnungen auf die eigene Zukunft beschränkt, der Andere seine Erwartungen an das Schicksal des menschlichen Geschlechtes knüpft, der Eine die Ernte der Thaten erst in das Leben nach dem Tode verlegt, der Andere der Menschheit schon hier durch Beherrschung

der Naturkräfte Befreiung von drückenden Uebeln und einen Zustand ungetrübten Wohlseins prophezeit; aber darin treffen Alle zusammen, daß sie sich aus den wechselnden Bedürfnissen und Genüssen ihres sinnlichen Daseins ein Bild gesicherten Wohlergehens schaffen, in dessen Anschaun sie nach ihrer Meinung den letzten und wichtigsten Erfolg treuer Arbeit schon jetzt vorempfinden.

Die persönlichen Wünsche, deren wir uns eben erinnert haben, beziehen sich bald auf eine oder mehrere, bald auf alle Arten menschlicher Arbeit zugleich. Sie regen sich in uns unwillkürlich, so oft wir die Aufgaben des werkthätigen Lebens behandeln, die uns nach unserem Beruf zufallen. Mag der Mensch den Acker baun oder ein Handwerk treiben, Gelehrter oder Künstler sein, sich mit Unterricht und Erziehung befassen oder Seinesgleichen zu richten und zu regieren berufen sein, je eifriger er sich mit seiner Arbeit beschäftigt, um so mehr Nahrung werden aus derselben alle jene persönlichen Wünsche ziehn, um so lauter werden die Ansprüche werden, die sie erheben. Und wenn wir nun die Arbeit unterbrechen, um die den Aufgaben des äußeren Lebens zugewendeten und oft sehr zerstreuten Gedanken zu sammeln, um mit der Einkehr in uns selbst uns der Betrachtung des Einen und Ewigen, dessen Offenbarungen alle Dinge sind, zu widmen und so die Uebungen der Erkenntniß, die wir unter dem Gebet verstehen, zu beginnen — was wird dann aus jenen persönlichen Wünschen? Sagt uns unsere Erfahrung, daß diese Wünsche, zu deren Entstehn die Geschäfte des Tags Gelegenheit boten, mit dem Schluß der Arbeit wieder verstummen und verschwinden? Im Gegentheil, sie machen gar keine Anstalt, uns zu verlassen, sie wollen auch beim Gebet unsere Begleiter sein und beanspruchen nichts Geringeres, als den Gegenstand unseres religiösen Strebens, den Inhalt unserer Gebete zu bestimmen. Geben wir diesen Ansprüchen nach, so geht mit unseren persönlichen Wünschen eine vollständige Umwandlung vor. Der gesunde Mensch bleibt sich dessen bewußt, daß Wünsche eben nichts als Wünsche, nichts als Traumgestalten des Wachenden sind, die sich so wenig

zu wirklichen Ereignissen verdichten können, als die Seifenblasen, mit denen der Knabe spielt, feste Körper zu werden vermögen. Der Mensch soll seine Wünsche als ein heiteres Spiel betrachten, das auch in seiner Weise ihm die Freiheit des Geistes, die Unabhängigkeit von der Außenwelt immer aufs Neue dadurch offenbarte, daß die Phantasie sich durch die trübste und kümmerlichste Gegenwart nicht abhalten ließ, ihre Schlösser und Gärten in der Luft zu bauen und mit den glänzendsten Farben der Hoffnung zu schmücken. Dulden wir es aber, daß diese persönlichen Wünsche sich in unsere Gebete mischen und dadurch einen religiösen Charakter annehmen, so umgeben sie sich mit dem Ansehn, welches der Name der Gottheit über Alles verbreitet, das mit ihm in Verbindung gesetzt wird; sie erhalten den Anschein des Nothwendigen; ihre Erfüllung erscheint als das Wichtigste im Menschenleben, als eine Aufgabe, zu deren Lösung die Kräfte des Himmels und der Erde in Bewegung gesetzt werden müssen; es kommt endlich dahin, daß der Mensch sich überzeugt hält, die ganze Schöpfung habe keinen anderen Zweck, als diese luftigen Gebilde, die das Spiel seiner Einbildungskraft erzeugt, zu verwirklichen. Gewöhnlich sind es nur einzelne Wünsche, die der religiöse Aberglaube mit einem solchen Heiligenschein umgiebt, diejenigen nämlich, die sich auf die Unterstützung unserer Kirche durch die göttliche Allmacht, auf den Sieg unseres alleinseligmachenden Glaubens, auf das Wohl und Heil der Anhänger desselben beziehen. Sobald aber der Mensch auch nur an die nothwendige Erfüllung weniger Wünsche zu glauben anfängt, so ist er bei der Verwandtschaft aller unter einander überall einer ähnlichen Selbsttäuschung ausgesetzt. Je größeren Werth wir auf unsere persönlichen Wünsche legen, um so unzufriedener werden wir mit der Wirklichkeit; und wer wüßte nicht aus eigener Erfahrung, wie sehr diese Unzufriedenheit Kraft und Lust zur Arbeit lähmt! Die verderblichste Wirkung jedoch, welche eine solche Nachsicht ausübt, besteht darin, daß unsere religiösen Uebungen sich in Schein und Täuschung verwandeln, daß unsere Gebete, die der Betrachtung und Erkenntniß des Ewi-

gen gewidmet sein sollten, uns nun selbst mit neuen Banden an das Vergängliche fesseln.

Wollen wir uns der Wohlthaten des Gebets, des Segens der Erkenntniß nicht selbst berauben, so müssen wir auf die Stimme der Vernunft und des Gewissens achten, die uns daran erinnert, daß zwischen dem ewigen Leben und unseren persönlichen Wünschen keinerlei Gemeinschaft besteht. Was hat die Liebe Gottes, die in allen wechselnden Gestalten des Daseins, im Leben und im Tode die Offenbarung seines heiligen Willens erkennt, mit jenen persönlichen Wünschen gemein, die sich nie einer Gabe des ewigen Vaters erfreun können, ohne eine andere zu tadeln? Was hat die unsichtbare That der Selbstbestimmung, der Gehorsam und die Treue gegen das ewig sich selbst gleiche Gesetz der Gerechtigkeit mit der stets wechselnden Erscheinung des äußeren Lebens und den an sie gebundenen Empfindungen, was hat die Reinigung und Heiligung des Willens mit Fleisch und Blut zu thun, für die es keine Unterscheidung des Guten und des Bösen giebt? Wie wäre es also möglich, daß das, was das leibliche Auge sieht und das sinnliche Ohr vernimmt, uns darüber Aufschluß gebe, ob die Liebe zum Guten die Frucht des ewigen Lebens oder das Wohlgefallen am Bösen die Frucht des Todes in uns reifen läßt? Wer auf die Stimme der Vernunft und des Gewissens achtet, erfährt, daß sie den Gang der Natur nie anders wünschen, als er ist, daß die Natur und der Gott in ihr für die Wünsche und Gebete des Thoren, der mit dem Schicksal unzufrieden ist, kein Ohr und kein Herz haben. Der Mensch ist nicht ohne Verstand für die ewige Ordnung der Dinge geschaffen; er weiß, was nach ihrem Gesetze geschieht. So weiß er, daß Wirkung und Gegenwirkung stets im Gleichgewicht stehen, Aussaat und Frucht ihrer Beschaffenheit nach überall einander entsprechen, daß Nichts im Himmel und auf Erden seiner Arbeit ihren Erfolg entreißen kann. Haben wir aber dieselbe Gewißheit und Zuversicht, wenn wir verlangen, daß unsere Arbeit uns Glück und Genuß gewähre, oder wenn wir wünschen, daß die von uns ver-

tretene Sache durch äußere Erfolge die Aufmerksamkeit der Welt auf sich ziehe? Wir wissen, daß die Natur selbst diese Gewißheit und Zuversicht Jedem in Bezug auf die Erfüllung seiner persönlichen Wünsche versagt. Wenn es auch hier eine solche Gewißheit und Zuversicht gäbe, würden dann die Menschen genöthigt gewesen sein, zum Priester zu gehn, um sich von ihm die Seligkeit des Himmels versichern zu lassen, würden die Menschen genöthigt gewesen sein, zu Ueberredung, List und Gewalt ihre Zuflucht zu nehmen, um ihrer Partei zu Macht und Sieg zu verhelfen? Nein, der Mensch mag es anstellen, wie er will, um sich selbst zu täuschen und sich die Erfüllung seiner persönlichen Wünsche als sicher und nothwendig darzustellen: der Zweifel verfolgt ihn unablässig und zwingt ihn, sich daran zu erinnern, daß der Himmel, in dem Gott wohnt, für die wechselnden Wünsche unseres Herzens unerreichbar ist, daß kein Gebet, welches eine Veränderung im Gange der Natur verlangt, auf Erhörung zu rechnen hat.

Mögen wir also nie, meine Freunde, an das heilige Werk der Gottes- und Menschenerkenntniß gehn, nie die Uebungen der religiösen Betrachtung und des Gebets beginnen, ohne uns gefragt zu haben, was wir bei Gott suchen und von ihm verlangen? Haben wir ihm nichts Besseres zu sagen, als daß uns die Wege nicht gefallen, die er uns führt, daß wir Gesundheit wünschen, wo er Krankheit, Leben, wo er Tod, Ehre, wo er Schmach, Lust, wo er Leid, Trost, wo er Zweifel sendet, machen wir unser Gebet zu einem Ausdruck der Thorheit und des Unverstandes; so können wir von demselben nichts als die Früchte der Thorheit ernten, ängstlicheres Sorgen, unruhigeres Verlangen, eingebildete Erfüllung unserer Wünsche ohne innere Befriedigung, und, wenn wir eine Hoffnung nach der anderen vereitelt sehen, den Zweifel, ob es überhaupt einen Gott giebt, der hilft. Sind wir uns aber dessen bewußt geworden, welche Gebete es sind, die nie Erhörung finden, dann wohl uns, meine Freunde! Dann erhebt sich unsere Sele zu dem Gebet, das nie unerhört bleiben kann, zu dem Gebet, das nichts

Geringeres begehrt, als Gott selbst, seinen Geist und seine Liebe. Dann erkennen wir in ihm unseren Vater, verlieren das Gefühl der Entfremdung, empfinden, daß auch in der Menschennatur, daß auch in unserem Leben sein Geist und seine Liebe wirkt. In diesem seligen Gefühl der Gemeinschaft mit ihm sehen wir die wechselnden Gestalten des Daseins, wie er sie sieht, wenn er, den inneren Zusammenhang aller Dinge enthüllend, spricht: siehe, es ist Alles sehr gut! Mag, wenn wir von dem einsamen Gebet wieder in das Gedränge des Lebens zurückkehren, auch Schmerz und Mißlingen uns wieder nahn: wir kennen den göttlichen Auftrag, den auch dies Schicksal hat, wir wissen, daß auch dies Schicksal eine Hilfe ist, die der ewige Vater seinem Kinde bereitet. Der Schmerz hat nicht aufgehört, wehe zu thun, aber wir haben aufgehört, dies Weh zu fürchten; wir verlangen nicht, von ihm befreit zu werden, wir fühlen uns voll frohen Muthes, selbst zu versuchen und zu beweisen, welche köstliche Frucht der Erkenntniß und der Freiheit in denen, die Gott lieben, auch aus der Aussaat getäuschter Hoffnung und schmerzlichen Mißlingens erwachsen muß. Amen.

---

9. a.

Dein Name werde geheiligt.

Meine Freunde! Unmittelbar an den Eingang des Vaterunser schließt sich die Bitte, daß der Name der Gottheit geheiligt werde. Diese Worte klingen gewiß Vielen fast wie eine Wiederholung eines der Gebote vom Sinai, in welchem vorgeschrieben wird, daß wir den Namen Gottes nicht mißbrauchen sollen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die jüdische Sekte der Essäer, bei der nach unverdächtigen Nachrichten das Vaterunser schon vor Jesu Zeiten im

Gebrauch war, mit diesen Worten wirklich den Sinn jenes Gebots verband. Es wurde als eine der wichtigsten Pflichten gegen Gott angesehen, daß denjenigen Worten, die zur Bezeichnung des höchsten Wesens bestimmt waren, die größte Ehre erwiesen wurde. Man durfte sie nicht aussprechen, ohne die Ehrfurcht zu empfinden, die dem Menschen bei dem Gedanken an seinen allmächtigen Schöpfer und Herrn natürlich schien. Die ganze Haltung des Körpers, der Ton der Stimme, die Mienen und Geberden mußten diese Worte von allen übrigen, deren sich die Menschen zum Verkehr unter einander bedienten, auf eine unverkennbare Weise unterscheiden. Das Wort Jehovah, dieses Wort, mit dem die Gottheit sich selbst nach dem Glauben des Volkes einst dem Moses genannt, meinte man zum Theil dadurch gebührend ehren zu müssen, daß man sich für gewöhnlich des Gebrauchs desselben gänzlich enthielt. Wer von uns erinnert sich nicht aus seiner Jugend der Ermahnungen und Warnungen, die ihm den leichtsinnigen Gebrauch des Wortes „Gott" als eine Entheiligung des Namens des Allmächtigen darstellten und diesen Mißbrauch als eine Uebertretung des zweiten Gebots bezeichneten, dem eine besondere Strafandrohung hinzugefügt sei. So erscheint auf Grund der sinnlichen Vorstellung eines gegenwärtigen oder abwesenden, hier näheren, dort entfernteren Gottes in alten und neuen Zeiten die Heiligung des göttlichen Namens als eine Vorschrift, die bei besonderen Veranlassungen in Anwendung kommt und nur in den Fällen, in welchen wir das Wort „Gott" oder einen gleichbedeutenden Namen aussprechen, beobachtet oder übertreten werden kann.

Was hat Jesus unter der Heiligung des Gottesnamens verstanden, als er diesen alten Ausdruck aus der religiösen Sprache der essäischen Sekte in sein Gebet aufnahm? Daß er die seinen Zeitgenossen geläufigen Vorstellungen damit nicht verbinden konnte, ist an sich klar. Wer wie Jesus es als einen Aberglauben bezeichnete, wenn man annehme, daß Gott den Menschen im Tempel zu Jerusalem näher sei als an irgend einem anderen Orte, konnte

nicht glauben, daß irgend eine besondere Verbindung von Tönen, irgend ein einzelnes Wort dem Ewigen lieber sei als andere Worte. Wer wie Jesus es als einen Aberglauben bezeichnete, wenn man das Wesen des Guten und Bösen in gewissen einzelnen äußerlich erkennbaren Handlungen suche, konnte nicht glauben, daß die Religiosität und Sittlichkeit dem Menschen den Ausdruck und die Empfindung vorschreibe, mit denen er gewisse Worte auszusprechen habe. Läßt sich aber, werden Viele fragen, unter der Heiligung des Gottesnamens etwas Anderes verstehn, als diese von Jesus selbst verworfenen Ansichten? Weist die Heiligung des Gottesnamens nicht an und für sich schon auf einen sinnlich gerichteten, abergläubischen Gottesdienst hin? Thut Jesus, wenn er die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit befördern wollte, recht daran, das sittliche Streben auf eine so äußere, rein sinnliche Sache hinzulenken, als es das Wort und der Name ist? Diesen Fragen liegt die Vorstellung zu Grunde, daß das sittliche Streben und das sinnliche Dasein zwei Gebiete des Lebens sind, zwischen denen es keine gegenseitige Beziehung und Wechselwirkung giebt, die Vorstellung, welche die Körperwelt nicht als eine dem Geiste ebenbürtige, nur in anderer Weise die göttliche Vernunft offenbarende Schöpfung, sondern als einen Abfall des Geistes von sich selbst ansieht und in dem Leibe des Menschen nur eine Fessel, eine Last für den Geist erblickt, die Vorstellung, nach der das unsichtbare Wesen des Geistes so verstanden werden soll, daß man nicht wahrnehmen kann, ob der Mensch gut oder schlecht ist. Würden wir diese Ansicht theilen, so müßten allerdings auch wir es Jesus zum Vorwurf machen, daß er von der Heiligung des Gottes*namens* spricht. Da jedoch nach unserer Auffassung Geist und Leib, wenn auch von einander verschieden, doch in innigster Gemeinschaft sind, der Leib dem Geiste so bereitwillig dient, wie die Luft, das Licht und das Metall den elektrischen Strom in sich aufnimmt und weiterführt, die Sele aber in Auge und Ohr und allen Sinnen sich verkörpert: so scheint uns diese Einigung von Geist und Leib in Jesu Ausdruck „Heiligung

des Gottesnamens" aufs treffendste und sinnreichste angedeutet. Was meint nun Jesus mit diesen Worten?

Laßt uns von der Erinnerung ausgehn, daß es eine Zeit gab, wo Gott noch keinen Namen hatte, wo der Mensch in dem Bau seiner Sprache noch nicht so weit gekommen war, das Wort „Gott" zu schaffen! denn von diesem Namen Gottes, der das Erzeugniß des freien, bewußten Strebens ist, sprechen wir hier doch allein. Als ein solches Werk menschlichen Nachdenkens und Ueberlegens stellt uns schon der Verfasser des ersten Buchs Mosis die Sprache dar, indem er sagt: Alle Pflanzen und Thiere und Alles, was am Himmel und auf Erden war, wurde dem Menschen vorgeführt und dargestellt, damit er zusähe, wie er es nennte; denn wie der Mensch jedes Ding nennen würde, so sollte es heißen. Indem die Menschen in solcher Art mit der Erweiterung des Gesichtskreises und der Erfahrung von Einem zum Anderen fortschritten, bildeten sie aus dem Hauch ihres Mundes für Eines nach dem Anderen einen Ausdruck, bis sie endlich dahin kamen, sich auch für den, durch den sie selbst und alle Dinge lebten, einen Namen zu schaffen. Wir wissen nicht, wie früh oder wie spät sie dazu gelangten; wir wissen auch nicht, auf welcher Stelle der Erde, durch welchen Stamm der Menschen, in welcher Mundart der Name, der bei uns Gott klingt, zum ersten Male ausgesprochen wurde. Jeder aber, welcher nachdenkt, wird sich sagen müssen, daß alle diejenigen, die wir aus den letzten Jahrhunderten als die größten Entdecker auf dem Gebiet des geistigen Lebens auszeichnen, sehr klein erscheinen, verglichen mit jenem Unbekannten, der, nicht zufrieden, in den Tönen der menschlichen Sprache das, was zu sehn und zu hören ist, nachzubilden, mit Hilfe dieser Töne auch die unsichtbare Welt dem Bewußtsein zu erschließen und mit der Schöpfung des Gottesnamens die Grenze alles Sinnlichen zu überschreiten unternahm. Erwägen wir, welcher Art das neue Gedankenleben war, das mit der Einführung und dem Gebrauch dieses Wortes entstand, erwägen wir, daß die Schöpfung des Gottesnamens in ihrem Grunde ein und dasselbe ist mit

dem Erwachen des sittlich-religiösen Bewußtseins, so muß diese Veränderung uns als ein Fortschritt erscheinen, dem in Bezug auf den Umfang und die Bedeutung seiner Wirkungen nur wenig andere Thatsachen an die Seite gestellt werden können. Der Fortschritt bestand aber nicht darin, daß ein längst begonnenes Werk, dessen endliche Vollendung durch immer neue Hindernisse von einem Menschenalter auf das andere hinausgeschoben war, zuletzt dennoch mit kühner und glücklicher Ueberwindung aller Schwierigkeiten zum Abschluß gebracht wurde, sondern der Fortschritt, den unser Geschlecht mit der Schöpfung des Gottesnamens machte, bestand darin, daß ihm eine neue, früher nie geahnte Aufgabe gestellt wurde. Nachdem er allen weltlichen Dingen Namen gegeben d. h. den Bildern der Erde und des Meers, der Pflanzen und Thiere und Alles dessen, was er über und unter der Erde fand, eine bestimmte Stelle in seinem Bewußtsein angewiesen, hatte er endlich ein Leben entdeckt, das jenseits dieser Welt liegt, und mit dem Worte „Gott" auch diesem über alles weltliche Dasein hinausreichenden Sein und Wesen einen Namen verliehen. Aber dieser Name bezeichnete vorläufig nichts als eine neue Aufgabe, er blieb leer, so lange sich der Mensch nicht in jenes neu entdeckte Jenseits hinauswagte, in ihm seinen Standpunkt nahm und sich dessen bewußt wurde, welche neue Gestalt von dem neuen Standpunkt der Betrachtung aus die alte Welt für ihn erhielt. Sollte dieser zunächst leere Name wirklich einen Inhalt gewinnen, so konnte es nicht anders geschehn, als dadurch, daß alle einzelnen Wesen, aus denen die alte Welt bestand, mit dem Jenseits in Verbindung gebracht, zu dem Jenseits als ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkt in Beziehung gesetzt wurden, nicht anders, als dadurch, daß der Mensch noch einmal alle einzelnen weltlichen Dinge durchging und ermittelte, wie jedes derselben sich ausnehme, wenn es für das Leben in Gott Gegenstand der Betrachtung, wenn es von dem Lichte beleuchtet würde, das über sie alle von jenem neuen Jenseits ausströmte. So mußte Alles, was zu seiner alten Welt gehörte, einen Theil von dem Inhalt des Got-

tesnamens bilden. Der Name Gottes war gewissermaßen aus den Namen der einzelnen Dinge, welche die alte sinnliche Welt ausmachten, zusammengesetzt zu denken, jedoch so, daß alle diese Namen mit der neuen Bedeutung bereichert worden, die sie durch ihre Beziehung auf jenes Jenseits empfingen. Der Gottesname blieb also leer, so lange er einen bloß außerweltlichen Gott bezeichnete. Um seinen Inhalt zu gewinnen, mußte er sich zu den unzähligen Namen entfalten, aus denen die Sprache der Menschen bestand; um seinen Inhalt zu gewinnen, mußte er die Namen aller weltlichen Dinge in sich aufnehmen, die Namen der Erde und der Luft, des Thiers und des Menschen, der Erscheinungen und Veränderungen in der Natur, wie der Erzeugnisse und Werke auf dem Gebiet der Kunst; er mußte sie in sich aufnehmen, um zu bestimmen, was jeder dieser Namen bedeute, sofern die durch sie bezeichneten Dinge in dem Jenseits wurzeln, sofern dieselben aus, in und zu Gott leben, weben und sind. Welches Wort du auch aus dem gesammten Vorrath der menschlichen Sprache wählen magst, es wird auf diese Weise ein Beitrag für den Inhalt, ja, so zu sagen, ein Theil des Alles umfassenden Gottesnamens selbst. Ist es nicht die Ahnung dieses eben ausgesprochenen Gedankens und der Versuch, ihn in einzelnen Fällen zu verwirklichen, wenn es an einer Stelle der Bibel heißt: Gott, du hast den Namen, daß du lebst, an einer anderen: Gott, dein Name ist Herr, an einer dritten: Sein Name ist die Liebe u. s. f.? Freilich ist es ein weiter Weg, von diesen einzelnen Aussprüchen, die wie zufällige Eingebungen klingen, bis zu der Einsicht zu gelangen, das eben das, was von dem Wort Herr, Leben, Liebe gilt, auf jedes Wort Anwendung finde, daß jedes zugleich ein Name Gottes sei. Es ist ein weiter Weg, bis der Mensch, ohne zu erschrecken oder ohne sich in geistiger Beschränktheit zum Spott versucht zu fühlen, bei jedem Wort ohne Ausnahme fragen hören kann, was dasselbe als Gottesname bedeute? So lang dieser Weg aber auch sein mag, so ist es doch der einzige für Alle, in denen jene Innigkeit des Gefühles, jener Drang des Wissens, jene fromme

Sehnsucht, jenes heilige Verlangen lebt, die nicht dulden, daß der Gottesname leer und inhaltslos bleibt. Wir können also von dem Gottesnamen nicht anders denken, als daß, wie Gott für uns die innere Einheit, der Zusammenhang und die ewige Ordnung aller Dinge ist, so der Name Gott die Namen aller einzelnen Wesen und Erscheinungen der Welt umfaßt, welche zu jener ewigen Ordnung verbunden sind. Was ist aber der Inbegriff dieser Namen und Worte Anderes, als die menschliche Sprache, sofern sie zur Darstellung der ewigen Einheit und Ordnung aller dem Menschen offenbaren Dinge dient? Der Name Gottes ist also in Wahrheit die menschliche Sprache selbst, sofern sie zu dieser Darstellung berufen ist, und Niemand kann den Namen Gottes anders heiligen, als dadurch, daß er s e i n e S p r a c h e h e i l i g t. Indem wir dies unter der Heiligung des Gottesnamens verstehen, bewähren wir auch hier, daß der Mensch das Ebenbild der Gottheit ist.

Erkennen wir so den wahren Sinn der Bitte, daß der Name Gottes geheiligt werde, dann wird uns klar, daß diese Heiligung des Gottesnamens sich in jedem rechten Menschenleben finden muß und ein geistiges Streben bezeichnet, das nicht auf einzelne, seltene Veranlassungen zu warten hat, sondern täglich für die Vollendung des uns aufgetragenen Werkes sorgen kann und soll. Wie in der Schöpfung überall durch ein und dasselbe Mittel die verschiedenartigsten Zwecke erreicht werden, so verhält es sich auch mit dem wunderbaren Werkzeug, daß sich der Mensch in seiner Sprache schafft. Was hat die Frage, wie viel Fuß und Zoll ein Zaun lang ist, mit dem Vergeben und Vergessen von Kränkungen zu thun? Und doch ist es dasselbe Auge, das auf jene Frage Antwort giebt und zugleich der Bote der Liebe und Versöhnung wird. So sind es dieselben Laute, welche die Namen der Zahlen zur Berechnnng des Ertrags oder der Ausgaben am letzten Markttag und die Namen für das aller Zählung und Berechnung unzugängliche Wesen der Dinge bilden, dieselben Laute, welche der Handwerker, der Gelehrte, der Kunstkenner, der Jäger, der Krieger für die Sprache seines

Geschäftes verwendet, und der Jünger der Wahrheit zur Sprache des Geistes und der Erkenntniß macht. Diese letztere, deren Vervollkommnung das gemeinsame Interesse aller Menschen ist, steht mit der Unterscheidung des Guten und des Bösen durch den sich selbst bestimmenden Willen in so unmittelbarer Verbindung, daß die Ausbildung derselben für ihren hohen Beruf mit Recht als eine Heiligung erscheint, und diese Heiligung der menschlichen Sprache kann offenbar nur das Streben sein, bei jedem Namen und Wort, die wir gebrauchen, uns des Zusammenhanges und der inneren Einheit bewußt zu werden, in denen die bezeichneten Wesen und Erscheinungen mit allen anderen stehen, bei jedem Namen und Wort, die wir aussprechen, uns die Stelle in der ewigen Ordnung der Dinge zu vergegenwärtigen, auf die sie, wohl verstanden, hinweisen. Unsere Sprache heiligen heißt unser Bewußtsein zu einem klaren Spiegel für die ewige Ordnung der Dinge machen, bei jedem Wort und Namen dessen inne werden, daß Alles, was sie uns veranschaulichen, durch gleiche Herkunft und Bestimmung uns verwandt, daß Alles, was sie darstellen, in einer oder der anderen Beziehung Unseresgleichen ist. Woraus entspringt aber alle geistige Beschränktheit und die Reihe der unzähligen Vorurtheile, in denen sie sich äußert? Doch nur aus der Trägheit, sich in jenes Betrachten und Erkennen zu vertiefen. Je länger der Mensch sich die gedankenlose Anwendung der Worte gestattet, um so fremder müssen ihm die Dinge werden, zu deren Bezeichnung er nach dem Vorgange Anderer, ohne selbst zu wissen warum, gewisser Ausdrücke und Namen sich bedient, um so unfähiger muß er werden, in den Dingen, mit denen ihn seine Sprache bekannt machen will, sich selbst wiederzuerkennen, um so schwächer wird sein Gedächtniß dafür, daß keiner von allen Namen auf Etwas hindeutet, das er nicht in sich selbst wiederfinden kann. Jeder Name, der ihm trotz des wiederholten Gebrauchs fremd bleibt, jedes Wort, das ihm die Erkenntniß der eigenen Natur nicht erschließt, ist eine Schranke, welche die freie Bewegung des Geistes hindert. Wie sich der Mangel dieser freien

Geistesbewegung, der Unverstand und die Beschränktheit in dem Einzelnen äußeren, hängt von den Launen desselben und dem Zufall der Umstände ab. Bald erklärt er einen Theil der Schöpfung für häßlich und ekelhaft, bald findet er die abgeschmacktesten Gewohnheiten schön und liebenswürdig; bald erscheint ihm ein Mensch, weil die Haut desselben schwarz ist, als ein Wesen niederer Ordnung, bald kommt ihm eine Person, die man mit Purpur, Gold und bunten Steinen behängt, wie eine Erscheinung übermenschlicher Macht und Hoheit vor; bald dünkt ihm das Verständigste lächerlich, bald begleitet er die sinnlosesten Dinge mit dem Ausdruck der Andacht und Ehrfurcht; ja er bemerkt nicht, daß er heute selbst den Götzendienst treibt, den er gestern an Anderen verspottete, daß er dasselbe Geld, mit dem er dort geizt, hier verschwendet, daß er ein und dieselbe Sache abwechselnd als werthlos wegwirft und als sein höchstes Glück begehrt, abwechselnd anbetet und mit Füßen tritt. Seine ganze Sprache ist nichts als der Ausdruck zahlloser Vorurtheile geworden, die wie die Ringe einer endlosen Kette ihn von allen Seiten binden und fesseln. Aber er erinnere sich daran, daß die Sprache die Offenbarung des in seiner Vernunft und seinem Gewissen wirkenden Gottesgeistes sein soll, er entschließe sich, ein und das andere Wort, indem er die Stelle aufsucht, die es in der ewigen Ordnung der Dinge bezeichnet, der heiligen Bestimmung desselben wiederzugeben, er mache mit der Heiligung seiner Sprache wirklich einen Anfang, — und jede dieser Erinnerungen, Entschließungen und Handlungen ist die Zerstörung eines Vorurtheils, ist eine That der geistigen Selbstbefreiung. Je mehr Namen und Worte er auf diese Weise heiligt, um so freier bewegt sich sein Geist. Ja, meine Freunde, die Heiligung des Gottesnamens ist die Heiligung unserer Sprache, und diese Heiligung der Sprache ist die geistige Selbstbefreiung, das eine der beiden Fundamente, auf denen die Schöpfung der Wahrheit im Menschenleben ruht.

Bedeutet die Heiligung des Gottesnamens dies, so müssen wir sagen, daß es von dem tiefsten Verständniß der Natur des Men-

schen zeugt; wenn Jesus annimmt, die Bitte, daß der Name des Ewigen geheiligt werde, könne in keinem wahrhaft menschlichen Gebet fehlen. Auf Freiheit ist die Natur des Menschen gegründet. Der Anlage zur Freiheit sich bewußt zu werden, sie zu entwickeln und zu bilden, das Dasein nach allen Richtungen mit dem Geist der Freiheit zu durchdringen, sich aller Macht der Welt gegenüber stets als den Herrn seiner selbst zu wissen, darauf ist die Sehnsucht und das Verlangen jedes Menschenherzens gerichtet. Vermögen wir uns zu überzeugen, daß ein Mensch uns zu dieser Freiheit verhelfen will und kann, so ist er sicher, daß wir ihn als unseren Freund, als unseren Lehrer, als unseren Meister ehren. Freilich wissen wir auch, wie oft es den Menschen begegnet, daß sie in Folge der Täuschungen, in die sie bei diesem Verlangen und Streben nach Freiheit verfallen, gerade diejenigen, die ihre wahren Freunde sind, fürchten und hassen, als wären es ihre gefährlichsten Feinde. Es kommt also Alles darauf an, daß wir diesen Täuschungen entgehen. Was bewahrt uns vor ihnen? Nichts, wie mir scheint, sicherer, als der Entschluß, den in unserem Gebet vorgezeichneten Weg zu betreten und mit der Heiligung unserer Sprache, der Sprache des täglichen Lebens wirklich zu beginnen.

Ich sage: Unsere Sprache heiligen heißt die Sprache des täglichen Lebens heiligen; denn sie ist die einzige, die wir unser nennen können. Man hat den Menschen allerdings zu allen Zeiten einreden wollen, sie könnten und müßten noch eine andere lernen, welche die heilige, die gottesdienstliche sei. Die Geschichte der herrschenden Religionen ist zum großen Theil nichts Anderes, als die Geschichte der Versuche, den Menschen diese beizubringen. Sie klang anders in jenen Tempeln, deren Ruinen man am Euphrat und Tigris, in Syrien und Aegypten sieht; sie klang anders im Munde der Priester, die den Olympischen Göttern opferten, und wieder anders in dem mittelalterlichen Dom und in der Moschee. Sehen wir aber auf den Geist und Gehalt der Sprachen, so finden wir in ihnen einen und denselben. Sie und die anderen, die mit ihnen

die Herrschaft über die Erde getheilt, sind alle in dieser Beziehung eine Sammlung von Ausdrücken für den einen Gedanken, daß Gott dem Menschen durchaus unerkennbar, und für die Folge dieses Gedankens, daß der Inbegriff der in seinem Namen verkündeten Vorschriften und Befehle vor der Vernunft und dem Verstande nicht zu rechtfertigen d. h. nicht zu verstehn, daß also gerade das, was dem Menschen unbekannt und dunkel scheine, für ihn heilig und verehrungswürdig, die Sprache des täglichen Lebens aber, die das ihm Bekannte und Deutliche enthalte, schlecht und gemein sei. Mag man nun dieser so genannten heiligen Sprache mit schmeichelnden Worten oder mit Drohungen Eingang verschaffen: sie muß dem Menschen stets fremd und in ihrem Gebrauch stets unnatürlich und gezwungen bleiben. Sollten wir jene alte Sage von dem Thurmbau zu Babel und der bei demselben ausbrechenden Sprachenverwirrung auf geschichtliche Thatsachen deuten, so können wir sie nur auf die Erfindung dieser fremden Sprachen beziehn. Wo diese Aufnahme fanden, wurde der Mensch sich selbst entfremdet, wurde seine Sprache ein Ausdruck der Unwahrheit, ein Mittel der Täuschung, eine Quelle des Mißverständnisses. Der Mensch hat von der Natur eine Zunge und eine Sprache empfangen; die Zweizüngigkeit, die mit der Einführung einer zweiten Sprache entstand, ist die Mutter aller sittlich-religiösen Vorurtheile. Wollen wir also die Sprache desselben heiligen und ihn so auf den sicheren Weg zur geistigen Selbstbefreiung zurückführen, so müssen wir vor Allem daran festhalten, daß die Sprache des täglichen Lebens, die das uns Bekannte, das nach dem Maßstabe des Verstandes und Gewissens zu Bestimmende enthält, die einzige ist, welche wir in Wahrheit die *unserige* nennen können.

Freilich ist die Aufgabe, diese zu *heiligen*, uns so fremd, daß es uns schwer wird, auch nur über die Bedeutung derselben eine Verständigung anzubahnen. Eine Aufgabe des sittlich-religiösen Lebens wird allein dann klar erfaßt, wenn man auf bestimmte Fälle hinweisen kann, in denen sie gelöst worden. Wie arm aber ist Ver-

gangenheit und Gegenwart an Erfahrungen dieser Art! Möchte es mir gelingen, aus dem engen Kreise derjenigen, die uns zu Gebote stehen, die auszuwählen, welche am geeignetsten sind, uns bei der Aufsuchung anderer ähnlicher zu leiten.

Das Lebensbild Jesu ist auch in dieser Hinsicht am lehrreichsten. Vergegenwärtigen wir uns, soweit es durch einen einzelnen Zug geschehn kann, wie er bei dem Bemühn, von dem wir reden, zu Werke ging! Die Sprache, die geheiligt werden soll, umfaßt so viele Worte und Namen, als es Dinge giebt, die wir um uns, an uns und in uns wahrnehmen. Die Heiligung ist erst dann vollendet, wenn jedes Wort, dessen sich der Mensch bedient, in dem Bewußtsein desselben zu einem Namen Gottes geworden ist. Ein Wort nach dem anderen ist auf diese Weise umzuprägen. Mit welchem soll begonnen werden? Jesus hat mit demjenigen den Anfang gemacht, das sich vor allen in einer doppelten Beziehung auszeichnet, erstens dadurch, das es häufiger als die übrigen gebraucht wird, und zweitens dadurch, daß es das bezeichnet, was uns am nächsten liegt, — mit dem Wort Ich. Es wird wenigstens im täglichen Verkehr von dem Menschen fast so oft angewendet, als er den Mund aufthut, und ist zugleich dasjenige, bei dem er die Welt stets aufs Neue in einen Spiegel seiner eigenen Gestalt verwandelt, dasjenige, bei dem er sich selbst am wenigsten entgehn kann. Dieses mein Ich, sagt Jesus, ist ein Name Gottes, Gott ist in mir, ich bin in ihm. Er macht dieses sein Ich, seine eigene Persönlichkeit in derselben Weise zu einem Namen Gottes, wie man mit dem Worte Baum eines jener unzähligen, aus Wurzel und Blatt und Blüthe zusammengesetzten Wesen bezeichnet. Er sagt damit: Nimm Alles zusammen, was du in den Namen Gottes legst, Ewigkeit und Unendlichkeit, Nothwendigkeit und Freiheit, Verstand und Vollkommenheit, Allmacht und Liebe, nimm auf der anderen Seite Alles zusammen, woran das Wort Ich, der Name der eigenen Persönlichkeit erinnert, Denken und Empfinden, Wollen und Thun, Geburt und Tod, Auge und Ohr, Hand und Fuß, kurz Geist, Sele und Leib, und dies

Alles ist in Wahrheit ein Name für jenen. Wie man dem Kinde, welches fragt: was ist ein Baum? den ersten besten zeigt, dessen man ansichtig wird, so antwortet Jesus, als Philippus sagt: zeige uns den Vater, mit derselben Unbefangenheit: siehe mich an, Philippus, wer mich sieht, der sieht den Vater. Ich darf nicht daran erinnern, meine Freunde, in wie verschiedener Art diese Worte ausgesprochen werden können. Sie können aus dem Munde eines Bedauernswerthen kommen, der seinen Verstand verloren hat; sie können von einem noch Unglücklicheren ausgehn, der mit ihnen der ewigen Wahrheit spotten will; sie können der Ausdruck religiösen Betrugs sein. Hören wir sie aber von Jesus, so sind sie uns eine Erfüllung des Gebets, daß der Name Gottes geheiligt werde. Er thut, was dies Gebet verlangt; er giebt eines der Worte aus der Sprache des täglichen Lebens, die von der Gedankenlosigkeit am ärgsten gemißbraucht werden und deshalb den verderblichsten Vorurtheilen zum Aufenthalt dienen, der ursprünglichen Bestimmung desselben zurück, indem er erkennt und erklärt, daß, wenn Gott wirklich Gott und Alles in Allem ist, auch das Wort, das die eigene Persönlichkeit des Menschen bezeichnet, eine Offenbarung des Allgegenwärtigen darstellen und wie das Wort Gott ein Name des Ewigen sein muß.

Wenden wir uns nun zu dem Bilde der Gegenwart! So weit die Art, wie unsere Zeit die Sprache des täglichen Lebens zu heiligen versucht hat, auch hinter dem reinen, selbstbewußten, entschiedenen Streben Jesu zurückbleibt, so liegen uns doch diese Anfänge der geistigen Selbstbefreiung, eben weil sie aus dem Bewußtsein *unserer* Zeit hervorgegangen, näher und dürfen auf allgemeines Verständniß rechnen. Jene so genannte heilige Sprache, welche die Vorfahren auf uns vererbt, hatte wie alle Worte, die sie anwandte, so auch das Wort Wahrheit zum Ausdruck des Unbekannten und Unbegreiflichen gemacht und seiner sittlich-religiösen Bedeutung beraubt, so daß auch von der Wahrheit für den Gebrauch des täglichen Lebens nichts übrig blieb, als eine dem sinnlichen Dasein die-

nende Vorstellung, eine Schale ohne Kern. Die Wahrhaftigkeit, die sich auf die Richtigkeit der Angaben über das, was zu sehn und zu hören ist, beschränkte, galt in so fern für unentbehrlich, als Handel und Wandel ohne sie nicht gedeihn kann. Daß man sie nur für ein Mittel zu fremden Zwecken ansah, zeigte sich unter Anderem daran, daß man sie als eine Pflicht betrachtete, zu deren Beobachtung die Menschen durch Zwang, durch Androhung weltlicher oder geistlicher Strafen genöthigt werden könnten, als eine Pflicht, die da aufhört, wo die Täuschung Nutzen schafft, als eine Pflicht, von der sich der Erwachsene dem Kinde, der Gebildete dem geistig Unmündigen gegenüber für entbunden hält. Wir wissen, wie es endlich dahin kam, daß die Meisten, welche diese planmäßige Täuschung entdeckten, sie nachzuahmen beschlossen und unbedenklich das, was ihnen selbst thöricht und unvernünftig schien, bekannten, ja, wenn es nöthig war, beschworen. Doch gab es auch Manche, denen es unmöglich war, diesen Weg zu gehn. Sie mußten einräumen, daß es dem Unmündigen oft nützlich sein mag, getäuscht zu werden; aber sie fragten sich, ob es dem Unmündigen auch fromme, ein Unmündiger zu *bleiben*, ob es ihm fromme, durch besondere Veranstaltungen in seiner Unwissenheit für immer zurückgehalten zu werden, ob ihm dies namentlich da fromme, wo diese Unwissenheit nichts Anderes als ihn selbst, sein eigenes, innerstes Wesen betreffe? Sie überzeugten sich, daß sie, Andere täuschend, sich selbst täuschten, daß die Wahrhaftigkeit kein Mittel für fremde Zwecke sei, daß die Liebe zur Wahrheit, die Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst keiner äußeren Stütze bedürfe, sondern selbst zu dem Fundament des Lebens gehöre, auf dem die ganze Welt der Erscheinung ruhe. Sie hatten sich selbst wiedergefunden; sie gelobten, mit der alten Heuchelei zu brechen, und blieben dem Gelübde treu, wie steil und gefahrvoll auch der von ihnen betretene Pfad wurde, wie sehr man auch schmeichelte und drohte, um sie auf die alte breite Straße zurückzuführen; sie blieben sich und der Wahrheit treu; sie konnten nicht anders, denn die Wahrheit war

ihnen wieder ein Name für das Nothwendige und Unbedingte, für das Ewige und Allmächtige, für dasjenige, dessen Gegenwart unvertilgbar ist, dessen Mangel das Leben unerträglich macht, die Wahrheit war ihnen wieder ein Name Gottes geworden. Und diese Wahrheit, mit der eine solche Veränderung vorgegangen, gehörte für sie nicht zu einer besonderen heiligen Sprache, die nur bei der Taufe, dem Abendmahl, innerhalb der Kirchenmauern anzuwenden war, sondern wurde wieder ein Wort aus der Sprache des täglichen Lebens. In Allem, was sie sehen und hören, ist diese Wahrheit bei der Hand, durch alle Erfahrungen des täglichen Lebens klingt die Frage durch, ob dies Dasein aus der Wahrheit stamme. Sie sehen ihre Brüder mit bitterer Noth im Kampf; sie sehen sie unterliegen, weil für keine Hilfe gesorgt ist; sie sehen Ehre und Macht an eitele Zwecke verschwendet; sie hören von freier Arbeit sprechen, wo sie ein wildes Gedränge und ein unablässiges Streben der Einzelnen, sich gegenseitig Vortheile zu entreißen, wahrnehmen; sie sehen das Leben mit Ueberdruß getragen oder die Zeit vergeudet, als sei sie zu Nichts nütze, und doch den Tod gefürchtet, als raube er das höchste Gut; in diesem und in allem Uebrigen, das sie um sich und an sich erblicken, wiederholt sich wie ein tausendfaches Echo die Frage: Ist das ein Dasein, welches von der Wahrheit zeugt? Allerdings hört man auch in der entheiligten Sprache nicht selten die Frage: Ist es wahr? Aber in ihr ist es eine Frage ohne Herz und Verstand, eine Frage der gefühl- und gedankenlosen Neugierde, der das Gleichgiltigste, nämlich ob das, wovon man redet, zufällig gerade jetzt, gerade hier geschehen, das Wichtigste dünkt, und der dagegen das Wichtigste, nämlich ob das, wovon man redet, gleichviel ob es geschehen oder nicht geschehen, die Natur des Menschen in ihrem göttlichen Charakter offenbart oder sie zu einer Mißgestalt verzerrt, so gleichgiltig ist, daß in einer Gesellschaft plötzlich das Gespräch verstummt, wenn Jemand unartig genug ist, hierauf die allgemeine Aufmerksamkeit lenken zu wollen. Wird die Sprache einst geheiligt sein, dann wird derjenige nicht mehr gegen den gu-

ten Ton verstoßen, der mit dieser Frage des Lebens: ist es wahr? an die ewige Gerechtigkeit erinnert.

Gelingt es uns nur schwer, die Heiligung unserer Sprache in solchen einzelnen Beispielen aus Vergangenheit und Gegenwart zu veranschaulichen, so müssen wir wohl darauf verzichten, uns ein Bild von jener Zukunft zu entwerfen, in der die Sprachen der Völker nicht mehr dem Aberglauben und der Eitelkeit dienen, sondern ihrer heiligen Bestimmung, das Ewige und Göttliche zu versinnlichen, wiedergegeben sein werden. Das Eine nur wissen wir, daß diese Zeit nicht eher erschienen sein wird, als bis Alles, was die Sprache des täglichen Lebens nennt, Alles ohne Ausnahme als ein Name Gottes erkannt worden. Es gab einst eine Zeit, in der die Sprache des Lebens deutlicher, als bei unserer entselten und entgötterten der Fall ist, ihren Ursprung aus dem Geist des Ewigen bekundete. Der Glaube der alten Griechen heiligte den Namen Gottes besser, als der auf ihn folgende Fanatismus, welchem den Namen Gottes heiligen und die Vernunft hassen, die Vernunft schmähn für gleichbedeutend galt. Der Glaube der alten Griechen lehrte, daß wie der Himmel so die Erde, wie die Sonne und der Mond so das Feuer auf dem häuslichen Heerde, wie die Morgenröthe, der Regenbogen und der Abendstern so die Liebe und die Freundschaft der Menschenbrust, wie das Leben so der Schlaf des Todes, wie der Altar so die Heldenspiele, die Tänze der Jugend, der Wein und seine Freude vom Göttlichen erfüllt, das Werk, die Wohnung oder in irgend einer anderen Weise die Offenbarung der unmittelbar gegenwärtigen Gottheit seien. Hatte er, indem er dies Alles als Name Gottes ehren lehrte, nicht in Wahrheit angefangen, die Sprache zu heiligen? Und wie schön und herrlich war die Gestalt des Menschenlebens, die unter dem Einfluß dieses Glaubens und dieser Heiligung der Sprache entstand! Dennoch ist jene Herrlichkeit untergegangen und mußte untergehn, weil jener Glaube des Alterthums nicht in jedem Wort einen Namen Gottes erkennen lehrte, weil er nichts als das Schöne, Große und Starke für

heilig ansah, weil er den Menschen hinderte, auch in der Schwäche, Ohnmacht, Häßlichkeit, auch in der mühevollen Arbeit und dem Sklaven, der sie verrichtete, auch in der Armuth und ihrem Schmerz, auch in der Krankheit und dem Sterben Namen desselben heiligen, ewigen Gottes zu erkennen, weil er die Völker, die in ihm lebten, doch auch, wie Paulus ihnen mit Recht vorhielt, auf einen unbekannten und ungenannten Gott verwies. Vor diesem unbekannten Gott mußte die Herrlichkeit jenes Lebens versinken. So lange noch ein Wort vorhanden ist, dessen Sinn und Bedeutung nicht an deine Gegenwart und Schöpfungskraft erinnert, ewiger Vater, so lange versteht der Mensch deinen Geist und deine Liebe nicht. Dies vor Allem lehre uns bedenken, wenn wir beten, daß dein Name von uns geheiligt werde! Amen.

---

9. b.

Dein Name werde geheiligt.

Indem wir in der letzten Betrachtung die Heiligung des göttlichen Namens auf unsere Weise zu verstehn suchten, überzeugten wir uns, daß der Mensch, dessen religiöse Uebungen durch Gefühl und Nachdenken belebt werden, unwillkürlich dahin gelangt, den Namen der Gottheit, der zunächst auf eine unerreichbare Ferne hinzuweisen scheint, auch mit dem Nächsten zu verbinden und auf das, was er in sich, an sich und um sich wahrnimmt, zu beziehn. Der Name Gottes entfaltete sich auf diese Weise zu einer Fülle von Namen; sie waren für uns nichts Anderes als die Worte, welche von dem Menschen zur Bezeichnung des von ihm Gesehenen und Erlebten angewendet werden, und, zu einem Ganzen vereinigt, die Sprache darstellen, sofern sie ein Bild von der Gesammtheit der Dinge und

dem Zusammenhange derselben enthält. So wurde uns die Heiligung des Namens Gottes zur Heiligung der menschlichen Sprache, und diese wurde nicht darin gefunden, daß aus dem ganzen Vorrath der zum allgemeinen Gebrauch bestimmten Worte eine kleine Anzahl von Ausdrücken ausgewählt und die Darstellung des Göttlichen dieser aus ihnen gebildeten heiligen Sprache als ein ausschließliches Vorrecht eingeräumt wird, sondern darin, daß jedes Wort und jeder Name, mit denen wir die Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens anschaulich machen, uns an die ewige Ordnung der Dinge erinnert, darin, daß die Sprache des täglichen Lebens durchweg neben dem Nutzen, den sie Jedem für seine Berufsgeschäfte gewährt, Allen auf gleiche Weise dazu dient, ihnen den Gedanken und das Bild des ewigen Gottes zu vergegenwärtigen. Das Gebet, daß der Name Gottes geheiligt werde, wird desto vollkommener erfüllt, je besser der Mensch die Sprache des täglichen Lebens als ein Werkzeug der Erkenntniß der ewigen Wahrheit behandeln lernt.

Diese Erklärung von der Heiligung des göttlichen Namens wird sich bei jeder Prüfung aufs Neue als eine der Deutungen bewähren, welche wir nach unserer Art, zu denken, jenen Worten des Vaterunser geben können. So aufgefaßt, erinnern sie an den Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit, der uns mit dem Gefühl und dem Gedanken der Allgegenwart des Göttlichen erfüllt, so aufgefaßt lehren sie die Trennung zwischen dem Diesseits und Jenseits, den Gegensatz zwischen Himmel und Erde aufheben, in dem sich die Schuld, der Zwiespalt des Menschen mit sich selbst spiegelt; so aufgefaßt, bestätigen sie, daß Religion und Sittlichkeit durch keine unübersteigliche Grenze von der äußeren Welt getrennt sind, sondern sich überall auch im wirklichen Leben bewähren, auch das sichtbare Dasein durchdringen, erneuern und umgestalten; so aufgefaßt, geben sie die Gewißheit, daß das wahre Gebet nicht Bitten enthält, die nach dem zufälligen Belieben höherer Mächte Erhörung finden oder nicht, sondern daß das wahre Gebet der Aus-

druck des Verlangens ist, dessen Erfüllung der ewige Vater von dem Suchen, Streben, Wollen und Thun seiner Menschenkinder unmittelbar abhängig gemacht hat. Kurz das Ergebniß unserer Betrachtung, nach welchem den Namen Gottes heiligen und die Sprache des täglichen Lebens in ein vollkommenes Werkzeug der Erkenntniß verwandeln ein und dasselbe ist, steht mit denjenigen Ueberzeugungen, von denen wir überall ausgehen, durchaus im Einklang, und insofern befriedigt es uns.

Vergleichen wir aber die Forderung, welche auf solche Weise an unsere Sprache des täglichen Lebens gestellt wird, mit dem, was diese gegenwärtig ist, so kann uns das Ergebniß nur demüthigen und beschämen. Wir fühlen sehr lebhaft, daß in unserer Sprache sich nicht wie in einem klaren Spiegel ungetrübt das Bild der ewigen Gedanken darstellt. Wie muß sie aber beschaffen sein, um ihre Bestimmung zu erfüllen? welches wird die Form und Erscheinung, welches werden die Wirkungen derselben sein, wenn sie einst ihre Bestimmung erfüllt? Niemand weiß es zu sagen. Es ist hier wie überall im Leben der Freiheit und Selbstbestimmung. Wir kennen die Richtung, die wir zu verfolgen haben; das ist Alles. Ein Ziel, das zu sehn wäre, das Einer dem Anderen zeigen könnte, giebt es nicht, noch weniger einen vorgeschriebenen Weg, der sicher zum Ziel leitete. Jeder hat sich selbst den Weg zu bahnen. Wie es am Ziel aussieht, weiß Niemand früher, als bis er es erreicht. Suchet, heißt es, so werdet ihr finden! Niemand weiß zu nennen, was er sucht. Wie sollte er es wissen? Es ist noch gar nicht da. Wir suchen bei unserem sittlichen Streben, wie der Dichter sein Gedicht, ehe es zu lesen ist, der Maler das Bild der Himmelskönigin, ehe es auf der Leinwand steht, der Tonkünstler seinen Choral sucht, ehe ein Ohr ihn vernimmt. Auch im sittlichen Streben ist unser Suchen ein Schaffen. Lassen wir also die Frage, was die Sprache des Menschen sein wird, wenn sie einst zum vollkommenen Werkzeug der Erkenntniß geworden ist, auf sich beruhn! Laßt uns auf das Nächste achten, nämlich darauf, was uns, wie wir gegenwär-

tig sind, an der Heiligung unserer Sprache hindert, und was uns dabei fördern kann.

Was hindert uns? Wie überall, wo eine neue Richtung eingeschlagen ist und festgehalten werden soll, der Fortschritt in derselben durch alte Gewohnheiten erschwert wird, so verhält es sich auch hier. Am gefährlichsten ist aber die Nachwirkung der alten Gewohnheiten dann, wann sie ihre alte, uns bekannte Erscheinung ablegen und in einer Gestalt auftreten, die uns die Unverträglichkeit verbirgt. Wir haben deshalb namentlich vor zwei Täuschungen auf unserer Hut zu sein, erstens vor dem neuen Anschein von allgemein menschlichem Charakter, den die alte heilige Sprache durch erheuchelte Herablassung zu den Angelegenheiten des täglichen Lebens annimmt, und zweitens vor dem religiösen Anstrich, durch den die entheiligte Sprache des Lebens fort und fort so Viele über ihre in Wahrheit irreligiöse Richtung täuscht.

Um die alte heilige Sprache in den neuen Gestalten, die jener oft so unähnlich sind, sicher wiederzuerkennen, müssen wir uns darüber verständigen, worauf jene alte Unterscheidung zwischen einer geistlichen und einer weltlichen, einer heiligen und einer gemeinen Sprache beruht. Der religiöse Glaube hat diese Unterscheidung nicht hervorgerufen; im Gegentheil protestirt der Gedanke der Gottheit, überall, wo er dem Menschen zum Bewußtsein kommt, entschieden gegen das Zerreißen der einen menschlichen Sprache in zwei einander fremde und ausschließende. Die religiösen Vorstellungen bilden nur den Stoff, dessen sich das jener Trennung der menschlichen Sprache zu Grunde liegende Streben unter gewissen Umständen zu seiner Einkleidung zu bedienen pflegt. Welches ist aber das Streben, das seiner Natur nach unter allen Umständen jedesmal in derjenigen Form, die sich je nach der Richtung des Zeitgeistes am leichtesten zu seinem Zweck mißbrauchen läßt, die Einheit und Gleichheit der menschlichen Sprache aufzuheben und zu zerstören suchen muß? Es ist das Streben des Hochmuthes und der Herrschsucht. Das Einzige, was diese alten Feinde des mensch-

lichen Geschlechtes brauchen, um ihren Einfluß geltend zu machen, ist irgend eine Eigenthümlichkeit der Natur, irgend eine durch besondere Umstände geschaffene Lage der Dinge, die einen Theil der Menschen von der Mehrzahl derselben unterscheidet, die zu einem Vorzuge gestempelt werden kann, die den Anspruch auf angebliche Vorrechte zu begründen scheint. Kann die allgemeine Beschäftigung mit religiösen Angelegenheiten und der Stand des Priesterthums zu diesem Zweck nicht ausgebeutet werden, so läßt sich das Vorrecht, das früher der gottesdienstlichen Sprache zukommen sollte, leicht auf eine der anderen Ausdrucksweisen übertragen, welche den verschiedenen, durch besondere Verhältnisse geschaffenen kleineren Kreisen der Gesellschaft angehören, die innerhalb desselben Volkes oder des Gesammtlebens mehrerer Völker entstehen. Daß die so genannten gebildeten Stände, die sich durch den Besitz gewisser Kenntnisse unterscheiden, sich in Rücksicht derselben eine besondere Ausdrucksweise bilden, ist so natürlich, als daß sich innerhalb jeder besonderen Berufsart eine besondere Geschäftssprache entwickelt. Sobald sich aber Hochmuth und Herrschsucht dieses zufälligen Unterschieds bemächtigen, entsteht das Vorurtheil, daß diese Sprache der so genannten höheren Stände die einzige wahrhaft menschliche sei, daß der gebildete Mann, der Mann von Geist allein eine Sprache besitze, die zur Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge befähige, daß dagegen die große Masse eine Sprache rede, in der es unmöglich sei, die Wahrheiten der Vernunft wiederzugeben, ohne daß man die gröbsten und gefährlichsten Mißverständnisse erzeugt, eine Sprache, die wie ein schmutziges Gefäß das Edelste und Beste, das ihm zur Aufbewahrung anvertraut würde, verderben muß. Da haben wir, wenn auch in anderer Gestalt als unter der Herrschaft des Priesterthums, wieder zwei verschiedene, durch die Macht der Umstände und durch natürliche Anlagen gesonderte Sprachen, von denen die eine ihres wahrhaft menschlichen Charakters beraubt, als schlecht und gemein bezeichnet und für die Sprache des „Ewigblinden" erklärt wird, dem „des Lichtes Himmelsfackel" nur zur Ver-

wüstung und Zerstörung dienen kann. So lange sich dieser Wahn erhält — und welche Krankheit des Geistes ist gerade in der neueren Zeit weiter verbreitet! — so lange sich dieser Wahn erhält; so lange kann von einer Heiligung der einen Allen gemeinsamen Menschensprache nicht die Rede sein, so lange bleibt der Name der Gottheit entweiht.

Man hört oft die höchste Verwunderung darüber äußern, daß in unserer, wie man sagt, so aufgeklärten Zeit der Aberglaube, der unter der Gottesfurcht die Verehrung des Unbekannten und Unerkennbaren versteht, nicht nur nicht in Verfall geräth, sondern plötzlich zu neuem Ansehn gelangt. Die Thatsache selbst ist unzweifelhaft. Der Umschwung, der in dieser Beziehung in den Gefühlen und Meinungen der Menschen eingetreten ist, muß als eine der merkwürdigsten Veränderungen der Zeit betrachtet werden. Gehen wir etwa sechzig Jahre zurück, so befinden wir uns in einer Zeit, in welcher die Abneigung gegen das Vorurtheil einer besonderen heiligen, gottesdienstlichen Sprache so stark, die Forderung einer allgemeinen Verständlichkeit auch für die religiöse Ausdrucksweise so dringend war, daß in der katholischen Kirche die fremde, lateinische Sprache, in der protestantischen die alterthümlichen Worte der Muttersprache aus dem Gottesdienst immer mehr verschwanden. Jetzt findet das Umgekehrte Statt. Es ist nur von dem entgegengesetzten Streben zu hören, für die religiöse Sprache in Lied, Gebet und Predigt den alten Charakter der Unverständlichkeit wiederherzustellen, die besondere heilige Sprache, die ihrem Untergang entgegen zu eilen schien, so schnell als möglich wieder ins Leben zu rufen; und in den seltensten Fällen finden derartige Bestrebungen einen erheblichen Widerspruch. Aber diese Veränderung kann Niemand befremden, der über den inneren Zusammenhang der Dinge nachdenkt. Denn auch damals, als die Vorstellung von einer besonderen heiligen, gottesdienstlichen Sprache nirgends Anklang fand, hatten die Vorurtheile des Hochmuthes und der Herrschsucht sich ungeschwächt erhalten. Sie hatten nur das Kleid gewechselt. In den Vorurtheilen

selbst war dadurch, daß an die Stelle der geistlichen, heiligen Sprache die eben erwähnte der so genannten gebildeten Welt trat, nicht die geringste Veränderung vorgegangen; eben so wenig hatte sich also in den Wirkungen jener Vorurtheile Etwas ändern können. Der alte Riß, der die Einheit und Gleichheit der menschlichen Sprache zerstörte, hatte fortbestanden und die Sprache der Menschen, die nach dem Willen der Gottheit das ganze Geschlecht zu einer großen Familie verbinden sollte, nach wie vor unnatürlich und gewaltsam in eine vornehme und eine gemeine getrennt und dadurch in ein Werkzeug der Zwietracht, des Hasses, des Mißtrauns und der Furcht verwandelt. So lange die Veränderung aber nicht in die Tiefe des inneren Lebens hinabreicht, so lange hier nicht an die Stelle des Wahnes die Selbsterkenntniß tritt; so lange giebt es auch gegen die Wiedereinführung der Formen, die man für beseitigt hält, nicht die geringste Bürgschaft, sondern derselbe Zufall der Mode, der über die Formen der leiblichen Kleidung entscheidet, läßt die Vorurtheile bald in dieser, bald in einer anderen Einkleidung auftreten.

Die erste von den Täuschungen, durch welche die Heiligung der Sprache des täglichen Lebens gehindert wird, geht von dem Hochmuth und der Herrschsucht aus, die sich zu ihren Zwecken eine besondere, bevorzugte Sprache schaffen; die zweite Selbsttäuschung, die das Streben nach Heiligung des Gottesnamens erfolglos macht, entsteht durch die Gedankenlosigkeit, die es als einen Fortschritt ansieht, wenn die entheiligte Sprache des Lebens, ohne ihre alte Natur und Richtung aufzugeben, mit einem gewissen religiösen Anstrich versehen wird.

Es geschieht bisweilen, daß zwei Menschengesichter uns im ersten Augenblick eine auffallende Aehnlichkeit zu haben scheinen; und doch wird es bei näherer Betrachtung unzweifelhaft, daß trotz der Uebereinstimmung einzelner Linien das Auge und alles Uebrige, was das Innere ausdrucksvoller wiedergiebt, auf zwei einander ganz entgegengesetzte Charaktere schließen läßt. Diese Erfahrung wiederholt sich nicht selten, wenn man die Physiognomien verschiedener gesell-

schaftlicher Zustände und Veränderungen vergleicht. Zwei Zeiterscheinungen machen auf uns bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck, als müssen sie Wirkungen eines und desselben Geistes sein. Sehen wir aber aufmerksamer hin, so stellt sich zuletzt heraus, daß die eine von ihnen ein entschiedener Fortschritt, die andere ein entschiedener Rückschritt ist. Der Fortschritt der Bildung, der nach unserer Auffassung unter der Heiligung des Gottesnamens zu verstehn ist, soll darin liegen, daß wir erkennen, die Worte und Namen, die unsere Sprache bilden, drücken nicht Dinge ohne Zusammenhang, Einheit und Ordnung, ein in sich widerspruchsvolles Dasein aus, das in seiner Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit als ein Gegensatz des Göttlichen zu fassen ist, sondern alle diese Worte und Namen seien in Wahrheit Ausdrücke des an sich Guten und Vollkommenen, Namen Gottes, bezeichnen Wesen, Kräfte und Erscheinungen, welche göttlichen Ursprunges sind. Blicken wir nun auf die Veränderung, welche die Meinungen der Gebildeten namentlich in den letzten Menschenaltern erfahren haben, so scheint es zuerst, als sei eben durch die neuen Meinungen, die zur Herrschaft gelangt sind, jener Fortschritt der Bildung herbeigeführt. Der alte Glaube an eine Gottheit, die in einsamer Höhe über der Welt thront, geräth in Verfall; das Göttliche scheint nach dem neuen Glauben zur Erde niedergestiegen zu sein, sich in der Natur der Dinge, die uns umgiebt, zu verkörpern, in des Menschen Fleisch und Blut zu leben, sich in seinem Denken und Empfinden zu offenbaren, in der Vernunft des Menschen zum Selbstbewußtsein zu erwachen. Es existirt für den Menschen das Jenseits, zu dem er sonst in scheuer Ehrfurcht aufgeblickt, nicht mehr; das Bild desselben wird als das Erzeugniß des Aberglaubens alter Zeiten verspottet und als ein Irrthum, der den Menschen sich selbst entfremdet, bekämpft; die Lehre, daß jenseits dessen, was der Mensch in sich, an sich und um sich sieht, kein Sein und kein Leben, keine Allmacht und Weisheit vorhanden ist, wird als das letzte Wort verkündet, in dem alles Streben nach Erkenntniß seinen Abschluß erreicht.

Soll aber auf diese Weise die Gedankenarbeit als vollendet betrachtet werden, so ist die Frage nicht zu umgehn, welches die Veränderungen im Leben und in den Handlungen der Menschen seien, die dem Umschwung ihrer Meinungen entsprechen und den Beweis liefern, daß „dieser neue Himmel und diese neue Erde," welche die Dichter preisen, nicht etwa ein Traumgesicht ist, das beim Erwachen in Nichts zerfließt. Wo ist also die neue Kraft des Lebens, die Darstellung der Gerechtigkeit, der Friede des Himmels, der Sieg der Vernunft, die Schöpfung der Freiheit, die Macht der Liebe, in denen dies neue Evangelium von der Menschwerdung Gottes sich offenbart und bewährt? Statt uns zeigen zu können, was wir suchen, versichert man, daß unsere Frage selbst noch eine Eingebung des alten Aberglaubens, daß es ein Wahn sei, was man Verantwortlichkeit des Menschen für seine Thaten, was man Schuld und Sünde genannt, daß es einen Unterschied zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll, nirgends gebe, daß der Widerspruch zwischen Macht und Recht auf Selbsttäuschung beruhe, und die Liebe des Guten und der Haß des Bösen ein Mißverständniß sei, da der Gott im Menschen das Böse wie das Gute zu seinem Leben brauche, das Böse wie das Gute wolle und thue. — Dieser Aufschluß, den man uns über den wahren Sinn der neuen Weisheit liefert, mag für diejenigen befriedigend lauten, deren Gott nur Macht, deren Religion nur Furcht gewesen ist. Wir, für die der Gedanke der Gottheit nur da besteht, wo wir an Gerechtigkeit und Liebe glauben, wir können einen Fortschritt der Bildung nur da finden, wo die Ueberzeugung von der Einheit zwischen dem Diesseits und Jenseits, die Ueberzeugung, daß jedes Wort der Menschensprache ein Name Gottes ist, als der Ausdruck eines reinen Herzens, einer freien Seele, ihres Muthes, ihrer Hingebung, ihrer heiligen Liebe zum Guten, ihres heiligen Hasses gegen Gewalt und Unrecht erscheint. Wir müssen uns mit Widerwillen von der Gedankenlosigkeit abwenden, welche den religiösen Anstrich, der dem inneren Leben und der Sprache des Menschen durch Heiligsprechung des Bösen

gegeben wird, für einen Fortschritt der Erkenntniß halten kann. Der Mensch ist von der Erfüllung des Gebets, daß der Name des Ewigen geheiliget werde, nie weiter entfernt, als wenn er das, was ihn vor sich selbst erniedrigt, um seine Schande zu vergessen, göttlich nennt.

Wie unzweifelhaft dies auch im Augenblick der Sammlung und des Nachdenkens für uns fest steht, so gewiß ist doch die falsche Weisheit, welche die Schuld des Menschen mit dem Opfer seiner Freiheit sühnen will, auch auf unser Wollen und Empfinden nicht ohne Einfluß geblieben. Auch in unserem Leben sind es die Gewohnheiten jenes Hochmuthes und dieser Gedankenlosigkeit, die, uns selbst unbewußt, überall die Heiligung des Gottesnamens und der Menschensprache hindern.

Was können wir thun, um den Einfluß der eben besprochenen alten Gewohnheiten soviel als möglich zu schwächen und unserem Streben, das die Sprache zu einem Werkzeug der Erkenntniß machen will, Erfolg zu sichern? Jenen alten Gewohnheiten ist deshalb so schwer zu widerstehn, weil die ganze Welt, die Gesellschaft, in der wir aufwachsen und leben, uns nach jener Seite hindrängt. Nichts liegt deshalb näher, als daß wir gegen den von der Gesellschaft unwillkürlich ausgeübten Druck ein Gegengewicht schaffen, in dem wir für Verbindung der Kräfte in entgegengesetzter Absicht sorgen und mit Anderen zu einer Gemeinschaft zusammentreten, die darauf gerichtet ist, uns eine Sprache zu bilden, welche wirklich der Ausdruck unseres Strebens nach Erkenntniß ist.

Nichts ist leichter, als Menschen in eine Gesellschaft, zu welchem Zweck es auch sei, zu vereinigen, aber nichts ist seltener, als daß eine Gesellschaft den Zweck, zu dem sie vereinigt ist, wirklich erreicht. Alles wird davon abhängen, wie diejenigen, die sie bilden, beschaffen sind. Daß hier, wo es sich um eine sittlich-religiöse Aufgabe handelt, die nothwendig verschiedenen natürlichen Anlagen und Fähigkeiten der Mitglieder nicht in Betracht kommen, versteht sich von selbst. Ihre Gesinnung, die Richtung, die sie ihrem Willen

gegeben, die dadurch bestimmten Vorstellungen von dem Beruf des Menschenlebens, die dadurch bedingten Erwartungen, die sie von der neuen Gemeinschaft hegen, entscheiden hier allein. Diese Gemeinschaft hat den Zweck, dem leeren Namen des Göttlichen, auf den der Glaube an einen außerweltlichen Gott sich beschränkt, dadurch einen Inhalt zu geben, daß die Allgegenwart der Gottheit in der Natur und im Menschenleben erkannt wird. Soll das Streben nach dieser Erkenntniß sich nicht in bloße Versicherungen und hohle Redensarten verflüchtigen, so muß als erste und unerläßliche Bedingung angesehen werden, daß die Mitglieder der Gemeinschaft im Stande sind, sich die Gegenwart und das Wirken der göttlichen Kraft und des göttlichen Geistes wenigstens in einzelnen Genossen ihres Strebens selbst zur Anschauung und zum Bewußtsein zu bringen. Weil Alles in der Welt, um den einen, ewigen Zweck unbekümmert, nur einzelne, besondere Zwecke zu verfolgen schien; weil alle Bestrebungen der Menschen nur den Namen des Zufälligen und Vergänglichen trugen, den heiligen Namen der Gottheit, den Namen des Nothwendigen und Unvergänglichen nur als Bezeichnung für Wesen und Kräfte kannten, die jenseits der ihnen erreichbaren Grenzen der Wirksamkeit beginnen; weil ihnen das sich überall wiederholende Bild eines ungöttlichen Daseins, diese Welt mit ihrer Ergebung in den Glauben an einen unbekannten und unnahbaren Gott unerträglich war: aus diesem und keinem anderen Grunde haben sie die **neue** Gemeinschaft gegründet. Vermögen sie aber nicht in dem einzig Lebendigen und Wirklichen, das es an dieser wie an jeder Gemeinschaft giebt, nämlich in den Menschen, die sie bilden, die von der Welt verkannten Züge des Göttlichen im Menschenleben wieder aufzufinden und zu dem Bilde einer göttlichen, allmächtigen und vernünftigen d. i. unzerstörbaren und widerspruchslosen Ordnung zu verbinden, so wird Alles, was sie zur Erreichung ihres Zweckes weiter vornehmen zu müssen glauben, eitel und erfolglos sein. Wie oft, wie eifrig, wie schön sie auch über die Erreichung dieses Zweckes sprechen mögen: alles Sprechen bleibt unfruchtbar,

wenn sie ihren Glauben an das Leben Gottes in der Welt, wenigstens Einigen gegenüber, die ihr Bekenntniß theilen, zum Schaun zu erheben und so für ihn einen ersten sicheren Anhalt zu gewinnen außer Stande sind.

Wir wiederholen hier also aufs Neue die Frage, wie die Menschen beschaffen sein müssen, um diese Bedingung zu erfüllen, ohne welche von dem Fortschritt der Erkenntniß und der Heiligung unserer Sprache nicht die Rede sein kann? Wir antworten: Sie müssen das schlechte, eingebildete Wissen, das bei ihnen die Stelle dieser Erkenntniß eingenommen hat, als das, was es ist, als einen Beweis ihrer Unwissenheit durchschaut haben. Bei allen Gesprächen, die sich auf das sittliche Leben beziehen, stellt sich noch immer die Verwechselung des Sittlichen mit dem heraus, was Einer dem Anderen lehren kann, mit dem, wobei man also auch wissen kann, was von dem Anderen geschehn muß, um das Beabsichtigte wirklich auszuführen, wie denn Jeder allerdings von dem, was er selbst gelernt hat, wissen kann, was der Andere thun muß, um sei es ein Exempel richtig zu rechnen, oder ein Kleid passend zu fertigen, oder ein Haus zweckmäßig zu bauen; bei allen Gesprächen, die sich auf sittliche Fragen beziehen, bietet sich noch immer die Erfahrung dar, daß der Mensch zu wissen meint, wie sein Nächster leben und handeln müßte, um seiner Natur gemäß stets das Gesetz des Guten zu erfüllen. Jeder glaubt zu wissen, was dem Anderen fehlt, und weshalb der Andere das nicht ist und nicht leistet, was er sein und leisten sollte. Dies meinen die Mitglieder jedes Standes und Geschäftes von einander zu wissen; dies weiß der Mann von der Frau, die Schwester von dem Bruder, der Bürger von dem Nachbar und dem Fürsten; dies wissen die Eltern von den Kindern; ja dies Wissen hat solche Fortschritte gemacht und eine so allgemeine Verbreitung erlangt, daß schon die Kinder zu wissen überzeugt sind, was den Eltern fehlt. Kurz, Jedermann will wissen, was dem Anderen fehlt; Jedermann will sehn, was *nicht da* ist. Sehn, was nicht da ist! Wem kann der Widerspruch, der darin liegt, entgehn? Nun, dies

vergebliche Sehn dessen, was nicht da ist und also nicht zu sehn ist, dies eingebildete Wissen von dem, was fehlt, ist das schlechte Wissen, das, indem es sich einen Ausdruck schafft, die Sprache des Menschen entheiligt. Könnte es etwas Zweckwidrigeres geben, als dieses schlechte Wissen in die neue Gemeinschaft hinüberzunehmen, vielleicht die neue Gemeinschaft gerade als die Stätte anzusehn, wo es am besten geltend gemacht werden könne, und so mit allen Kräften darauf hinzuwirken, daß sie sich so schnell als möglich als eine unübertreffliche Schule des Moralisirens, Tadelns und Bekehrens auszeichne? Wie, dazu hätte es der Gründung einer neuen Gemeinschaft bedurft? Diese alte Unsitte wird in allen Häusern und auf allen Gassen getrieben und bedarf sicher unserer Empfehlung nicht. Nein, meine Freunde, um für die neue Gemeinschaft zu taugen, muß der Mensch gerade umgekehrt jenes schlechte Wissen verachten lernen. Nur wenn es ihm gelingt, zu vergessen, was nach dem Maß seines Zollstocks dem Nächsten dazu fehlt, ein Gott nach seinem Zuschnitt und Geschmack zu sein, nur dann wird sich sein Auge für dasjenige in dem Leben seines Bruders öffnen, was wirklich eine Offenbarung Gottes und seiner ewigen Ordnung ist. Ich spreche natürlich nicht von einzelnen so genannten lobenswerthen Leistungen und guten Thaten; denn das wäre unstreitig der schlechteste Tausch, den man sich vorstellen könnte, wenn an die Stelle der alten Unsitte des Tadelns und Richtens die neue Unsitte des Schmeichelns treten sollte; sondern von dem spreche ich, was im Menschenleben unter allen Umständen dieselbe Offenbarung des Ewigen ist und, der Mensch thue, was er wolle, diese Offenbarung des Ewigen bleibt; von der göttlichen Schönheit und heiligen Ordnung unserer Natur und unseres Lebens spreche ich, die, eben weil sie Gott angehört, wie der Mensch auch wähle und sich entscheide, unzerstörbar ist; von dieser göttlichen Schönheit und heiligen Ordnung, die nirgends als ein Mehr oder Weniger existirt und doch mit ihrer unerschöpflichen Fülle in jedem Einzelnen nach seiner Eigenthümlichkeit sich als eine andere erweist, von dieser spreche ich allein.

Also erkennen, daß jenes eingebildete Wissen uns dieses Urbild des Göttlichen überall verdeckte; die Unwissenheit, in der das schlechte Wissen uns zurückgehalten, als ein Unglück empfinden und los werden wollen; das, was in unserem Nächsten anders ist als in uns, mit Selbstvergessenheit und hingebender Liebe suchen und es, so wenig liebenswürdig, ja so abstoßend es auch erscheinen mag, wenigstens ehren als ein Göttliches, dem ein eben so unveräußerliches Recht zu leben und sich zu bethätigen verliehen ist als dem, was uns das Würdigste und Schönste dünkt; so denken und gesinnt sein heißt sich tüchtig machen zur Theilnahme an der Gemeinschaft, welche mit Hilfe der vereinigten Kräfte Vieler die durch Beschränkung auf das Sinnliche entartete oder durch frommen Betrug entweihte Sprache des Menschen zu einem Werkzeug für die Erkenntniß des Allgegenwärtigen bilden und sie dadurch ihrer heiligen Bestimmung wiedergeben will. Amen.

10.

Dein Reich komme.

Meine Freunde! Der Bitte um Heiligung des göttlichen Namens schließt sich in unserem Vaterunser das Gebet an, daß das Reich des Ewigen komme. Sind wir nicht im Begriff, etwas sehr Ueberflüssiges zu thun, wenn wir annehmen, es bedürfe einer besonderen Untersuchung, um den Sinn dieser Worte richtig zu bestimmen? Kann wenigstens für diejenigen, die das Vaterunser als einen Ausdruck des Lebens und Bewußtseins Jesu auffassen, der geringste Zweifel darüber obwalten, was unter dem Reiche Gottes zu verstehn sei? Hat er nicht Alles, was darüber zu bemerken wäre, selbst so bestimmt und verständlich als möglich ausgesprochen, wenn er

sagt: Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet? Und wenn auch, wie nicht zu läugnen ist, selbst diese so einfachen und klaren Worte mißverstanden sind, wenn auch Viele, um dies neue Gesetz der Liebe, auf das er seine Gemeinschaft gründen will, in Ausführung zu bringen, zu Feuer und Schwert greifen zu müssen geglaubt haben, wäre es nicht wenigstens für diese Versammlung eine unerträgliche Wiederholung, wenn wir bei derartigen Mißverständnissen auch nur einige Augenblicke verweilen wollten? Wir wollen es auch nicht. Die eine Frage nur gestattet mir: Welches ist der Grund, aus dem wir davon überzeugt sind, daß Feuer und Schwert zu den Mitteln nicht gehören können, deren die Liebe sich bedient? Daß nicht Alle, denen diese Dinge unverträglich scheinen, sie aus demselben Grunde für unverträglich halten, ist gewiß. Viele haben den Widerspruch darin gefunden, daß Feuer und Schwert wehe thue, und daß die Liebe nicht wehe thun könne. Ist das auch unsere Meinung, meine Freunde? Sind wir auch der Ansicht, daß es mit dem Geist und Wirken der Liebe unvereinbar sei, daß Einer dem Anderen wehe thue? Ist es auch nach unserer Auffassung undenkbar, daß da, wo die Liebe thätig ist, Einer dem Anderen Schmerz verursache? Ist dies wirklich auch nach unserer Auffassung undenkbar, dann bereitet uns unser Verlangen nach Liebe ein beklagenswerthes Loos; denn dann suchen wir in unserem Verlangen nach Liebe Etwas, das uns nicht nur Menschen nicht gewähren können, sondern das Gott selbst uns nicht gewähren will, Etwas, wofür es in der Gottes heiligen Willen offenbarenden Ordnung des Menschenlebens keinen Raum giebt. Wer sich überzeugt hält, daß es der Natur der Liebe widerspreche, wehe zu thun, der täuscht auf eine unverantwortliche Weise sich selbst, wenn er sich zu dem Glauben bekennt, daß Gott die Liebe ist. In ihm ist dieser Glaube ein blinder Glaube, der Glaube eines Menschen, für den das, worauf er alle seine Zuversicht gesetzt, nur so lange vorhanden ist, als er den natürlichen Trieb seiner Augen, zu sehn, willkürlich unterdrückt und sie geschlossen

hält; in dem Moment, wo er seine Augen öffnet, erkennt er, daß er an einen Gott geglaubt, der nicht ist; in dem ersten Augenblick, da er gegen sich selbst aufrichtig genug ist, um die Dinge zu sehn, wie sie sind, zeigen ihm nach seiner Vorstellung die Züge der Gottheit, in deren Liebeshuld er sich so selig fühlte, nichts als erbarmungslose Härte und herzlose Grausamkeit. Denn wem thut es nicht wehe, wenn er seine Brüder in bitterer Noth sieht, oder wenn der Tod ihm das geliebte Weib oder Kind von seiner Seite nimmt? Und hat er auf die Frage: woher der Mißwachs, der Tausende dem Hunger preisgiebt? woher die verheerende Krankheit, die das Glück seines Hauses zerstörte? eine andere Antwort als: es ist Gott, der sie gesendet? Entweder ist also Gott nicht die Liebe, oder es muß dem Wesen der Liebe doch nicht widersprechen, daß sie auch wehe thut! Es scheint, Jeder müsse sich sagen, daß nur einer dieser beiden Fälle möglich ist; aber wir wissen, daß es bei keiner Vorstellung, die mit der Unterscheidung des Bösen und des Guten zusammenhängt, ein Muß für den Menschen giebt; wir wissen, wie unerschöpflich das Herz des Menschen an Mitteln der List und Täuschung ist, um, wenn irgend eine Wahrheit ihm unangenehm ist, sie sich und Anderen auszureden. Und so hat die große Menge sich bis auf den heutigen Tag das Vorurtheil nicht nehmen lassen, daß es der Liebe unmöglich sei, zu betrüben. So lange auch wir von diesem Vorurtheil ausgehen, giebt es auch für uns keine Erkenntniß des Gottesreichs, bleibt unser Gebet, daß das Reich des Ewigen komme, nothwendig unerfüllt. Sicher würden wir uns dem Verständniß des Gottesreichs um nichts nähern, wenn wir der entgegengesetzten Meinung den Vorzug gäben, nach welcher das Leiden ein untrügliches Merkmal der Auserwählten sein soll. Die Zwecke, welche die göttliche Güte in ihrer Schöpfung verfolgt, sind heilige, ewige Zwecke, die mit dem Wechsel von Glück und Unglück so wenig zu thun haben, als mit dem Gegensatz von Licht und Schatten. Deshalb ist es für den, welcher die Verfassung des Gottesreichs erkennen will, die erste Bedingung, daß er seine Gedanken

von dem stets wechselnden Bilde der Leiden und Freuden so viel als möglich abziehe. Um uns nicht der Gefahr einer unwillkürlichen Erinnerung an dasselbe auszusetzen, wollen wir für die folgende Betrachtung einen anderen Ausgangspunkt wählen, als die Vorstellung der Liebe, welche gegenwärtig die Meisten von den Empfindungen des Wohl und Wehe zu sondern außer Stande sind. Wir legen unserer Betrachtung die einfachen Worte aus der Strophe unseres Liedes, mit dem wir unsere Versammlung schließen werden, zu Grunde, in denen es heißt: In seinem großen Königreich ist Alles recht und Alles gleich, gebt rc.

1. Das erste Grundgesetz des Gottesreichs, von dem wir sprechen wollen, sei die Gleichheit. Wer dies Grundgesetz heute verkündet, dessen Stellung zur Welt ist sehr verschieden von der Stellung Jesu von Nazareth, der es zuerst aussprach. Selbst den Wenigen, die in seiner unmittelbaren Umgebung lebten, wurde es schwer, sich zum Glauben an diese frohe Botschaft zu erheben. Wer dagegen heute das Gesetz der Gleichheit aufstellt, der ist sicher, daß seine Worte in den Herzen von Millionen ein Echo finden, der ist, wenn die Umstände keinen Zwang auferlegen, sicher, daß die Masse des Volkes seine Worte überall mit lautem Beifallsruf begleitet. Diesen Beifall zurückzuweisen ist das Nächste, was heute einem Nachfolger Jesu bei der Predigt der Gleichheit des Gottesreichs zu thun obliegt; denn dem, was er will, und dem, was die große Menge begehrt, ist nichts gemein als der Name. Erfüllen wir vor Allem diese Pflicht der Aufrichtigkeit!

Die Gleichheit, welche sich der Gunst des Zeitgeistes erfreut, hat es nur mit der Außenseite des Menschenlebens, mit dem Schicksal desselben zu thun. Alle Welt beschäftigt sich mit den Ansprüchen, die der Mensch an das Leben haben soll. Jeder dürfe dieselben Ansprüche an die Güter des Daseins machen. Man folgert daraus die Nothwendigkeit der gleichen Vertheilung des Besitzes, aus dem ein auf das Aeußere beschränkter Sinn allein seinen Genuß zu schöpfen im Stande ist. Das gleiche Recht, das man fordert, hat

keinen anderen Zweck, als für die richtige Ausgleichung der Ansprüche zur Bürgschaft zu dienen. Da diese Rechte aber nach dem Zeugniß der Erfahrung nicht zu jenen lebendigen Rechten gehören, die sich selbst erhalten, so ist man genöthigt, Gesetze und Einrichtungen und eine Macht zu Hilfe zu rufen, die mit Hilfe des Zwanges für die Aufrechterhaltung dieser Gesetze und Einrichtungen sorgt. Dies Mittel des Zwanges ist der Schlußstein in dem Gebäude der Gleichheit, das unsere Zeit mit ihren Einfällen und Einbildungen errichtet, und das nie eine andere Existenz als in den Köpfen der Menschen haben wird. Man weiß, daß es in jenen großen Wüsten Afrika's Luftspiegelungen giebt, die dem ermüdeten, verschmachtenden Wanderer blühende Landschaften mit prächtigen Städten und kühlen Fluthen vorzaubern; ähnliche Spiegelungen erzeugt das Gehirn des Menschen, wenn das Leben desselben durch Selbstsucht und Gedankenlosigkeit in eine Wüste verwandelt ist. Es ist das Grundgesetz des Menschenlebens selbst, das sich der Verwirklichung dieses Gedankenbildes der Gleichheit widersetzt. Das Menschenleben ist nicht ein Uhrwerk, dessen Feder man nur durch einen Druck von außen aufzuziehn braucht, um die beabsichtigten Erscheinungen auf dem Zifferblatt herbeizuführen, sondern es ist vor Allem eben Leben, eine Schöpfung, in welcher Veränderungen nur dann Bestand haben, wenn dieselben von jenen inneren Kräften ausgehen, die jeden Zwang verschmähen. Man hört den Anhängern dieser auf die Außenseite des Menschendaseins beschränkten Gleichheit oft vorwerfen, daß all' ihr Verlangen aus der bösen Wurzel des Neides stammt. Diese Anklage ist ungegründet; sie zeigt jene Befangenheit des Urtheils, die der Lieblosigkeit eigen ist. In Wahrheit entsteht jener sinnliche Gleichheitsglaube dann, wann sich Hunger und Noth aller Art mit dem ältesten und verbreitetsten Irrthum über die Bestimmung des Menschen verbinden. Obschon die meisten Anhänger jenes Gleichheitsglaubens nämlich sich zu rühmen pflegen, daß sie alle alten religiösen Vorurtheile abgelegt haben, so sind sie es doch gerade, welche unbewußt einer der verderblichsten Lehren des Aberglaubens

aufs Neue zu Ansehn und Einfluß verholfen haben: denn der Satz, von dem sie alle ausgehen, die Vorstellung von den vorgeblichen Ansprüchen auf gewisse Güter des Lebens, die der Mensch haben soll, ist offenbar nichts Anderes, als jener in neumodischer Einkleidung auftretende Gedanke der Mosaischen Schöpfungssage, der den Beweis für den göttlichen Ursprung unserer Natur in der eingebildeten Herrschaft über die Natur sucht, welche dem Menschen verliehen sein soll, und auf diese Weise die Empfindungen der Religion selbst mißbraucht, um die Aufmerksamkeit und das Streben des Menschen auf die wechselnden Schicksale des Daseins zu beschränken.

Der Glaube an die Gleichheit, welche ein Grundgesetz des Gottesreichs ist, hält sich von dieser geistigen Beschränktheit frei; er hält sich nicht an die Empfindung vom Leben, die der Hungrige hat, oder an das Gefühl des Menschen, der sich mit den Genüssen des Lebens übersättigt; er achtet weder auf die Klage des Unglücklichen, der für seine Liebe nirgends Erwiederung findet oder zu finden glaubt, noch auf das Entzücken dessen, der da, wo er geliebt sein will, und so, wie er nach seinem Geschmack geliebt sein will, sei es mit zarter Neigung oder stürmischer Leidenschaft, wirklich geliebt wird oder geliebt zu werden meint. Dies und alles Aehnliche, was bei ein und demselben Menschen in einem Augenblick so und einige Augenblicke später anders ist, liegt zwar nicht außerhalb des Gesichtskreises des Glaubens an die Gleichheit des Gottesreichs, aber an der äußersten Grenze desselben. Im Mittelpunkte des Bildes, dessen Betrachtung er sich hingiebt, liegt dasjenige in seinem eigenen Leben, was heute ist, wie gestern, was in der fernsten Zukunft sein wird, wie es von Anbeginn war. Hat er dies ewig Gleiche in sich selbst gefunden, so begegnet er demselben unfehlbar auch in der Erscheinung aller Menschen, mit denen das Leben ihn zusammenführt. Was ist nun das, was im bewußten Menschenleben gestern, heute und in Ewigkeit dasselbe ist? Es ist zunächst die schöpferische Kraft, die mitten in dem, was ist, durch die Un-

terscheidung des Guten und des Bösen sich eine neue, durchaus eigene Welt bildet. Der Jüngling verfährt dabei anders als der Greis, das Weib anders als der Mann, der Knecht anders als der Freie, der Verehrer des Buddha in China anders, als der Christ in unserem Erdtheil; derjenige, der sich in das Gewebe der Täuschung verflicht, weil er bei dieser Unterscheidung des Guten und des Bösen nicht seiner Natur gemäß handelt, verfährt dabei anders als derjenige, der, seiner Natur folgend, mit jeder neuen Scheidung des Guten und des Bösen einen neuen Stein zum Bau der Wahrheit fügt. Aber diese schöpferische Kraft selbst, durch die es dem Menschen gegeben ist, „das Leben in sich selbst zu haben," die den Menschen zum Gehilfen des Baumeisters der Welten macht, ist in ihnen allen dieselbe und in jedem von ihnen dieselbe zu jeder Zeit. Sie ist allgegenwärtig in allen seinen Handlungen; sie ist die Sele aller seiner Thaten; sie ist es, die, er mag arbeiten oder essen oder spielen oder beten oder hassen oder lieben, seinem Thun ihr eigenthümliches Gepräge verleiht.

Außer dieser schöpferischen Kraft giebt es im Menschenleben nur noch Eines, bei dessen Betrachtung der Glaube an die Gleichheit des Gottesreichs verweilt. Es ist das, was diesem sich selbst bestimmenden Willen zu seiner Bethätigung und seinen Werken gegeben ist, — dies Gegebene zusammengefaßt als Schicksal, nicht jene eben besprochenen Empfindungen, mit denen der Mensch sein Schicksal begleitet, sondern das äußere und innere Menschenschicksal. Wo ist aber auch hier Uebereinstimmung? was ist an den Schicksalen des Menschen gleich? wird man vielleicht im ersten Augenblick fragen. Sind es nicht gerade diese von einer unerschöpflichen, wie es scheint, keinem Gesetz gehorchenden Laune zusammengewürfelten Schicksale des Menschendaseins, in denen am wenigsten auch nur eine Spur der Gleichheit zu entdecken ist? — Es ist wahr, mannigfaltigster Wechsel, nie sich wiederholende Verschiedenheit, das sind die ersten Vorstellungen, welche dies bunte Schauspiel des Daseins in uns erzeugt; und wie gern verweilt gerade der sinnige

Mensch bei diesem Bilde des Menschenlebens, bei diesem allein vollkommenen Gedicht, bei dieser göttlichen Komödie, in der die Phantasie des Ewigen selbst uns durch Himmel, Welt und Hölle wandeln läßt! Aber der Mensch lebt nicht von Phantasie allein; und um der Natur des Menschen gerecht zu werden, dürfen wir nicht übersehn, daß in einer Beziehung dies scheinbar so zusammenhanglose Vielerlei den Gedanken der Gleichheit in seiner ganzen Strenge kennt, daß gerade die Gleichheit in diesem bunten Gewebe des Daseins den Einschlag bildet. So oft auch der bekannte Ausspruch, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt, nur ein Zeichen von der Krankheit des Lebensüberdrusses gewesen sein mag, so müssen wir doch anerkennen, daß diese Worte zugleich eine der tiefsten und erfahrungsreichsten Bemerkungen des gesunden Menschenverstandes enthalten. In der That, welche einzelnen äußeren oder inneren Schicksale wir auch aus der unübersehbaren Reihe derselben ohne besondere Auswahl herausnehmen, sei es der Verlust eines Freundes oder der Gewinn des großen Looses, sei es der Beifall, der uns unverdient zu Theil wird, oder der Tadel, den wir nicht verschuldeten, sei es unsere musikalische Anlage oder unser gutes Gedächtniß oder unser lebhaftes Temperament oder der Mangel jener Vorzüge und die entgegengesetzte Mischung unserer Säfte — in einer Beziehung sind sie alle gleich. So wie zweimal zwei stets und überall vier ist, so findet ohne Ausnahme ein und dieselbe Beziehung zwischen allen Schicksalen und jenem sich selbst bestimmenden Willen Statt. Diese überall wiederkehrende Beziehung ist die, daß alle Schicksale ohne Unterschied von einer solchen Natur und Beschaffenheit sind, daß jener Wille jedem derselben die Bestimmung giebt, die er ihm geben will, jedes derselben durch sein Verhalten zu einem Ausdruck seiner richtigen Unterscheidung des Guten und des Bösen oder zu einem Ausdruck seiner Selbsttäuschung und Verschuldung machen kann. In dieser Beziehung ist jede Gabe, die dem Menschen zu Theil wird, ist jede Entsagung, die ihm zugemuthet wird, in dieser Beziehung sind alle Lebenserfahrungen durch-

aus gleicher Art; alle vergegenwärtigen nur in dem Menschen auf dieselbe Weise den Herrn seines Schicksals.

Nun, diese Selbstherrlichkeit des Geistes und das, dessen Erscheinung sie ist, jene schöpferische Kraft des sich selbst bestimmenden Willens kennen; derselben sich überall erinnern, wo wir einen Menschen sehen; sich dessen stets bewußt bleiben, daß sie gerade das sind, was den Menschen zum Menschen macht; in dieser Selbstbestimmung des Willens und seiner durch Nichts zu zerstörenden Herrschaft über sein Schicksal die Offenbarung des Ewigen im Menschendasein lieben und ehren — das heißt die Gleichheit als ein Grundgesetz des Gottesreichs erkennen; und je reiner der Mensch diese Gesinnung in sich herstellt, um so vollkommener wird sein Gebet, daß das Reich Gottes zu ihm komme, erfüllt.

2. In deinem großen Königreich ist Alles gleich, ist Alles recht. Die Gleichheit ist das erste Grundgesetz des Gottesreichs; das zweite ist die Gerechtigkeit.

Auch hier haben wir zunächst die Bedeutung zurückzuweisen, welche man gewöhnlich mit dem Wort Gerechtigkeit verbindet. Wie fest gegründet und wie weit verbreitet müßte die Herrschaft der Gerechtigkeit auf Erden sein, wenn Alle, die in ihrem Namen zu handeln behaupten, in der That für ihre Sache wirkten. Aber Viele von denen, welche diesen heiligen Namen am häufigsten im Munde führen, sind gerade diejenigen, die der Anerkennung der Gerechtigkeit im Leben der Menschen und in den Einrichtungen derselben die größten Hindernisse entgegensetzen. Wir meinen nicht nur jene, die um ihres persönlichen Vortheils willen das sittliche Gefühl zu verfälschen suchen, sondern auch diejenigen, nach deren Ansicht die Gerechtigkeit die Bestimmung hätte, zu belohnen und zu strafen. Der Mensch spielt stets eine traurige Figur, wenn er jenes lebendige und allmächtige Gesetz des Gleichgewichtes zwischen Ursachen und Wirkungen, jene ausnahmslose Gleichartigkeit zwischen Aussaat und Ernte durch *seine* Erfindungen, mit *seinen* Plänen und Entwürfen unterstützen zu müssen wähnt. Jedem das Seine! ist ein

schönes Wort. Damit dies Gesetz aber wirklich in Ausführung komme und Niemand zu Gunsten eines Anderen beeinträchtige, bedarf es jener nie irrenden Unparteilichkeit, jener vollkommenen Selbstvergessenheit, die der Natur in aller ihrer Wirksamkeit eigenthümlich ist. Und dieser Charakter geht dem menschlichen Handeln durchaus ab, nicht nur wenn er zu belohnen und zu strafen sich anmaßt, sondern auch wenn er sich für berufen hält, für die richtige Vertheilung der Güter mitzusorgen, als ob die Natur allein ohne die Hilfe seines Auges damit nicht zu Stande käme. Der Mensch hilft ohne Zweifel auch in dieser Beziehung die Gedanken der ewigen Ordnung verwirklichen, aber stets ohne zu wissen, wie und wodurch; sobald er den Rücksichten folgt, die seinem bewußten Einwirken auf die Außenwelt zu Grunde liegen, muß er diesen Zweck der Natur verfehlen. Wenn ich den Maßstab des Eigenthums zur Hand nehme, um Jedem das Seine zukommen zu lassen — es giebt ja, Gott sei Dank, im Leben aller Menschen Zeiten, in denen sie, ohne Kinder oder Diebe zu sein, den Unterschied des Mein und Dein vergessen — wenn diese Zeiten aber für mich vorüber sind, und meine Beurtheilung der Personen und Verhältnisse von dieser Unterscheidung des Mein und Dein wieder ausgeht, dann bestimme ich Jedem das Seine nicht eher, als nachdem ich das Meine bestimmt, dann theile ich Jedem das Seine nur von dem zu, was übrig bleibt, nachdem ich das Meine vorher zurückgelegt. Was dem Menschen auf diesem Wege am leichtesten zu Theil wird, wissen wir; es ist Unruhe und Mißtrauen, Haß und Streit; es sind Prozesse für den Einzelnen und Kriege für die Völker. Die Gerechtigkeit ist es nicht, die auf diesem Wege zu finden ist.

Um die Gerechtigkeit des Gottesreichs zu erkennen, gehen wir auf jenes Wort zurück, mit dem Jesus den Ehrgeizigen unter seinen Jüngern eine Bahn eröffnete, auf der Jeder die höchste Ehre erwerben kann, ohne dabei auf irgend eine Weise seinen Nächsten zu belästigen. Wer groß sein will, sagt er, der lerne dienen; wer Allen d. i. wer dem Gemeinwesen, den allgemeinen Interessen der

menschlichen Gesellschaft dient, der ist der größte im Reiche Gottes. Diese Gerechtigkeit ist auf das Gesetz der Gegenseitigkeit in der Natur gegründet, welches darin besteht, daß alle Einzelnen wie Glieder eines Leibes zusammenhängen, daß eines Jeden natürliche Begabung und Ausstattung auf das Wohl und Gedeihn des Ganzen berechnet ist. Wenn unser Blick auch wie der jener Jünger noch so befangen und ungeübt zugleich ist, daß er jedes Ding stets nur von einer Seite betrachten kann, und die andere ihm stets verborgen bleibt, so können wir doch mit der Erkenntniß dieses Gesetzes der Gegenseitigkeit einen Anfang machen. Haben nicht gerade diejenigen, deren geistiger Beschränktheit die Harmonie der Schöpfung sich überall in die feindlichen Gegensätze des Großen und des Kleinen, der Stärke und der Schwäche, der Macht und der Ohnmacht zu verlieren scheint, dennoch, getrieben von dem so oft nur unbewußt wirkenden, aber nie zu zerstörenden Gefühl der Wahrheit, das Wort Großmuth geschaffen? Folgen wir diesem Zuge unseres eigenen Herzens, der uns mit innigem Wohlgefallen bei dem Bilde des mächtigen Baums verweilen läßt, welcher sich nicht zu hoch hält, um dem Epheu, der sich an ihm emporrankt, zur Stütze zu dienen! Folgen wir diesem Zuge unseres Herzens, wie ihm jene rohen Zeitalter gefolgt sind, die sich bei der Stärke nichts als die Faust und das Schwert vorzustellen vermochten, und in denen der Ritter mit seiner Eisenrüstung, das vollendete Bild mittelalterlicher Kraft, sich dessen doch sehr wohl bewußt war, daß der Beruf des Starken der Schutz des Schwachen ist, und beim Eintritt in seinen Stand deshalb das besondere Gelübde ablegte, den Wittwen und den Waisen und der unterdrückten Unschuld überall ein Schirm und Hort zu sein! Je bereitwilliger wir diesem Zuge unseres Herzens folgen, um so schneller werden wir erkennen, daß das Vermögen, zu helfen, nicht durch die Geburt und die Gunst der Umstände dem Einen verliehen und dem Anderen durch sein Schicksal versagt ist, daß der Beruf, zu helfen, nicht der Beruf eines besonderen Standes ist, daß die Natur in Bezug auf die Hilfe, die Einer dem An-

deren gewähren kann, von der Eintheilung der Menschen in Starke und Schwache Nichts weiß, sondern daß Jeder, wie man ihn gerade ansieht, bald stark bald schwach zu nennen ist, daß ein und derselbe Mensch, der in einer Hinsicht helfen kann, in anderer der Hilfe selbst bedarf, daß das Gesetz der Gegenseitigkeit des Gebens und Empfangens auch in der Welt der Menschheit allgegenwärtig ist. Diese Gegenseitigkeit des Gebens und Empfangens erkennen; erkennen, daß auch der Gebietende nicht mehr geben kann, als er von denen empfängt, die seinen Befehlen folgen, daß auch der Erzieher dem Kinde nicht mehr geben kann, als er von ihm empfängt, dies heißt die Gerechtigkeit des Gottesreichs erkennen. Daß dieses heilige Gesetz der Gegenseitigkeit Vielen so befremdend klingt, ist sehr erklärlich; denn freilich wird eben nach diesem Gesetz Jeder sich des Empfangenen nur in dem Grade bewußt werden, wird Jeder das Empfangene nur in dem Maße für sich nutzen können, als er selbst die ihm zu Theil gewordene Aufgabe wirklich erfüllt, d. h. nur in dem Maße, als er selbst zu dienen und zu geben versteht; und wie gering ist noch immer die Zahl der Freunde und Jünger dieser Kunst des ungezwungenen Gebens und des freien Dienens! Bei der oberflächlichen Auffassung des Gebens, die Alles auf Thaler und Groschen zurückführen zu können wähnt, ist es unmöglich, von der Gegenseitigkeit des Gebens und Empfangens Etwas zu verstehn. Die Rechenkunst hilft zu dieser Erkenntniß Nichts, für die gerade das wichtig ist, was sich nicht bezahlen läßt. Es ist hier überhaupt nicht von den einzelnen Gaben die Rede, zu denen wir durch zufällige Veranlassungen aufgefordert werden. Wenn ein Arbeitgeber den Lohn erhöht, so wollen wir das nicht verachten, selbst wenn er es nicht aus freiem Antrieb, sondern durch die Verhältnisse gezwungen thut; so hat gewiß auch jeder Beitrag zur Beseitigung der Noth seinen Werth, selbst dann, wann er ohne Concerte nicht hervorzulocken gewesen wäre. Diese Dinge haben ihren Werth; aber sie sind nicht Zeichen des Gebenwollens und Gebenkönnens, in dem die Gerechtigkeit des Gottesreichs besteht, sonst müßte man ja stets

die Voruntersuchung anstellen, ob derjenige, den man an diese Gerechtigkeit erinnert, auch genug dazu hat. Um Nichts von dem, was wie Geld und Geldeswerth und einzelne besondere Fähigkeit im Preise steigt und fällt, je nachdem die Nachfrage größer oder geringer ist, um Nichts von diesem Allen kümmert sich die Gerechtigkeit des Gottesreichs; sie bezieht sich allein auf das, dessen Werth von keiner wechselnden Nachfrage abhängt, sondern umgekehrt den wahren Werth aller einzelnen Lebensäußerungen bestimmt, auf das, was der Mensch durch richtige Unterscheidung des Bösen und des Guten aus sich selbst gemacht hat. Auf Grund dieser Arbeit an sich selbst ist der Mensch treu und zuverlässig, frei von den Vorurtheilen seines Standes und der öffentlichen Meinung, sicher gegen die Täuschungen der Begierde und der Eitelkeit, sicher gegen die Versuchungen heiterer und trüber Tage, voll Lust und frohen Muthes zu allem Guten, überzeugt, daß auch die schlechteste Gesellschaft ihn nicht hindern kann, für die Wahrheit zu wirken, unermüdlich, das Böse zu entdecken, wie es sich auch verstellt, und von unerschöpflicher Kraft, das Böse zum Guten zu wenden. Dies ist dann sein göttliches Wesen; und indem er in Allem, was er unternimmt, bei jeder Arbeit und in jedem Umgang, in seinem Denken, Streben und Empfinden dieses sein göttliches Wesen offenbart, giebt und gewährt er das, dessen Alle auf gleiche Weise bedürfen. Dieser aufrichtige, treue Sinn, dieser freie und sichere Geist, dieser unerschütterliche Muth ist das Einzige, womit der Einzelne den allgemeinen Interessen der menschlichen Gesellschaft in Wahrheit dient. Dahin streben, daß man dies zu geben hat, heißt das Gesetz der Gegenseitigkeit erfüllen; der allein, welcher in diesem Sinn gerecht ist, kann wirklich seinen Brüdern helfen.

Nach dem Gesetz der Gleichheit ist Jeder ausgerüstet mit derselben Kraft der Selbstbestimmung, ist das Schicksal eines Jeden so geordnet, daß dieser sich selbst bestimmende Wille sich überall bewähren und bethätigen kann; nach dem Gesetz der Gerechtigkeit steht Geben und Empfangen in Wechselwirkung und im Gleichge-

wicht. Je reiner und würdiger das, was wir in Wahrheit allein unser nennen können und deshalb allein zu geben haben, nämlich das Leben unseres Geistes ist, um so mehr empfangen wir von den Gütern des ewigen Lebens, um so reicher werden wir an Erkenntniß Gottes und an seinem Frieden. Wer hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe! In dieser Erkenntniß des Gottesreichs, die den Menschen auf sich selbst und in sein Inneres zurückführt, wollen wir uns immer mehr befestigen, damit die Theilnahme an den kirchlichen Reformbestrebungen der Gegenwart, welche die Erhaltung der Gewissens- und Lehrfreiheit zum Zweck haben, und die Gründung der neuen Gemeinde, zu der wir uns vereinigt haben, um uns einen gemeinsamen Boden für die Erkenntniß der Wahrheit zu schaffen, nicht auch uns zu der Versuchung werde, über dem Aeußeren das Innere zu versäumen. Die äußeren Veränderungen im kirchlichen Leben, die wir mit herbeigeführt, sind hervorgegangen aus dem Wunsche, aus einem kirchlichen Verbande auszuscheiden, in dem es uns nicht gestattet war, unsere religiösen Angelegenheiten selbständig zu ordnen und zu verwalten, und aus dem Verlangen, unser Streben nach Erkenntniß durch Zusammenwirken mit Gleichgesinnten gefördert zu sehn. Ist unser Unternehmen aber auf diese Weise auch vollkommen gerechtfertigt, so wird es doch nur dann die erwarteten Früchte tragen, wenn unsere Bestrebungen immer entschiedener auf die Erfüllung jener Gesetze der Gleichheit und Gerechtigkeit gerichtet werden, welche die ewige Verfassung des Gottesreichs bilden. Zur Verbreitung dieses Gottesreichs in der Welt trägt der bloße Trieb, Neues zu schaffen und zu gestalten, tragen ihm entsprechende Worte, Geberden und Veranstaltungen allerlei Art Wenig oder Nichts bei. Keiner kann ungeachtet aller Anstrengungen Anderen Etwas geben, wenn es in ihm selbst noch nicht lebt; was aber in ihm wirklich lebt, das kann nicht verborgen bleiben. Das sei also das Einzige, wonach wir streben, daß in uns Licht werde, wo noch Finsterniß in uns ist, und daß was in uns noch todt ist, endlich zum Leben erwache! Amen.

11.

Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden.

Der Anfang des Vaterunser hilft uns die Frage beantworten, was Wahrheit ist. Die Heiligung des Gottesnamens und das Streben nach dem Gottesreich, jene als Selbsterkenntniß und geistige Selbstbefreiung, dieses als Erfüllung der Gesetze der Gleichheit und Gerechtigkeit aufgefaßt, bilden für uns das Wesen der Wahrheit. Die nächsten Worte in dem Gebet unseres Meisters heißen: Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. Diese Worte versetzen uns auf ein durchaus anderes Gebiet der Betrachtung, als der erste Theil des Gebets, der uns bisher beschäftigte. Nach Beantwortung der Frage, was der Wille Gottes ist, werden unsere Gedanken auf die andere Frage gerichtet, wo dieser Wille Gottes geschieht. Wir werden aufgefordert, uns klar zu machen, welches die Schöpfung ist, in der die Wahrheit sich offenbart und verwirklicht, welches so zu sagen der Schauplatz der Wahrheit ist.

Wir können diese Frage als eine Prüfung ansehn, der unsere Erkenntniß des Wesens der Wahrheit unterworfen wird. Den Worten und Gedanken, durch welche die Menschen sich über das Wesen der Wahrheit mit einander zu verständigen pflegen, schenkt man leicht seinen Beifall; aber der Beifall ist keineswegs überall der Beweis eines vollkommenen Verständnisses. Gerechtigkeit, Liebe, Freiheit, Ordnung, Friede, in denen man das Wesen der Wahrheit sucht, scheinen an sich klar zu sein; und doch ergiebt sich, wenn das Gespräch über diesen Inhalt der Wahrheit fortgesetzt wird und auf das Wo? Wann? und Wie? eingeht, gewöhnlich sehr bald, daß die Uebereinstimmung zwischen denen, die einander sehr wohl verstanden

zu haben glaubten, nur eine scheinbare gewesen ist. So meinten die Jünger zu wissen, was der Gedanke des Gottesreichs, auf den Jesus bei der Betrachtung der Wahrheit so oft zurückkam, nach der Auffassung des Meisters zu bedeuten habe, bis jene Frage, die sie über die Verwirklichung desselben noch in den letzten Tagen an ihn richteten, ihnen Gelegenheit bot, sich zu überzeugen, wie sehr ihre Vorstellungen über diesen Gegenstand von den seinigen abwichen. Wann wirst du das Gottesreich aufrichten? fragten sie; wann wird die Gerechtigkeit, deren Gesetze du verkündest, zu einer Macht werden, die auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens ihren Einfluß übt? Sie hatten also angenommen, daß diese Veränderung in der Geschichte der Welt, der sie mit Ungeduld entgegensahen, vorausbestimmt, daß Jahr und Tag für den Eintritt derselben genannt werden könnte; und es wird sie sicher nicht wenig befremdet haben, als Jesus ihnen antwortete, er wisse es nicht, und Niemand könne wissen, an welchem Orte und zu welcher Zeit diese äußere Reform der Gesellschaft beginnen werde. Indem er zur Begründung dieser Behauptung an das wahre Wesen der Wahrheit und ihrer Gemeinschaft erinnerte und auf die Grenze zwischen der Schöpfung der Freiheit und der der Nothwendigkeit hinwies und ausführte, wie zwar vorauszuberechnen sei, wann die Sonne oder der Mond sich verfinstern werde, auch Manches von dem, was auf der Erde durch Menschen geschehen müsse, gleichsam in den Sternen geschrieben stehe, doch sogar die vollständigste Kenntniß der Naturgesetze, die in und außer dem Menschen wirken, nie das Geringste dazu beitragen könne, um diejenigen Veränderungen vorauszusagen, die allein durch den sich selbst bestimmenden, in dieser seiner Selbstbestimmung an die Verkettung der Ursachen und Wirkungen nicht gebundenen Willen herbeigeführt werden, so mußten sich die Jünger überzeugen, daß sie nicht nur über Zeit und Ort des Gottesreichs anders als Jesus gedacht hatten, sondern daß auch ihre Vorstellungen über das Wesen der Wahrheit der Berichtigung bedurften.

Dasselbe wiederholt sich überall. So klar und sicher wir auch

zu erkennen glauben, daß das Wesen der Wahrheit nicht in dem Glauben an irgend welche Geheimnisse und Wunder, sondern in Freiheit und Gerechtigkeit, in Ordnung und Friede bestehe, so innig wir uns durch diese Lehre befriedigt, so lebhaft wir uns durch dieselbe zu neuem Streben angeregt fühlen mögen: es kann dennoch auch unter diesen Worten und Gedankenbildern der alte Aberglaube sich noch verbergen, von dem wir uns zu befreien wünschten. Das Nächste, was wir thun können, um uns gegen diese Täuschung zu sichern, besteht darin, daß wir prüfen, ob wir, die wir über das, was die Wahrheit an sich ist, mit einander einverstanden sind, auch über Zeit und Ort ihrer Offenbarung und Verwirklichung uns verständigen können. Stimmen wir über diesen letzten Punkt nicht überein, so ist auch unsere Uebereinstimmung über den ersten nur eine Täuschung, so hat der Eine oder der Andere von uns auch bei seiner Vorstellung von dem Wesen der Wahrheit sich durch Verwechselung der Freiheit und Nothwendigkeit noch einen Irrthum zu Schulden kommen lassen, dessen Beseitigung zu dem Gelingen seines Strebens nach Erkenntniß unerläßlich ist. Dieser Rückblick auf die Ergebnisse unserer früheren Betrachtungen wird uns um so leichter werden, als in ihnen schon vorausgesetzt und häufig angedeutet ist, wie ich das Gebet, daß der Wille Gottes wie im Himmel, so auf Erden geschehe, verstehn zu müssen glaube.

1. Wir wollen uns zuerst vergegenwärtigen, wie sich zu dem Sinn und der Erfüllung dieses Gebets die herrschenden Meinungen verhalten. Von allen Vorstellungen, welche der Mensch mit dem Namen der Gottheit verbindet, ist die älteste und allgemeinste die einer höheren Macht. Sobald der Mensch sich überzeugte, daß die Absichten, die er seinen Göttern zugeschrieben, nicht in Erfüllung gingen, gerieth der Glaube an diese Götter selbst in Verfall; man übertrug die den Händen der Götter entfallene Herrschaft auf ein über ihnen stehendes Schicksal. Als der Mensch sich zum Glauben an einen Gott erhob, ward ihm die höchste Macht zugeschrieben; so er spricht, hieß es, so geschieht es, so er gebietet, so steht es da.

Als man endlich erkannte, daß der Wille der Gottheit auf nichts Geringeres als auf Wahrheit und Gerechtigkeit gerichtet sein könne, war damit zugleich die Ueberzeugung gegeben, daß in der Schöpfung ein Reich bestehe, in dem Nichts geschieht, was nicht von der Herrschaft der Gerechtigkeit und Wahrheit zeugt, eine Gemeinschaft von Wesen, die nicht nur durch Schicksalszwang diesen Gesetzen unterworfen wären, sondern in freiem Gehorsam ihnen dienten. Im Anschluß an die religiösen Ueberlieferungen der vorchristlichen Zeit, die der Gottheit den Himmel zur Wohnung anwiesen, dachte man sich dies Reich des Guten als die Gemeinschaft der himmlischen Heerschaaren, als die Gemeinschaft von Geistern, welche die Wohnung des Himmels mit der Gottheit theilten. In Bezug auf die Stellung der Erde oder des Menschengeschlechtes zu dieser göttlichen Herrschaft beschränkte man sich darauf, die Erfahrung sprechen zu lassen; auch die Propheten, die vom Himmel Botschaft brachten, hielten sich an das, was die Erfahrung sie lehrte, wenn sie erklärten, daß der Wille Gottes durch die Menschen nicht geschehe. Nichts lag ihnen ferner als die Behauptung, daß der Wille Gottes auf Erden nicht erfüllt werden **könne**. Sie bezeichneten die Herrschaft des Bösen auf der Erde als einen Abfall der Menschen von Gott; sie machten die Menschen dafür verantwortlich; sie fügten ihren Anklagen Verheißungen hinzu, die von der Hoffnung auf die Rückkehr der Menschen zum Gehorsam gegen Gott eingegeben waren; sie gingen also überall von der Ansicht aus, daß der Wille Gottes wie im Himmel, so auf Erden geschehn **könne**. Erst als man sich unter dem Einfluß der kirchlichen Lehren daran gewöhnt hatte, den Menschen mit seiner Geburt durch die Einwirkung einer feindlichen Macht für ausgeschlossen von der Gemeinschaft mit Gott zu halten und das katholische Kirchenthum als das einzige Mittel zur Wiedervereinigung der Menschen mit Gott anzusehn, begann mit dem Verfall des Glaubens an diese Kirche **die** Meinung von dem Verhältniß des Menschen zu Gott sich auszubilden, die gegenwärtig allgemein verbreitet ist. Die Ohnmacht der Kirche war seit dem

Reformationszeitalter eine Thatsache, die sich nicht bezweifeln ließ; die Hoffnung auf die Verwirklichung des Gottesreichs durch die Kirche, welche für die allein mögliche gegolten, erwies sich als eine Täuschung; das Einzige, was den Glauben an die Kirche überlebte, waren einzelne Lehren derselben, unter anderen jene, daß die Menschen durch ihre Geburt selbst von der Gemeinschaft mit Gott ausgeschlossen seien. Die besonderen Ausdrücke des Sündenfalls und der Erbsünde, in welche diese Lehre eingekleidet war, verwarf man freilich auch, aber eben nur die Ausdrucksweise; der Gedanke selbst blieb, und er war in dem neuen Kleide, das er erhielt, so schwer wiederzuerkennen, daß selbst die heftigsten Gegner des kirchlichen Glaubens sich zu ihm bekannten, ohne zu ahnen, daß ihre Vorstellung von der nothwendigen Beschränktheit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur nichts als eine Erbschaft des ihnen so verhaßten Aberglaubens sei, und daß sie durch die Verbreitung dieser Vorstellung selbst die Absichten ihres Gegners unterstützten. Dieses Vorurtheil von der nothwendigen Unvollkommenheit der menschlichen Natur ist gegenwärtig die Grundanschauung geworden, auf welche die Meisten von den verschiedensten Ausgangspunkten des Denkens endlich zurückkamen, ist heute der einzige Glaubensartikel, in dem sich selbst diejenigen, die sich in allen übrigen Ansichten als unversöhnliche Gegner gegenüberstehen, doch die Hand reichen, der einzige Glaubensartikel, in dem der Weltmann und der Schwärmer, der Gläubige und der Spötter, der Rationalist und der Frömmler vollkommen mit einander übereinstimmen.

Fragen wir uns nun, welche Vorstellung diejenigen, die eine religiöse Richtung des Gemüthes nicht gänzlich aufgegeben, bei einer solchen Ansicht vom Menschenleben mit den Worten unseres Gebets verbinden können, daß der Wille Gottes wie im Himmel, also auch auf Erden geschehe! Der Himmel ist ihnen das Bild der göttlichen Gegenwart, die durch Nichts getrübte Offenbarung göttlicher Vollkommenheit; die Erde, die Wohnung des Menschen, ist für sie nicht ein Ort in diesem Himmel, sondern liegt außerhalb desselben;

sie ist durch das Schicksal dazu bestimmt, ein Bild der Unvollkommenheit zu sein und zu bleiben. Glauben sie mit ihren Begriffen wenigstens über die Wirklichkeit hinausgehn und ein reines Bild des Guten entwerfen zu können, so müssen sie hinzusetzen, daß dies Gute übermenschlich d. h., wenn sie nicht mit Worten spielen, im Widerspruch mit der Natur des Menschen sei und höchstens durch ein Wunder äußerlich zum Schein mit menschlicher Gestalt umkleidet werden könne, daß die Natur des Menschen an sich durch die Nothwendigkeit an den Irrthum und das Böse gebunden sei. Jenes Gebet fließt aus dem Glauben an die Versöhnung des Himmels und der Erde. Sie sind von der Unmöglichkeit dieser Versöhnung überzeugt. Sprechen sie die Worte jenes Gebets dennoch mit und suchen sie es mit ihrem in solcher Ueberzeugung wurzelnden Gedankenleben zu verschmelzen, so werden sie nie jener gefährlichen Täuschung entgehn, welche den Zwiespalt der Sele mit salbungsvollen Worten und Geberden zu verdecken sucht. Während ihre Lippen sprechen: Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden, spricht eine Stimme in ihnen: Es kann nicht sein. Und selbst, wenn ihre Sele in dunkeler Erinnerung an die Verwandtschaft mit dem Geist des Glaubens und der Liebe, der in diesen Worten weht, sich aufrichtet, um ihm zu folgen, so ist die Hoffnung, an die sie sich halten will, für sie nichts als ein Schatten, der vorüberfliegt, und der Gedanke der Trennung alles Irdischen und Menschlichen von Gott, in den sie zurücksinkt, wird um so schmerzlicher und verwirrender für sie sein. Ob der Mensch auch, um diesem Gefühl der Verbannung und des Elends seinen Stachel zu nehmen, sich damit zu trösten sucht, daß es verschiedene Stufen der Unvollkommenheit gebe, daß ihm die Kraft verliehen sei, dem Abgrund des Bösen, in den sie hinabreichen, sich zu entreißen und, eine Stufe nach der anderen erklimmend, sich immer mehr dem Guten und Vollkommenen zu nähern, und daß die Erde wenigstens eine Vorbereitungsanstalt für den Himmel sei; so bleibt es doch wahr, daß auch das am wenigsten Unvollkommene ganz und gar

außer dem Gebiet der Vollkommenheit liegt, und daß, wenn der Mensch durch sein Schicksal von den Grenzen der Unvollkommenheit eingeschlossen wird, es ihm, was er auch thue, unmöglich ist, den Willen Gottes hier auf Erden so zu erfüllen, wie es den Bewohnern des Himmels vergönnt sei.

2. Wir haben die Vorstellung von der nothwendigen Unvollkommenheit der menschlichen Natur wiederholt als ein Vorurtheil bezeichnet. Was giebt euch ein Recht dazu? wird man uns fragen. Zur Widerlegung jener Ansicht, die man von uns mit dieser Frage fordert, gehört nichts als ein sich Besinnen auf die unverkennbaren Unterschiede, die zwischen den Dingen bestehen. Ließe sich das Vorurtheil so leicht ablegen, als widerlegen, so wäre den Menschen bald geholfen. Welche Art von Vollkommenheit und Unvollkommenheit ist es, bei der von der Erfüllung des göttlichen Willens allein die Rede sein kann? Verlangt der Wille Gottes Beweise von größerer Stärke, als die Muskeln und Sehnen des Menschen nach ihrer jedesmaligen Beschaffenheit zu geben im Stande sind? Verlangt der Wille Gottes von uns, daß wir das Gefühl verläugnen, über den Tod unserer Freunde lachen und darüber weinen, wenn man uns Liebe und Vertraun erweist? Verlangt der Wille Gottes von uns Kenntniß und Wissenschaft, die über die Grenzen unseres gegenwärtigen Gesichtskreises hinausreichen? Verlangt der Wille Gottes von dem Jünglinge, daß er wie ein Greis das Leben ansieht, oder von dem Weibe, daß es die Natur des Mannes annimmt? Kurz, verlangt der Wille Gottes von irgend Jemand, daß er etwas Anderes wird, als er seiner Natur nach ist? Jeder, der bei gesundem Verstand ist, sagt: Nein. Der Wille Gottes richtet seine Forderungen stets an den Willen des Menschen allein, stets ausschließlich darauf, daß der Mensch sich für das entscheide, was er für das Rechte hält, daß er von den beiden Bahnen, welche sich bei jeder Gelegenheit aufs Neue vor den Blicken seines Geistes öffnen, nie die des Bösen wählt. Die Vollkommenheit, welche Gott von uns fordert, besteht darin, daß wir unserem Gewissen folgen,

die Unvollkommenheit darin, daß wir den Rath desselben verachten. Gott fordert, wo ein über Böses und Gutes bestimmender Wille lebt, nie mehr, aber auch nie weniger von ihm, als daß er sich seiner Natur gemäß bestimme. Giebt es nun für diesen Willen besondere Orte und Zeiten, die ihm günstiger oder ungünstiger sind, die ihm seine Arbeit erschweren oder erleichtern? Bedarf er des Tageslichtes, um über seinen Nächsten ein gerechtes Urtheil zu fällen? Oder rettet ihn die Nacht vor selbstsüchtigen Gedanken? Wird es ihm an der Stelle, an der die Erde am weitesten von der Sonne entfernt ist, schwerer, dem Gesetz der Gerechtigkeit zu folgen? Oder ist er frömmer, wenn die Erde in ihrem Lauf ihn auf die Stelle geführt hat, wo sie und er der Sonne am nächsten sind? Es wird Niemand einfallen, diese Fragen bejahn zu wollen, sondern Jeder weiß, daß Ort und Stunde, die Veränderungen, die nach dem Gesetz des Raums und der Zeit mit unserem Fleisch und Blut, unserem Vorstellen und Empfinden vorgehen, den Willen des Menschen weder gerecht noch ungerecht zu machen im Stande sind, daß der Wille, der zwischen Gutem und Bösem wählt, dadurch, daß sein Leib um einige Zoll größer oder kleiner, um einige Pfund leichter oder schwerer ist, nie in seinen Entschließungen bestimmt werden kann, daß jedes von beidem, einerseits der sich selbst bestimmende Wille, andererseits Leib und Sele durchaus nach seinen eigenen Gesetzen lebt. Von welcher dieser beiden Ordnungen des Lebens sprechen wir nun, wenn von dem Unterschied der Erde und des Himmels in Bezug auf den Menschen die Rede ist? Als die Grenze, welche die Erde und den Himmel scheidet, wird uns der Tod bezeichnet. Der Tod ist eine Veränderung, die mit dem Körper sich zuträgt und nie durch etwas Anderes als dasjenige, was nach leiblichen Gesetzen wirkt, herbeigeführt wird, sei es eine Krankheit, sei es ein Messer oder eine Kugel, welche den Tod bringt. Wie die Ursachen, so die Wirkungen. Wer es sich also nicht versagen kann, nach den Veränderungen zu fragen, die dem Tode folgen, und wem zur Beantwortung dieser Fragen der Schauplatz der Erde nicht ge-

nügt, wer es für förderlich hält, in jener unbekannten Welt der Dinge, die er den Himmel nennt, mit seinen Gedanken umherzuschweifen, der thue es; nur vergesse er wenigstens nicht, welche Art von Veränderung es ist, mit der sein Sinnen und Träumen sich beschäftigt; er vergesse nicht, daß die Wirkungen des Todes und die Veränderungen, zu denen er Raum schafft, nie die Grenzen des sinnlichen Daseins, das nach den Gesetzen des Raums und der Zeit geordnet ist, überschreiten, nie den Willen mit der Liebe zum Göttlichen erfüllen oder ihr abwendig machen können; er vergesse nicht, daß, wie er sich auch den Himmel vorstelle, derselbe ebenso unfähig als die Erde ist, den sich selbst bestimmenden Willen mit einer Vollkommenheit auszustatten, die dieser sich nicht selbst giebt, daß das, was der Wille Gottes von dem Willen des Menschen fordert, und das, wodurch der Wille des Menschen dieser Forderung zu entsprechen im Stande ist, von dem Gegensatz des Himmels und der Erde nie berührt werden kann. Der Wille Gottes kann auf der Erde ebenso vollkommen als im Himmel geschehn. Es giebt in Bezug auf die Erfüllung des Gotteswillens zwischen Himmel und Erde keinen Unterschied. Der Wille Gottes muß im Himmel ebenso wenig als auf Erden geschehn.

3. So einfach aber die Betrachtungen sind, durch die wir uns davon überzeugen können, daß die Vollkommenheit, die Gott von dem Menschen fordert, gänzlich außer dem Bereich der Erscheinungen liegt, welche der Mensch Erde und Himmel nennt, so sind die Meisten dennoch außer Stande, diese Ueberzeugung zn einem sicheren Eigenthum ihres geistigen Lebens zu machen. Woher kommt es, daß die meisten Menschen die Grenze immer wieder vergessen, die Verstand und Erfahrung zwischen Freiheit und Nothwendigkeit ziehen, und immer wieder in das Vorurtheil zurückfallen, nach welchem sich im Himmel der Wille Gottes vollkommener als auf der Erde erfüllen lassen soll? Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß der Mensch zur Berichtigung seiner sittlich-religiösen Vorstellungen nie durch Unterricht, nie durch Gründe, die seinen Verstand ge-

fangen nehmen, sondern stets nur durch das Zeugniß seines eigenen Lebens und seiner eigenen That gelangen kann. So lange er die Gerechtigkeit verläugnet und Unrecht thut, so lange er sich mit der Richtung seines Willens vom Guten abwendet: so lange muß er die Macht und Wirklichkeit des Guten, die er in sich selbst nicht wahrnimmt, in einer Ferne suchen, die ihm unerreichbar ist. Das Gewölbe des Himmels ist für ihn das bezeichnendste Bild einer solchen unerreichbaren Ferne; und indem er, durch sein Gewissen genöthigt, das Gute, dessen Bild seine Schuld ihm immer weiter entrückt, doch zugleich auf sich selbst beziehn muß, verwandelt er den Himmel, das Bild der örtlichen Entfernung, in das Bild der Zukunft, die zwar seine eigene, aber, so lange er auf der Erde lebt, eine ihm noch unbekannte Zukunft ist.

Wie hartnäckig der Mensch auch jeden Rath des Gewissens zurückweist, wie weit er auch in seinem bewußten Handeln den Mißbrauch der Freiheit treibt: die Anlage zur Selbstbestimmung in ihm ist unzerstörbar und offenbart sich überall in seinem Denken und Empfinden, seinem Suchen und Fliehn, Lieben und Hassen, offenbart sich, selbst wenn er ihr Gesetz wissentlich übertritt, wenigstens unbewußt und unwillkürlich. Für den Bösen ist die Unterscheidung von Recht und Unrecht eine unerschöpfliche Quelle von Unruhe, Sorge, Furcht und Angst; aber abgewöhnen kann er sich die Unterscheidung von Recht und Unrecht nicht. Für ihn ist nichts unangenehmer, als die Erinnerung an die Schranken, in die seine Willkür eingeschlossen ist; aber vergessen kann er nicht, daß es eine höhere Macht giebt, gegen welche sein Streben Nichts vermag, daß es einen Gott giebt, der wider ihn ist, und der seinen Willen ausführt. Der Glaube an die Macht und Wirklichkeit des Guten ist ihm zur Last; aber entziehn kann er sich demselben nicht. Der einzige Unterschied zwischen dem Bösen und dem Guten besteht hiebei darin, daß der Böse die Macht der Gottheit überall, nur nicht in sich selbst als eigene Macht, als eigene Willensstärke wiederfindet, daß er sie in dem, was am weitesten von ihm entfernt ist, in den Gestirnen des

Himmels, in den weltgeschichtlichen Schicksalen des Völkerlebens am deutlichsten zu erkennen meint, während der Gute den einzig sicheren Ausgangspunkt für die Erkenntniß dieser göttlichen Macht wählt, indem er sie vor Allem da empfindet und wahrnimmt, wo allein das Glauben zum Schaun, das Rathen und Vermuthen zur unwiderleglichen Erfahrung werden kann, nämlich in sich selbst, in seinem sich selbst bestimmenden Willen, der seine göttliche Kraft dadurch offenbart, daß er das Gesetz der Gerechtigkeit in der Schöpfung seines inneren Lebens verwirklicht und in seinem Geist eine Welt entstehn läßt, in welcher dieselbe Einheit, Harmonie und Ordnung herrscht, als in der Welt, die ihn umgiebt.

Es verhält sich mit dem Auge des Geistes wie mit dem des Leibes. Das leibliche Auge darf sich nur öffnen, um die unendliche Fülle der Gestalten zu sehn, die auf Erden und am Himmel vor ihm ausgebreitet ist; um sich aber selbst zu schaun, bedarf es eines Spiegels; und in manchem Spiegel erblickt das Auge die eigene Gestalt nur in der seltsamsten Verzerrung. So schaut das Auge der Vernunft das Bild einer höheren Macht und ewigen Ordnung überall in den Erscheinungen der Natur und in den Schicksalen des Menschenlebens, die denselben Gesetzen folgen; aber auch das Auge der Vernunft muß, um sich selbst zu betrachten, in einen Spiegel sehn, und der Spiegel, der ihm dazu gegeben worden, ist eben die unsichtbare Welt der Selbstbestimmung. Von dem Bilde, das uns in diesem Spiegel entgegentritt, hängt unser Urtheil über die Natur des Menschen ab. Findet der Mensch hier Widerspruch, Unordnung, Zwiespalt, so verführt ihn das Bild dieser Mißgestalt zu dem Wahne, daß die Natur des Menschen zur reinen Darstellung des Guten unfähig sei; und so lange er durch den Mißbrauch der Freiheit seine Natur zu entstellen fortfährt, wird er trotz aller Gegengründe des Verstandes immer aufs Neue in diesen Wahn von der nothwendigen Unvollkommenheit des Erdenlebens zurücksinken und von der Zukunft im Himmel eine Vollkommenheit erwarten, für die es kein Gestern und Morgen, keinen Unterschied der Zeiten giebt. Nur wer

in dem Spiegel seines inneren Lebens das Bild der Liebe zur Wahrheit und der Treue in ihrem Dienst gefunden hat, nimmt die Ueberzeugung mit, daß der Gott, der das Wollen giebt, auch das Vollbringen nicht versagt, und wird deshalb auch stets aufs Neue von heiliger Zuversicht erfüllt werden, so oft er betet: Wie im Himmel, Vater, also geschehe Dein Wille auf Erden auch!

4. Laßt uns zum Schluß noch einige Augenblicke bei den Wirkungen verweilen, welche einerseits den Wahn von der nothwendigen Unvollkommenheit des irdischen Lebens und andererseits die in Jesus lebendige Erkenntniß begleiten, daß das heilige Gesetz der Gerechtigkeit an jedem Ort des unendlichen Raums, auf jedem Punkt der ewigen Zeit von dem sich selbst bestimmenden Willen in gleicher Vollkommenheit erfüllt werden kann. Wenn die Erde nach jener Ansicht der rechte Schauplatz für die Erfüllung des göttlichen Willens nicht sein soll, wenn das Leben auf der Erde, mit der Zukunft im Himmel verglichen, nur als ein Vorhof betrachtet wird, aus dem die Pforte des Todes in das Heiligthum der Wahrheit führt, nur als eine Vorbereitungsanstalt, in der das Streben nach Erkenntniß den Irrthum zu seinem unzertrennlichen Begleiter hat und eine reine Liebe ohne Selbstsucht unmöglich ist, wenn der Himmel für den einzigen Ort der Schöpfung gilt, über dessen Bewohner die ewige Güte die ganze Fülle ihrer Segnungen ausschütten kann; so ergiebt sich von selbst, mit welchen Empfindungen diejenigen, die sich zu einer solchen Ansicht bekennen, die Zeit ihrer irdischen Wallfahrt und die Zukunft nach dem Tode werden betrachten müssen. Ihre vorherrschende Stimmung würde die Sehnsucht nach dem Himmel sein, jede Abkürzung ihres Aufenthaltes an dem Ort der Entbehrung als eine Wohlthat angesehen, jede Aussicht auf eine Verlängerung ihres gegenwärtigen Lebens als eine Strafe empfunden werden müssen; der beste Freund wäre für sie der Tod. Auch hört man von ihnen wohl einzelne Aeußerungen, die auf eine solche Stimmung zu deuten scheinen. Betrachtet man aber das Bild ihres Lebens, ihre Wünsche und Bestrebungen und das, was sie in Folge

derselben thuen und treiben, so findet überall das gerade Gegentheil dessen Statt, was man erwarten sollte. Was sie Vorbereitung für den Himmel nennen, muß hundert wichtigeren Geschäften nachstehn; wann der Tod auch erscheinen mag, um sie in die Vollkommenheit des Himmels einzuführen, es dünkt ihnen stets zu früh; ja den Meisten wird die Trennung von der unvollkommenen Erde so schwer, daß sie Alles aufbieten, um diese Zeit so weit als möglich hinauszuschieben. So handgreiflich dieser Widerspruch mit sich selbst ist, so unvermeidlich ist er für Alle, die in dem Wahn von der nothwendigen Unvollkommenheit dieses Erdenlebens befangen sind. Der Geist des Menschen ist stets auf das Ganze gerichtet; seine Sele hängt von Natur an dem, was sich ihr als lebendige Gegenwart und Wirklichkeit erweist; Nichts hat für ihn einen Reiz, wovon er weiß oder zu wissen meint, daß er es nur halb thun könne. Gewöhnt er sich an die Vorstellung, daß das Gute für ihn auf der Erde von solcher Beschaffenheit ist, so wird die Lust und die Kraft zum Guten in ihm gelähmt. Soll das Gute zu gut für die Erde sein, so kann er nach der Einrichtung seiner Natur nur eine erzwungene, erheuchelte Verehrung vor ihm hegen; es kann das Verlangen seines Herzens nicht stillen; er wendet sich mit seiner Liebe den Gütern zu, die ihn nicht auf ein Jenseits vertrösten. In welcher Gestalt ihm auch das Böse nahe, sei es als Gold, als Ehre, als Sinnenlust: er ist jedem dieser Götzen zu dienen bereit, wenn er nur weiß oder zu wissen meint, daß die Früchte, die sie ihm verheißen, hier auf der Erde reifen. — Dieselben Wirkungen, welche die Vorstellung von der nothwendigen Unvollkommenheit des Menschen in der Entwickelung des Individuums äußert, wiederholen sich im öffentlichen Leben. Wenn man untersucht, wann und wie der Grund zu der furchtbaren Macht gelegt ist, über welche die materiellen Interessen in der Gegenwart gebieten, so wird man finden, daß der Umschwung der öffentlichen Meinung, der die Anfänge dieser Macht bezeichnet, zu derselben Zeit Statt gefunden hat, in der die gelesensten Schriftsteller die Lehre verkündigten, daß ein dem

heiligen Gebot der Pflicht wirklich entsprechendes Leben von der schwachen Natur des Menschen nicht zu fordern sei.

Wann wird die Zeit erscheinen, in welcher der Mensch sich dieses Glaubensbekenntnisses seiner Trägheit zu schämen anfängt und zu der Ueberzeugung zurückkehrt, welche Jesum beten hieß: Vater, dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden? Sein Glaube war: Gott ist Geist; er ist deshalb nicht nur dem Tempel in Jerusalem nie näher als irgend einem anderen Ort der Erde, sondern auch der Erde selbst ebenso gegenwärtig, als jedem anderen Ort des unendlichen Raums. Seine Gegenwart offenbart sich überall auf gleiche Weise in den ewigen Gesetzen des Weltalls, die im Wassertropfen und im Weltmeer, im Krystall und im Auge, im Sandkorn und im Sonnenlicht dieselben sind. Was haben die Worte besser und schlechter, in denen die wechselnde Empfindung des Augenblicks ihren Ausdruck sucht, mit diesen ewigen Gesetzen zu thun? Und wo es Wesen giebt, zu denen der Ewige spricht: ihr sollt heilig sein, wie ich heilig bin, da waltet in ihnen allen dieselbe Freiheit mit ihrer Möglichkeit des Irrthums und ihrer Nothwendigkeit der Selbstverurtheilung des Irrthums. Was sollen die Worte stark und schwach, die zum Ausdruck der äußeren, sich stets verändernden Erscheinung dienen, in Bezug auf die Kraft der Freiheit bedeuten, welcher die Schöpfung der unsichtbaren Welt der Gedanken übertragen ist, an die nie ein anderer Ruf ergeht, als zu urtheilen, zu richten, das Gute zu wählen, das Böse zu verwerfen, und für die es ebenso wenig, wenn sie irrt, als wenn sie den Willen des Ewigen erfüllt, ein Mehr oder Weniger geben kann. Was man sich auch bei dem Wort Himmel denkt: der Himmel kann für den Willen im Menschen, der das Gesetz der Gerechtigkeit in der Welt der Freiheit verwirklichen soll, nie etwas Anderes als eine Wohnung desselben, nie etwas Anderes als die Erde sein. Diese Ueberzeugung, daß das Geschlecht der Menschen nicht zu gering ist, um ein Gehilfe des Ewigen bei seinem Schöpfungswerk zu sein, diese Ueberzeugung, daß der Mensch keinem Wesen nachsteht in sei-

nem Beruf und seiner Kraft, Gott zu offenbaren und den heiligen Willen desselben zu erfüllen, diese Ueberzeugung, daß Alles, was der Mensch auf Erden thut, wenn es gut ist, für die Ewigkeit gethan worden, — sie ist das Feuer, welches Jesus anzuzünden gekommen war, das Feuer, welches seine Jünger mit einer Begeisterung, einer Siegesfreudigkeit, einem Todesmuth durchströmte, daß sie wie Göttergestalten über die Erde wandelten, und daß der Hauch ihres Mundes wie das Schöpfungswort des Ewigen mitten in einer durch Geiz und Wollust, durch Knechtschaft und Selbstverachtung dem Untergang verfallenen Welt die schlummernden Kräfte der Freiheit und der Liebe zu neuem Leben erweckte. Das konnten sie thun und haben sie gethan, weil sie mit Treue und Gewissenhaftigkeit sich durch allen Aberglauben ihrer Zeit hindurch gearbeitet hatten zu der Erkenntniß, daß die Erde Gott ebenso nahe als der Himmel ist; und wann der Mensch sich von Neuem zu dem Glauben erheben wird, daß der heilige Wille des Allmächtigen wie im Himmel, also auch auf Erden geschehn kann und geschieht, dann wird dieser Glaube wieder der Sieg sein, der die Welt überwindet. Amen.

12.

Unser tägliches Brot gieb uns heute.

Wir haben denen nie Recht geben können, welche den Verfall, in den das Gebet während der letzten Menschenalter gerathen ist, als einen Beweis der sittlich-religiösen Aufklärung und Bildung unserer Zeit angesehen wissen wollen. Aber wir können denen, welche diese Veränderung nur als eine Aeußerung und Wirkung der zunehmenden Macht des Bösen betrachten, ebenso wenig Recht geben. Wir

sind stets von der Ansicht ausgegangen, nach welcher diese Veränderung wie fast jede Erscheinung der Zeit daraus zu erklären ist, daß die Vernichtung alter und die Entstehung neuer Vorurtheile zusammengewirkt haben. Das Gebet der Kirche konnte den Menschen nicht mit Zuversicht erfüllen; denn es beruhte auf dem Wahn, daß der Wille und die Vernunft des Menschen einem unbekannten und unerkennbaren Wesen unterworfen seien, und verlieh den Rathschlüssen der Gottheit den Anschein der Willkür und des bloßen Beliebens. So lange diese Vorstellung von der Gottheit den Menschen beherrscht, kann er nie wissen, ob sein Gebet Erhörung findet. Daß der Mensch sich von einem Gebet lossagte, dessen Erfüllung für ihn stets eine Sache des Zufalls sein mußte, war Befreiung von der Macht des Vorurtheils, war Beweis der erwachenden Selbsterkenntniß. Zu dem Gebet, das wir aus diesem Grunde aufgeben, wieder zurückzukehren, ist unmöglich. Unsere Lippen werden sich nie wieder zu einem Gebet öffnen, bei dem wir nicht die Ueberzeugung haben, daß das Verlangen, welches sich in demselben ausspricht, vom Zufall durchaus unabhängig, Erfüllung finden muß; unser Gewissen wird jedes Gebet verwerfen, in dem wir nicht den Grundgedanken aller Gebete Jesu wiederfinden, welcher in den Worten: bittet, so wird euch gegeben, ausgesprochen ist; unser Gewissen wird jedes Gebet verwerfen, das für uns nicht von der Gewißheit begleitet ist, daß das, was wir suchen, uns nicht versagt werden kann.

Ist diese Ueberzeugung aber vereinbar mit jenen Worten des Vaterunser, die heute den Gegenstand unserer Betrachtung bilden sollen, mit jenem Gebet: Unser tägliches Brot gieb uns heute? Der Deutung, die man jenen Worten gewöhnlich giebt, liegt allerdings jenes alte Vorurtheil zu Grunde, das, statt dem Geist durch das Gebet Sicherheit und Festigkeit, das Bewußtsein der Einheit und des Friedens zu verschaffen, ihn gerade durch das Gebet mit Zweifeln an sich selbst und mit dem Gefühl des inneren Widerspruchs erfüllt. Soll unter dem täglichen Brot das verstanden werden, was „zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört,“ so kann man

auf ein Gebet, das diese Güter zum Gegenstand hat, gewiß nicht jene Worte anwenden: bittet, so wird euch gegeben. Denn theils werden diese Güter Unzähligen gewährt, denen das Streben nach Erkenntniß der Wahrheit, das wir unter Gebet verstehen, ihr Leben hindurch fremd bleibt, wie unser Luther sagt: Gott giebt täglich Brot, auch wohl ohne unsere Bitte, allen bösen Menschen, theils werden diese Güter Manchem von denen versagt, die mit aufrichtigem Eifer nach der Erkenntniß der Dinge trachten. Wenn wir unter dem Gebet Etwas verstehn sollen, das zum Wesen und zur Offenbarung der Wahrheit gehört, so darf es sich nicht auf besondere Schicksale beschränken, sondern muß alle Gestalten des Menschendaseins auf gleiche Weise umfassen. Unser Luther sagt: Wir bitten in diesem Gebet um das tägliche Brot, daß uns Gott die Güte, die uns sättigt, erkennen lasse, und wir mit Danksagung empfangen unser tägliches Brot. Aber diese Art von Erkenntniß beschränkt sich eben auf die Tage des Menschen, an denen er satt wird; und das sollte ein wahres Gebet sein, welches da aufhört, wo der Hunger und die Noth beginnt? Wer sich nach dieser Deutung des Gebets daran gewöhnt hat, sich nur durch das, was das Schicksal gewährt, an die ewige Ordnung erinnern zu lassen, wird wenig geneigt sein, in dem Schicksal des Entbehrens die Fügung derselben ewigen Güte zu erkennen; und doch ist es unzweifelhaft, daß, wie fromm jener Dank für das tägliche Brot auch klingen mag, die Stimmung der Sele, die für die empfangenen Güter so dankt, daß sie da, wo ihr Etwas versagt wird, zu danken verlernt, eine durchaus irreligiöse Stimmung des Gemüthes genannt werden muß. Kurz, die gewöhnliche Deutung der Bitte um das tägliche Brot ist mit dem, was wir unter Gebet verstehen, unvereinbar.

Aber wie ist es möglich gewesen, daß die, welche dieser Deutung Eingang verschafft haben, annehmen konnten, es spreche sich in ihr die Nachfolge dessen aus, von dem sie dies Gebet empfingen? Diese eine Thatsache genügt, um zu beweisen, daß das Christenthum, als dessen Stifter Jesus genannt wird, selbst zu den Haupthinder-

nissen zu zählen ist, die sich dem wahren Verständniß der Lehre Jesu entgegen gestellt haben. Wie dürftig und widersprechend die Ueberlieferungen auch im Allgemeinen sind, welche die Evangelien über das Leben desselben enthalten, so könnte doch auch durch die vollständigsten und durch genau übereinstimmende Berichte nicht deutlicher gemacht werden, was Jesus unter Speise und Trank, unter Hunger und Durst versteht. Jede Stelle der Evangelien, in der diese bildliche Ausdrucksweise von ihm gebraucht wird, liefert eine neue Bestätigung dafür, daß auch unter dem täglichen Brot in unserem Gebet nur dasjenige verstanden werden kann, was zu der Nahrung des Gedankenlebens dient und die Entwickelung und Bildung desselben fördert. Dies steht also für uns fest.

Unter dieser Voraussetzung führen uns jene Worte zu einer Betrachtung, welche sich an die des letzten Sonntags anschließt, zu der Betrachtung, daß für den, welcher hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, zu dem täglichen Brot vor Allem die Ueberzeugung gehört, der Wille Gottes sei nur durch den Einzelnen zu erfüllen.

Als wir uns in der letzten Betrachtung davon zu überzeugen suchten, daß der Himmel, den die Menschen in die Zukunft nach dem Tode verlegen, kein für die Erfüllung des Gotteswillens mehr geeigneter Schauplatz sein könne, als die Erde, daß auf der Erde alle Bedingungen zur vollkommenen Erfüllung des göttlichen Willens und zur Verwirklichung der Wahrheit gegeben seien, so waren wir uns dessen bewußt, einen Gedanken auszusprechen, der auf die Zustimmung der öffentlichen Meinung nicht zu rechnen hat. Die Ansicht über die Natur des Menschen, die sich unter dem Einfluß der Literatur der letzten zwei Jahrhunderte gebildet hat, geht von dem entgegengesetzten Gedanken aus, daß die reine Darstellung des Guten, die vollkommene Erfüllung des göttlichen Willens etwas Uebermenschliches sei, daß der Widerspruch des Menschen mit sich selbst, der mit dem Bösen gegeben ist, zu dem Schicksal des Erdenlebens gehöre. Indem wir auf diese Weise die Ueberzeugung von der nothwendigen Unvollkommenheit der menschlichen Natur als den

Inhalt des Glaubens bezeichneten, in welchem alle Parteien der Gegenwart übereinstimmen, hat es vielleicht Vielen geschienen, als übersähen wir dabei gerade diejenige Auffassung der menschlichen Natur, die, wenn auch erst in der neuesten Zeit entstanden, sehr schnell einen bedeutenden Einfluß gewonnen hat und, wie wir, die Herabsetzung des Erdenlebens zu Gunsten einer überirdischen, himmlischen Welt als ein gefährliches Vorurtheil bekämpft. Es giebt allerdings eine Partei, welche der Meinung ist, das letzte Wort über das Wesen der Religion und des Christenthums gesprochen, das Erdenleben von der Erniedrigung, zu der die Schwärmerei für den Himmel es verurtheilt, endlich erlöst und das ewige Recht des Menschengeistes wieder zur Anerkennung gebracht zu haben. Wir sind aber weit davon entfernt, in der Lehre dieser Partei eine Berichtigung der Vorurtheile zu finden, welche die Selbsterkenntniß des Menschen so lange gehindert haben; wir sind im Gegentheil davon überzeugt, daß in der Gestalt, welche jene alten Vorurtheile in dieser neuen Lehre angenommen haben, selbst die einzelnen Züge der Wahrheit verwischt sind, die sich in dem religiösen Glauben früherer Zeiten erhalten hatten.

Nachdem man Jahrhunderte lang den Gedanken, daß Gottes Wesen und Willen im Menschen sei, als die gefährlichste Ketzerei bezeichnet und verfolgt und die Meinung, daß Gott außer dem Menschen sei, festgehalten hat, ist diese Partei, als ob man den Irrthum nur umkehren dürfe, um die Wahrheit zu erkennen, von der entgegengesetzten Ansicht ausgegangen, daß die Gottheit in die Grenzen der Menschheit eingeschlossen sei. Da aber der Name Gottes gerade zu dem Zweck geschaffen worden, einen Ausdruck für das zu haben, für welches keine Grenze existirt, so versteht es sich bei dieser Ansicht von selbst, daß die Vorstellung von der Gottheit nicht, wie wir annehmen, als die Frucht der Selbsterkenntniß des Menschen, sondern als das Ergebniß des Mißverständnisses des Menschen über sich selbst zu betrachten sei. Sie, die den Glauben an Gott als eine Selbsttäuschung des Menschen ansehen, sind na-

türlich der Versuchung nicht ausgesetzt, den Himmel zu einem Bilde übermenschlicher Vollkommenheit zu machen. Sie lassen sich nicht beunruhigen durch die alte Frage, ob das Leibes- und Selendasein, das uns auf der Erde allein bekannt ist, die Natur der Dinge erschöpfe oder nur eine Seite des Gesammtlebens sei, in dem der ewige Geist sich verwirkliche. Diese Frage mit den Zweifeln, die sie begleiten, diese Frage, die zu allen Zeiten im Menschen das Bewußtsein des Nichtwissens wachgerufen, diese Frage, die deshalb so wichtig ist für Alle, welche dies Bewußtsein des Nichtwissens als einen der sichersten Ausgangspunkte der Erkenntniß betrachten, diese Frage nach dem Woher und Wohin des Menschendaseins muß jene Partei gänzlich zu vergessen suchen, um durch sie in dem Genusse ihres eingebildeten Wissens nie gestört zu werden. Das Körper- und Selenleben, das die Erde ihnen zeigt, ist für sie der Inbegriff aller denkbaren Vollkommenheit.

Wie man nun auch über diese Lehre im Allgemeinen denken mag, so muß sie doch nach dem eben Gesagten ihre Anhänger wenigstens vor jenem einen Vorurtheil von der Unvollkommenheit der menschlichen Natur sicher bewahren. So scheint es. Doch werden wir die Frage nicht umgehn können, was unter der menschlichen Natur, die ihnen den Inbegriff aller denkbaren Vollkommenheit darstellt, nach ihrer Auffassung zu verstehn ist. Nehmen wir das wirkliche Menschenleben, stellen wir den lebendigen Menschen vor sie hin und fragen sie, ob dieser lebendige Mensch das ist, was sie unter der menschlichen Natur verstehen, so antworten sie: Nein, durchaus nicht; das ist nur ein einzelnes Stück derselben. Und nun fangen sie an zu zählen und uns vorzurechnen, wie Viele zu unserem Volke, und zu den Völkern, die an unseren Grenzen wohnen, und zu allen anderen Völkern in den übrigen Erdtheilen gehören, und, nicht zufrieden mit den Millionen, welche sie auf diese Art zusammenbringen, fordern sie uns auf, an die Vergangenheit zu denken und die Unzähligen, deren Gebeine in den Gräbern ruhen, in Gedanken mitzunehmen, und endlich, wenn sie uns ermahnt

haben, auch diejenigen nicht zu vergessen, die nach unserer Zeit geboren und sterben werden, sprechen sie: Nun faßt dies Alles in eine Vorstellung zusammen! Dies Alles zusammengenommen ist die menschliche Natur; und so vorgestellt, ist die menschliche Natur der Inbegriff aller denkbaren Vollkommenheit. Alle Wahrheit, alle Gerechtigkeit, alle Freiheit, alle Liebe ist in dieser menschlichen Natur, und außerhalb derselben giebt es keine.

Wir wollen in diesem Augenblick nicht streiten; doch wir haben eine Frage auf dem Herzen, die durch das Gesagte schon erledigt sein mag, die wir aber gern besonders beantwortet zu sehn wünschten, die Frage nämlich, wie Jeder von uns sich zu jenem Inbegriff aller Vollkommenheit verhält oder verhalten kann. Denn wenn unter jener Vollkommenheit auch das Gute mitenthalten ist, so werden wir das Gewissen, welches dies Gute vor Allem von uns selbst fordert, damit nicht befriedigen, daß wir es zu jener oben angestellten Zählung auffordern und ihm nachweisen, Alles, was es von uns fordern könne, werde von der menschlichen Natur wirklich geleistet. Auf die Frage, wie verschieden sich die Einzelnen zum Guten und Vollkommenen verhalten können, wird man uns zur Antwort geben, eine wesentliche Verschiedenheit sei hier gar nicht denkbar; im Grunde vermöge Keiner sich in dieser Beziehung anders zu verhalten, als alle Uebrigen. Wenn das Vollkommene und Gute nur insofern der menschlichen Natur zukommen soll, als diese alle Einzelnen umfaßt, so versteht es sich von selbst, daß jeder Einzelne, für sich genommen, als ein Stück, ein Bruchtheil des Ganzen nothwendig unvollkommen ist und bleibt. Die menschliche Gattung ist der Inbegriff alles Vollkommenen; in ihr ist alles Große, alles Schöne, alles Erhabene vereint; aber der Einzelne verhält sich zu ihr wie der Tropfen zum Meer, wie das Sandkorn zum Gebirge; der Einzelne ist und bleibt von jener Vollkommenheit nothwendig ebenso entfernt, wie das Bild des Sandkornes von dem des Mont Blanc.

Müssen wir also, wie wir um unseres Gewissens und unserer

eigenen Verantwortlichkeit willen nicht anders können, bei der menschlichen Natur zunächst und vor Allem an das wirkliche Menschenleben in dem Einzelnen denken, so wird das Gute und Vollkommene auch nach dieser neuen Lehre als etwas Uebermenschliches dargestellt. Dann können wir aber in Bezug auf die Auffassung der menschlichen Natur keinen Unterschied zwischen dieser neuen Lehre und jenem alten Aberglauben entdecken, der, um den Himmel zu ehren, das Erdenleben herabwürdigte. Was dort das Bild des Himmels war, ist hier die Vorstellung der gesammten menschlichen Gattung. Ist die neue Schranke, die dich von der Vollkommenheit trennt, welche der über die ganze Erde und durch die Jahrtausende sich ausbreitenden Menschheit zukommt, für dich Einzelnen nicht ebenso unübersteiglich, als jene alte Schranke, die sich zwischen dem Menschen als Erdenbürger und der Vollkommenheit des Himmels erhob? Wie wir jenen alten Aberglauben verwarfen, nach welchem das Gute zu gut für das Leben auf der Erde schien, so verwerfen wir den neuen Aberglauben, welchem das Gute für die lebendige Wirklichkeit des Menschenlebens im Einzelnen zu groß scheint. Uns ist die Vorstellung von der nothwendigen Unvollkommenheit des wirklichen Menschen in jeder Form, sie mag demselben die Vollkommenheit des Himmels oder der Gattung gegenüberstellen, eine Erdichtung, ein Vorurtheil. Wir halten uns an die Erfahrung des Gewissens, welches keine Zerlegung und Zerstückelung des Guten duldet und bei der Verantwortlichkeit, die es mir auferlegt, sich um die Art von Vollkommenheit nicht kümmert, die durch ein Zusammenzählen aller Millionen lebender, gestorbener und noch nicht geborener Menschen herausgerechnet werden soll. Wenn ich frage, welches der Ort ist, an dem der Wille Gottes geschehn kann, welches der Boden ist, auf dem sich der Bau der Wahrheit erheben soll, welches die Kraft ist, durch die sich die Schöpfung der Freiheit verwirklichen kann und soll, so giebt es nach dem Ausspruch der Erfahrung nur die *eine* Antwort: Diese Kraft, dieser Boden, dieser Ort ist *mein* Ich, mein *Selbst*. Wo ein solches Selbst, ein

solcher freier Wille lebt, da lebt eine Kraft, der durch Vergangenheit und Zukunft nie Etwas entzogen oder vorenthalten werden kann, eine Kraft, die in jedem Moment der Zeit im Besitz aller Bedingungen ist, von denen die reine Darstellung des Guten, die vollkommene Erfüllung des Gotteswillens abhängt, eine Kraft, für die Alles, was Sinn und Verstand ihr vorführen, und was der Gewissenlose als das einzig Wirkliche ansieht, nur ein Bild, eine Erscheinung ist, an dem sie sich übt und bethätigt. Wie wäre es mir möglich, diesen meinen freien Willen, dieses mein Selbst für eine der Erscheinungen anzusehn, aus denen jene Gattungen und Geschlechter bestehen, die heute geboren werden und morgen nicht mehr sind, gleichviel, wie groß die Reihe von Jahrtausenden ist, welche dieses Heute und Morgen trennt! Mag man immerhin in Bezug auf die Welt der Erscheinungen von einem Ganzen sprechen; mag man immerhin das Menschengeschlecht, um dessen schattenhaftes Dasein Leben und Tod mit einander streiten, als ein Ganzes ansehn: aber man vergesse nie, daß es nichts als ein Gleichniß ist, wenn man das Wort „ein Ganzes" auf das Schattenspiel anwendet, welches aus Sehn, Hören, Verdauen, Vorstellen, Empfinden, Gesehen, Gehört, Verdaut, Vorgestellt, Empfunden werden und Aehnlichem zusammengesetzt ist; man vergesse nie, daß Etwas in Wahrheit nur dann den Namen des Ganzen verdient, wenn es einfach und untheilbar, einzig in seiner Art, ein Eingeborenes, ewig und unvergänglich ist. Wissen wir doch in Bezug auf die Schöpfung der Natur und Nothwendigkeit, daß das Ganze nicht aus den einzelnen Theilen zusammengesetzt ist, das Ganze in den Dingen, welche wachsen, sich ausdehnen, zu Kräften kommen, um dann wieder abzunehmen, zusammenzuschwinden und zu zerfallen, in den Thier- und Menschengeschlechtern, die stets nur darauf warten, ein Ganzes zu werden, und erst, wenn sie untergehen, ein Ganzes geworden sind, daß das Ganze, das in Stein und Pflanze, Thier und Mensch erst aus den Theilen entsteht und nach allen Theilen zu Stande kommt, von keinem Nachdenkenden im Ernst ein Ganzes

genannt wird, sondern, daß das in ihnen, was in Wahrheit diesen Namen verdient, früher ist als alle jene Theile! Warum vergessen wir es, wenn unsere Gedanken sich auf die Schöpfung der Freiheit richten? Warum vergessen wir es, daß, wenn wir vom Guten sprechen, das von Geburt und Tod eingeschlossene Menschendasein mit seinen einzelnen Thaten, auch ausgedehnt zu der Unendlichkeit des ganzen Menschengeschlechtes mit allen seinen Thaten, mit seiner ganzen Geschichte nichts als ein Schatten ist, den jenes Selbst, jene sich selbst bestimmende Kraft des Willens wirft? Jedes einzelne dieser Schattenbilder, in denen der Gewissenlose seine Wirklichkeit sieht, jedes einzelne dieser Schattenbilder, das jener freie Wille erzeugt, wenn er vor den Spiegel des Auges und des Bewußtseins tritt, läßt sich von anderen Bildern derselben Art trennen, mit ihnen vergleichen, in Folge dessen als groß oder klein darstellen, in dieser Beziehung vollkommener oder unvollkommener nennen; alle diese Bilder lassen sich als Theile ansehn, aus denen das Gesammtbild der Menschengeschichte zusammenzusetzen ist, und lassen sich ordnen, so daß was einer Reihe von Begebenheiten angehört, unmöglich in einer anderen seine Stelle finden kann. Dies Alles läßt sich, wenn es auf die Schattenbilder bezogen wird, sehr wohl verstehn; aber dies Alles ist ohne Sinn, wenn es auf jenen freien Willen bezogen wird, durch dessen Zusammenwirken mit Auge und Bewußtsein jene Bilder selbst erst entstanden sind. Sie sind von ihm ausgegangen; aber er wird nicht durch sie bestimmt. Wie wenig der Mensch es empfindet, wenn ein Anderer auf den Schatten desselben tritt; so wenig wird der freie Wille durch die Umstände des äußeren Daseins bestimmt, welche die Stelle bezeichnen, die das Schattenbild der Erscheinung desselben in der Weltgeschichte einnimmt. Der Thautropfen, den du in dem Kelch der Blume siehst, ist das, was er ist, durch die vorangegangene Nacht geworden und bleibt es nur so lange, als die Sonne am Himmel es ihm erlaubt. Aber wer ist thöricht genug, zu meinen, daß die Elemente, deren Erscheinung jener ist, vor der Entstehung desselben

noch nicht waren oder nach dem Verdunsten desselben nicht mehr sind? Wird diese Thorheit Weisheit, wenn sie, von dem Willen redend, sich unfähig zeigt, die zeitliche Erscheinung und das ewige Wesen desselben zu unterscheiden? Die Unterscheidung zwischen dem ewigen Wesen des Willens, welches von dem Strom der Stunden und Jahre nicht berührt wird, welches in jedem Augenblick das ganz ist, was es ist, zwischen der freien Gedankenschöpfung des Guten oder Bösen und dem Inbegriff aller jener äußeren Erscheinungen, welche nur durch das Vorangegangene und die Umgebung zu dem werden, was sie sind, ist der einzig sichere Ausgangspunkt für die Beantwortung der Frage: Wo der Wille Gottes geschehn soll. Diese Unterscheidung bleibt unbeachtet, so lange der Mensch für die Erkenntniß der Wahrheit die Welt so eintheilen zu müssen wähnt, daß der eine Theil derselben für sein gegenwärtiges Leben ein Jenseits bleiben muß, mag er es als Himmel der Erde gegenüberstellen oder als die Gesammtheit der Menschengattung denken, die er nie in sich aufnehmen, der gegenüber er nie etwas Anderes als der Tropfen für das Meer sein kann. Wie wichtig auch der Gegensatz zwischen den Dingen, die jetzt in unserem Gesichtskreis liegen, und den Dingen, die das Dunkel der Zukunft verhüllt, wie wichtig auch der Gegensatz zwischen der einzelnen Persönlichkeit und dem ganzen Geschlecht für die Einsicht in das Leben der Natur in uns und um uns ist: für die Erkenntniß der Freiheit sind diese Gegensätze ohne Bedeutung. Die Erkenntniß der Freiheit beginnt in uns erst dann, wenn wir einsehen, daß Himmel und Erde, die einzelne Persönlichkeit und die ganze Gattung so zu sagen aus demselben Stoff gebildet sind, und daß es in uns noch eine andere Schöpfung giebt, für die es durchaus gleichgiltig ist, ob wir uns unter dem Aequator oder im ewigen Winter der Pole befinden, für die es durchaus gleichgiltig ist, ob diejenigen, die wir um uns sehen, oder Moses und Josua unsere Zeitgenossen sind, für die es durchaus gleichgiltig ist, ob wir in der Zeit vor oder in der Zeit nach dem Tode leben. Erst wenn wir diese Schöpfung in uns

gefunden haben, und wenn wir nicht mehr der Gefahr ausgesetzt sind, die Grenze zwischen dem freien Willen und der zeitlichen Erscheinung desselben zu übersehn, mögen wir die zeitliche Erscheinung Himmel und Erde oder das auf gleiche Weise der Vergänglichkeit unterworfene Dasein der einzelnen Persönlichkeit und der Menschengattung nennen; erst dann haben wir den Ort gefunden, an dem allein der göttliche Wille geschehn, das Gesetz der Gerechtigkeit erfüllt werden kann.

Verweilen wir nun noch einige Augenblicke bei der Frage, wie sich das Leben desjenigen gestalten wird, der die Welt der Freiheit gefunden hat, wie die Ueberzeugung, daß die Schranken des Raums und die Flucht der Zeit uns nie und nirgends hindern können, den Willen Gottes vollkommen zu erfüllen, sich im Thun und Lassen des Menschen offenbaren muß! Vergleichen wir zu diesem Zweck einen solchen Menschen mit denjenigen, für die, weil ihnen das ganze Geschlecht den Inbegriff alles Vollkommenen darstellt, der Einzelne durch sein Schicksal zur Unvollkommenheit, zum Irrthum und zur Sünde verurtheilt scheint! Wir werden finden, daß die Wege dieser beiden Menschenarten überall auseinandergehen, wir mögen auf die Richtung ihres Gedankenlebens, auf die Quelle der Erkenntniß, oder auf ihre Selbstbeurtheilung sehn.

Wer die Vollkommenheit nur in der Gesammtheit aller Menschen zu finden meint, wird, durch diese Vorstellung bestimmt, es als nothwendig ansehn, daß er stets so viele Einzelne als möglich mit einem Blick zu umfassen strebt. Er richtet seine Betrachtung auf ganze Stände, auf ganze Völker, auf ganze Zeitalter und auf das, was durch sie und in ihnen geschieht, Entstehung und Verfall des Nationalreichthums, Fortschritte des Handels und Gewerbfleißes, Kriege und Revolutionen. Je mehr er seine Aufmerksamkeit auf das Große beschränkt, um so gleichgiltiger wird ihm das Kleine, aus dem die Geschichte besteht, die sich in seinem Hause zwischen jedem Morgen und jedem Abend zuträgt. Je mehr er sein Auge an das Große und Entfernte gewöhnt, um so undeutlicher wird

ihm das, was gerade unter seinen Augen und durch ihn geschieht. Es ist, als ob das Nächste, sein eigenes wirkliches Leben, in eine solche Ferne gerückt ist, daß es ihm nur wie ein Punkt erscheint, an dem Nichts zu unterscheiden ist. Von den Menschen weiß er allerlei, von dem Menschen weiß er Nichts. — Umgekehrt wird derjenige, nach dessen Ueberzeugung für die vollkommene Erfüllung des Gotteswillens im kleinsten Theil der Zeit Raum ist, den höchsten Fleiß darauf verwenden, die ganze Fülle des Lebens, den unendlichen Reichthum der Gestalten zu erkennen, die in jedem Augenblicke hinter den Worten gut und böse verborgen sind. Ihm ist der Augenblick wie ein Vergrößerungsglas, durch das er eine neue Welt gewahr wird, die Jedem, der den Augenblick für unbedeutend hält, stets unsichtbar bleibt. Je fleißiger er sich dieses neuen Auges bedient, um so deutlicher tritt Alles, was auch für ihn früher in Eins floß und verschwamm, aus einander, bis er findet, daß diese innere Schöpfung der Freiheit so unendlich ist, wie das Bild der ihn umgebenden Natur, und daß es stets alle Kräfte der inneren Schöpfung der Freiheit sind, die in der Empfindung, dem Entschluß, der That jedes einzelnen Augenblicks zusammenwirken. Ihm wird Alles lebendig, was Jenem todt scheint; ihm erweitert sich das Kleinste zu einer Welt, während vor Jenem das ganze Leben jedes Einzelnen als solches zu einem keiner Betrachtung werthen Nichts zusammenschrumpft.

Zweitens, wer den Wahn hegt, daß die Vollkommenheit nur in dem Gemälde der ganzen Menschheit zu finden sei, muß es natürlich für unmöglich halten, die Wahrheit zu erkennen; denn jenes Gemälde, aus dessen Betrachtung er diese Erkenntniß allein schöpfen zu können meint, ist noch gar nicht vollendet. Um sich aber der richtigen Vorstellung so viel als möglich zu nähern, wird er die Belehrung suchen, wo das Menschenleben ihm wenigstens eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Bilde der ganzen Gattung zeigt, d. h. er wird das als das Rechte ehren, woran die große Menge glaubt, was die öffentliche Meinung hoch hält. Was die Mehrzahl will,

ist für ihn die Stimme Gottes; was die Mehrzahl oder der, welcher über sie gebietet, thut, ist für ihn das Recht. Erst wenn der Mensch sich wegwirft und zu einer bloßen Zahl wird, erst wenn die Menschen sich in Heerden verwandeln, entsteht für ihn die Gelegenheit, das vorzustellen, was er Recht und Wahrheit nennt; d. h. sperre die Luft der Freiheit ab, daß kein Keim des Lebens sich entwickeln kann, daß Alles verdirbt, verwest, versumpft: dieser Sumpf ist es, aus dem allein der Aberglaube von der nothwendigen Unvollkommenheit des Einzelnen Erkenntniß zu schöpfen anräth. — Wer dagegen überzeugt ist, daß Jeder nur in seinem eigenen Gewissen und durch dasselbe die Stimme der Gerechtigkeit vernimmt, der ist vor dieser Knechtschaft geschützt; er weiß, daß der große Haufe, so oft er einem Gerechten gegenüber wirklich ahnt, was dieser will, sein: kreuzige ihn! rufen muß, daß, wenn die Menge einen Gerechten mit ihrem Halleluja begrüßt, sie ihn sicher verkannt hat. Er weiß es, und er sagt es bei jeder Gelegenheit ohne Scheu; denn er achtet sich selbst hoch genug, um jeden Verlust der Ehren zu beklagen, welche die blinde Gewalt vertheilt.

Wie verschieden muß endlich die Selbstbeurtheilung ausfallen, je nachdem der Mensch sich nur mit dem Aeußeren und Vergänglichen beschäftigt, oder überzeugt ist, daß, während alle Ereignisse und Veränderungen, welche die Geschichte des Menschengeschlechtes bilden, nur dem Gebiet der Erscheinung angehören, in Geist und Gewissen Jedem die Kraft verliehen worden, durch vollkommene Erfüllung des Gotteswillens dazu mitzuwirken, daß die Schöpfung der Natur sich in der neuen Schöpfung der Freiheit vollendet. Wenn Protestanten in jener pharisäeischen Stimmung sind, in welcher der Mensch auf Kosten seines Nächsten eine gute Meinung von sich selbst gewinnt und Gott dankt, daß er nicht ist, wie andere Leute, dann scheint ihnen oft kein Wort stark genug, um die entsittlichenden Wirkungen des Beichtstuhles und der priesterlichen Absolution zu schildern. Und doch unterscheidet sich von dieser Behandlung des Bösen die unter uns so verbreitete Art der Selbstbeurtheilung durch

nichts als dadurch, daß sie es dem Menschen noch bequemer macht. Ich meine die leichte Kunst, sich selbst die Sünden zu vergeben, die der Aberglaube von der nothwendigen Unvollkommenheit des Menschen erfunden, ich meine die neue Art des Ablasses, die Jeder sich selbst ertheilt, indem er, in Erwägung, daß die Vollkommenheit nur eine Eigenschaft des ganzen Menschengeschlechtes sei, sich einredet, wie wenig der Einzelne doch dazu beitragen könne, der hier wie ein Tropfen im Meer verschwinde, und wie wenig es also darauf ankommen könne, ob er dies oder jenes thue. Giebt der Mensch sich einmal dem Wahne hin, daß das Schicksal und die Götter selbst ihn „schuldig werden lassen," so haßt er das Böse nicht mehr als Böses, sondern fürchtet es nur, sofern die Wirkungen desselben sein Leben und Eigenthum gefährden; sein Ideal einer Menschengemeinschaft wird statt des Gottesreichs eine Versicherungsgesellschaft gegen Raub und Todschlag, die Stelle des Propheten, der für ihn überflüssig ist, bleibt leer, der Gefängnißwärter ist der einzige Erlöser, den er kennt. — Einen anderen Maßstab zur Beurtheilung seiner Handlungen als den des persönlichen Vortheils wird stets nur derjenige haben, der weiß, daß es keinen höheren Richter giebt, als die Stimme des Gewissens. Wenn der Mensch nach seiner Meinung vor einem fremden Richterstuhle zu erscheinen hat, um nach einem Gesetz der Vollkommenheit beurtheilt zu werden, das seine Vernunft nicht begreifen kann, so darf man sich nicht darüber wundern, daß er, erfüllt von Furcht vor der unbekannten Gewalt, die über ihn zu Gericht sitzt, zurückzuhalten, zu läugnen, Entschuldigungsgründe zu finden und auf alle Weise das, was er für böse an sich hält, zu verbergen sucht. Erhebt der Mensch sich aber zur Freiheit und wird sein eigener Richter, so hört jede Täuschung auf. Er erkennt das Gute als das, was seiner Natur gemäß ist, sein Kampf gegen seine Irrthümer wird zu einer Selbstvertheidigung, so daß er diese Feinde in keinem Verstecke duldet, sondern gänzlich vertreibt, wie die gesunde Natur des Leibes schlechte Säfte ausstößt.

So laßt auch uns handeln! Und vor Allem laßt uns den Aber-

glauben verbannen, der uns über die angeblich nothwendige Unvollkommenheit jedes einzelnen Menschen mit der eingebildeten Vollkommenheit aller Menschen zusammen trösten will. Das Gute ist dem ganzen Menschengeschlecht so wenig angeboren, als dem einzelnen Menschen. Sollen alle Menschen einst das Bild vollkommener Gemeinschaft darstellen, so giebt es keinen anderen Weg zu diesem Ziel, als die Ueberzeugung, daß der freie Wille in mir wie in jedem Anderen jeden Augenblick das Gesetz der Wahrheit vollkommen erfüllen kann. Diese Ueberzeugung, dieser Glaube ist die Nahrung, die den Geist gesund erhält und ihm Kraft giebt zur Arbeit an dem heiligen Bau der Gerechtigkeit. Von diesem Glauben laßt unser Leben Zeugniß geben! Dann haben wir gethan, was der Vater uns in diesem Dasein zu thun gab; dann haben auch wir die Gemeinschaft des Gottesreichs auf Erden, die Vereinigung der Menschen zu dem ewigen Reich der Ordnung und des Friedens mitbegründet. Amen.

---

13. a.

Vergieb uns unsere Schuld.

Das Erste, worauf das Gebet des Meisters uns hinwies, war die Frage nach dem Wesen der Wahrheit, die Frage, was die Vollkommenheit ist, zu welcher der Wille Gottes führt? Die Antwort war: Heiligung des Gottesnamens, Gründung des Gottesreichs, Selbsterkenntniß und Erfüllung des Gesetzes der Gleichheit und der Gerechtigkeit. An die Frage, was nach dem Willen Gottes geschehn soll, schloß sich die zweite, wo es geschehn soll, welches der Ort ist, an dem die Wahrheit sich offenbaren soll? Wir überzeugten uns, daß dies nicht der Himmel ist, zu dem wir erst durch die Pforte

des Todes eingehen, daß es ebenso wenig die zeitliche Erscheinung der Freiheit in der Gesammtheit der menschlichen Gattung, in dem über die ganze Erde und durch die Jahrtausende sich ausbreitenden Menschengeschlecht, sondern daß es der sich selbst bestimmende Wille ist, welcher in jedem Einzelnen von uns in jedem Augenblick unseres Lebens das, was er ist, ganz ist. Die folgenden Worte des Vaterunser beschäftigen uns mit der dritten und letzten Frage, wie, auf welche Weise das Wesen der Wahrheit sich in dem freien Willen offenbart? Dreierlei ist dabei nach unserem Gebet zu berücksichtigen. Die Aufgabe, welche wir im Zusammenleben mit unseres Gleichen zu lösen haben, ist angedeutet in den Worten: Vater, vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern.

Vater, vergieb uns unsere Schuld! In diesem Wunsch und Verlangen spricht das religiöse Leben sich überall aus, wo der Mensch mit sich selbst zerfallen ist. Möchten in uns diese Worte stets der reine Ausdruck unseres Strebens nach Wiedervereinigung mit dem Guten sein! Möchten wir nie diese Worte dadurch entweihn, daß wir, statt an die Erlösung von dem Bösen zu denken, an die sie uns allein erinneren, uns mit dem Erlaß der Strafen beschäftigen, von denen nach unserer Vorstellung die Uebertretung göttlicher Gebote begleitet sein soll. Alle Religionen haben den Menschen von dem Bewußtsein seiner Schuld befreien und mit Gott versöhnen wollen; die eine schreibt zu diesem Zweck Opfer und Gebete, die andere Geschenke an die Kirche und Gaben für die Armen vor. Welchen dieser Wege die Menschen aber auch eingeschlagen haben: ihr Leben beweist, daß ihr Streben nicht auf Selbsterziehung und Reinigung des Willens, sondern auf Beseitigung gegenwärtiger Uebel oder auf Abwendung drohender Gefahren gerichtet ist. Die Entbehrungen, welche das Schicksal uns auferlegt, die Noth, die uns in Zukunft treffen könnte, die Krankheit, mit deren Schmerz sich die Besorgnisse vor schwererem Leiden verbinden, das Mißlingen unserer Unternehmungen, das Fehlschlagen unserer Hoffnungen, das Mißtraun und die Geringschätzung, mit der man uns begegnet,

diese und hundert ähnliche Dinge füllen den ganzen Umkreis unserer Gedankenwelt aus; unsere Schuld und Verirrung selbst, die Unwahrheit, die Eitelkeit, die Selbstsucht, dasjenige, das uns für alle jene Uebel so empfindlich macht, durch das alle jene Erfahrungen erst ihren bitteren Nachgeschmack für uns erhalten, das Böse in uns, zu dessen Ueberwindung es der Vereinigung aller unserer Kräfte und einer ununterbrochenen Treue und ungetheilten Aufmerksamkeit bedarf, ist Etwas, womit auch unter den Wenigen, die es nicht ganz vergessen, die Mehrzahl sich höchstens einige Augenblicke des Sonntags zu beschäftigen pflegt. Es ist natürlich, daß diese gelegentliche Erinnerung nicht zur Selbsterkenntniß zu führen vermag; die einzigen Früchte, die man von dieser Abrechnung mit dem Gewissen erwarten kann, sind neue Irrthümer und wiederholte Klagen über die Schwäche der menschlichen Natur.

Selbst wenn wir endlich umkehren, diesem gedankenlosen Treiben und der Zerstreuung, an die wir uns in Folge desselben gewöhnt, wirklich ein Ende machen und alle Kräfte sammeln, um jeden Irrthum, den wir verschuldet, zu erkennen und uns von aller Selbsttäuschung zu befreien, so müssen wir darauf gefaßt sein, daß sich in den Mitteln und Wegen der Selbsterziehung, die wir wählen, die Macht des Bösen, dessen Eingebungen wir so lange fast ausschließlich folgten, noch oft äußern wird. Wenn wir, um diesen neuen Selbsttäuschungen zu entgehn, guten Rath bei denen suchen, die uns mit dem Werk der Selbsterziehung vertrauter scheinen, als wir selbst zur Zeit es sind, so betreten wir ohne Zweifel eine Bahn, welche unsere Natur uns vorzeichnet, da ihr der Zug zur Gemeinschaft, der sich in diesem Verfahren offenbart, so tief eingeprägt ist. Aber guter Rath bleibt nicht nur unfruchtbar, sondern muß zum Verderben ausschlagen, wenn derjenige, der ihn sucht, sich eigene Anstrengung, und wäre es auch nur die schwerste von allen, eigenes gewissenhaftes Nachdenken zu ersparen wünscht, oder wenn derjenige, der ihn ertheilt, durch äußere Vorschriften und Gesetze, über deren Beobachtung oder Uebertretung der Augenschein belehrt, die Mög-

lichkeit des Irrthums ausschließen zu können wähnt. Der Rath, den man uns giebt, ist um so besser, je mehr er sich darauf beschränkt, die Richtung zu bezeichnen, die wir einhalten müssen, und je klarer und verständlicher das ist, was er über diese Richtung sagt, in der wir, dem eigenen Urtheil vertrauend, uns selbst den Weg zum Ziel zu bahnen haben. Sind wir hierin einverstanden, so werdet ihr mir auch darin Recht geben, daß wir uns keinen besseren Rath wünschen können, als den, welchen Jesus giebt, indem er das Gebet: Vater, vergieb uns unsere Schuld, fortsetzt mit den Worten: wie wir vergeben unseren Schuldigern. Die Verbindung dieser beiden Gedanken sagt uns, daß wir unsere Stellung zum Bösen am besten erkennen, d. h. uns von unserer eigenen Schuld am sichersten befreien, wenn wir gewissenhaft darauf achten, wie wir die Schuld unseres Nächsten, das Böse an Anderen beurtheilen. Lerne vergeben! Das ist der Weg, dich selbst vom Bösen zu befreien.

Niemand, von dem gefordert wird, daß er seinen Schuldigern vergebe, wird behaupten, daß er nicht wisse, was mit diesen Worten von ihm gefordert werde. Jeder vergegenwärtigt sich sofort gewisse Fälle, in denen diese Verpflichtung sich auf ihn bezieht; Jedem steht sofort das Bild dieses oder jenes Menschen vor der Sele, dem er zu vergeben hat. Der Eine hat ihm Schaden zugefügt, der Andere hat ihn gekränkt, ein Dritter hat sein Vertraun getäuscht, und so giebt es hundert Andere, von denen er angeben zu können glaubt, auf welche Weise sie sich gegen ihn vergingen. Daß er diesen Allen böse ist, gegen diese Alle, weil sie sich wider ihn Etwas haben zu Schulden kommen lassen, einen Groll im Herzen trägt, dessen ist er sich sehr wohl bewußt, und daß derjenige, der von ihm für alle diese Vergebung fordert, ihm aus seinen Anklagen gegen Andere einen Vorwurf macht und die Empfindungen, mit denen er jene Anklagen begleitet, an ihm tadelt, ist ihm ohne Weiteres klar.

Er weiß, was Jesus meint, wenn er von ihm Vergebung fordert. Darauf beschränkt sich aber auch sehr häufig das Verständniß dieser Forderung. Ob er sie als durch die Vernunft gerechtfertigt

anerkennt, ob er den Vorwurf, der ihm aus seinen Anklagen gegen Andere gemacht wird, als einen Vorwurf seines eigenen Gewissens empfindet, ob er Willens ist, das von ihm bisher beobachtete Verfahren aufzugeben, ob er auch nur in Bezug auf den Einen oder den Anderen sich überzeugt hat, er habe sich durch die gegen sie gerichteten Anklagen selbst ein Unrecht zu Schulden kommen lassen; das ist eine andere Frage. Gewöhnlich findet gerade das Gegentheil Statt. Der Mensch bleibt bei der Behauptung, daß ihm Unrecht angethan, und daß es in der Natur gegründet sei, denjenigen, der sich durch seine Handlungen als unseren Feind zu erkennen gegeben, mit anderen Empfindungen zu betrachten und anders zu behandeln als den Freund. Weit davon entfernt, sich wegen des Bösen zu tadeln, das sie ihrem Feinde gewünscht und zugefügt, werden Viele erklären, daß jene Forderung, dem Feinde zu vergeben, nur von einem Schwärmer als eine Pflicht angesehen werden könne, in Wahrheit aber eine durchaus unsittliche Zumuthung sei, daß die Verfolgung des Unrechts, die nachsichtslose, unerbittliche Verfolgung des Unrechts die einzige Schranke, durch welche das Böse aufgehalten werden könne, die einzige Schutzwehr der menschlichen Gesellschaft sei, daß, wenn die Bereitwilligkeit, zu vergeben, jedem Uebelthäter Aussicht auf Straflosigkeit eröffnete, die Leidenschaften alle Dämme durchbrechen und das tausendjährige Werk der Bildung in ihren Fluthen begraben würden. Solche Propheten widerlegen zu wollen, würde Jesus sicher nie eingefallen sein; denn gegen die Furcht giebt es bekanntlich keine Gründe. Wir folgen seinem Beispiel und fordern diese Propheten auf, den Gegenstand unserer Betrachtung von einer Seite anzusehn, die für sie nichts Beängstigendes haben kann. Achten wir auf das Verhältniß, in dem Jeder zu seinen Freunden steht! Auch diese können sich Mancherlei gegen ihn zu Schulden kommen lassen. Dem Einen fühlt er sich verpflichtet in Betreff des Haushaltes, der Erziehung, des Geschäftes einen Rath zu geben, über dessen Zweckmäßigkeit nach seiner Meinung Niemand zweifelhaft sein kann: der gute Rath wird verschmäht;

von dem Anderen fordert er zum Beweise seiner Freundschaft eine Gefälligkeit: seine Bitte bleibt unerfüllt; ein Dritter hat vor ihm Etwas geheim gehalten, das er doch sogar Fremden mitgetheilt. Die Veränderung, die in dem Benehmen gegen seine Freunde eintritt, zeigt, daß er sie empfinden lassen will, wie sie gegen ihn gefehlt. Erinnert man ihn nun daran, daß es wenigstens Freunden gegenüber Pflicht sei, zu vergeben, so wird er dies vielleicht nicht geradezu bestreiten, aber behaupten, daß der gegenwärtige oder irgend ein späterer Fall eine Ausnahme mache; denn, eben weil er eine so hohe Vorstellung von der Freundschaft habe, fühle er sich so schmerzlich berührt, eben weil er dem Freunde mit so unbedingtem Vertraun entgegengekommen, sei es ihm unmöglich, das Unrecht zu vergessen, das ihm widerfahren. Kurz, der Unterschied zwischen Freund und Feind ist nicht so groß, als er den Meisten scheint. So lange Jemand einen Theil seiner Mitmenschen für seine Feinde hält, ist es unmöglich, daß er auch nur einen Einzigen seiner Mitmenschen als seinen wahren Freund behandelt. Die Meisten glauben ihren Feinden das Unrecht nicht vergeben zu dürfen und behaupten das Unrecht, das sie von den Freunden erduldet, nicht vergessen zu können, so gern sie es auch möchten.

Es ist sicher kein leeres Vorgeben, daß sie die Erinnerung an das, was die Freunde gegen sie verschuldet, gern los sein möchten; denn die Quelle des Genusses, den ihnen die Freundschaft gewährt, strömt nicht, so lange diese Erinnerung sich beim Anblick des Freundes immer wieder erneut. Auch ist es wahr, daß sie ein solches Unrecht nicht vergessen können, wenn sie damit sagen wollen, daß dies Gefühl der Verstimmung und Entfremdung fortdauert trotz der einzelnen Vorsätze und Anstrengungen, durch die sie es zu unterdrücken suchen. Diese Erscheinung fordert uns zu weiterem Nachdenken auf. Um zu erkennen, warum bei ihnen solche vereinzelte Bemühungen erfolglos bleiben müssen, ist es nothwendig, sich zu vergegenwärtigen, was es eigentlich ist, wodurch der Eine sich vom Anderen beeinträchtigt glaubt, was es eigentlich ist, das der Eine dem Anderen

nicht vergeben zu können glaubt. Sind es nur einzelne Handlungen, die unseren Anklagen gegen unseren Nächsten zu Grunde liegen, einzelne Handlungen, von denen wir nachweisen zu können glauben, daß er, wohl wissend, was er that, unseren Genuß störte, unseren Absichten entgegentrat, unsere Pläne durchkreuzte, unser Recht kränkte, Andere zu Mißtraun gegen uns veranlaßte? Solche einzelne Handlungen können nur einzelne Aufregungen, augenblicklichen Aerger und Zorn bewirken. Wären es nur solche einzelne Handlungen, die den Frieden zwischen uns und unserem Nächsten unterbrechen, so würde, wie sie selbst schnell vorübergehende Erscheinungen sind, auch die Mißstimmung, welche sie verursachen, nicht von längerer Dauer sein. Es mag einzelne Menschen geben, die das ihnen zugefügte Unrecht lange nachtragen müssen, weil sich in ihnen ein höherer Grad von Reizbarkeit und Empfindlichkeit mit einem guten, durch lebhafte Einbildungskraft unterstützten Gedächtniß verbindet; doch dies sind seltene Ausnahmen, durch welche sich allgemein, überall wiederkehrende Erfahrungen nicht erklären lassen. Eine solche Erfahrung ist aber jene dauernde Entfremdung, die uns von so Vielen trennt, jenes unbesiegbare Vorurtheil, das uns bei so vielen Menschen eine unbefangene Auffassung und Würdigung ihrer Bestrebungen und Leistungen unmöglich macht, jener Widerwille, den wir stets aufs Neue empfinden, so oft sie uns begegnen. Einzelne Vergehungen, die sie sich gegen uns zu Schulden kommen lassen, können in diesen Fällen höchstens als Veranlassungen gelten, bei denen es sich stärker als gewöhnlich äußert, wie sehr sie uns zuwider sind; die Ursache dieser dauernden inneren Feindschaft muß tiefer liegen, ist nicht in dem, was sie gelegentlich thuen, sondern in dem zu suchen, was sie sind oder uns zu sein scheinen. Und wenn wir uns von unserem Verhalten gegen unsere Nebenmenschen genauere Rechenschaft geben, werden wir es in der That immer bestätigt finden, daß es uns leicht wird, ihnen zu vergeben, was sie t h u e n; wo es uns schwer oder unmöglich wird, ihnen zu vergeben, da bezieht sich unsere Beurtheilung auf das, was sie sind. Daß Dieser oder Jener uns ge-

kränkt hat, ist bald vergessen; selbst wenn wir überzeugt sind, daß er uns mit Absicht wehe that, und wenn die Umstände viel dazu beitragen, uns dies immer wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, so erinnert sich der Verstand bei seinen Sorgen und Geschäften wohl daran, aber im Herzen ist diese Empfindung sehr bald von näher liegenden Erlebnissen verdrängt. Anders ist es dagegen mit dem Eindruck, den die ganze Persönlichkeit eines Menschen auf uns macht. Mit diesem Eindruck steht die dauernde Empfindung, daß er uns durch seine Schuld zuwider ist, in unmittelbarer Verbindung. Sie entsteht erstens dann, wann der Andere auf uns den Eindruck der Ueberlegenheit macht. Die Charaktere, die uns in Romanen geschildert werden, oder die in der Geschichte auftreten, oder mit denen uns die Zeitungsnachrichten aus fernen Gegenden bekannt machen, können nie groß genug für uns sein; je bewundernswürdiger ihre Fähigkeiten sind, je höher sie über ihre Umgebung sich erheben, je unwiderstehlicher die Macht ist, mit der sie die Menschen an sich fesseln, je weiter sich der Kreis der Gesellschaft ausdehnt, in dem sich die Größe ihres Wesens spiegelt; mit desto mehr Befriedigung verweilen wir bei ihrem Bilde. Diese Befriedigung hört auf, wenn das Bild für uns zur Wirklichkeit wird, wenn wir die wirkliche oder eingebildete Ueberlegenheit eines Anderen selbst empfinden, indem das Schicksal uns mit ihm durch dasselbe Familienleben, den gleichen Umgang, den gemeinsamen Wirkungskreis verbindet, und indem wir sehen, daß ihm das gelingt, was wir vergeblich erstreben, daß ihm das zu Theil wird, was uns entgeht. Er findet überall Vertraun, wo er erscheint; oder sein Wesen ist so liebenswürdig, daß er überall gern gesehen wird; oder seine Gründe gewinnen überall Eingang; oder es fehlt nie an Menschen, die sich seinen Wünschen, Vorschlägen und Unternehmungen sofort anschließen. Er darf diese Eigenschaften nicht in der höchsten Vollkommenheit besitzen, die ich eben andeutete; er darf von diesen Eigenschaften nur etwas mehr besitzen als wir, um auf uns den Eindruck zu machen, daß er uns überall im Wege steht, daß er uns

überall die Zuneigung entzieht, die Anerkennung und den Beifall raubt, den Einfluß abschneidet, die uns zu Theil werden müßten, wenn er nicht da wäre. Diese Erfahrungen beschränken sich offenbar nicht auf diejenigen, die ihr Ehrgeiz antreibt, eine Rolle in der großen Welt zu spielen; es genügen drei Menschen, die niedrigste Stellung, der verborgenste Winkel der Erde dazu, um dies Schauspiel aufzuführen, — Einer, der einem Zweiten zu gefallen und dessen Vertraun zu erwerben wünscht, und ein Dritter, der in diesem Streben glücklicher als der Erste ist. Dieses Schauspiel ist für die Meisten Tag aus Tag ein dasselbe; die scheinbare Unähnlichkeit entsteht nur dadurch, daß für jeden Einzelnen der Zweite und der Dritte immer wieder ein Anderer wird. Zugleich bleibt aber Jeder, der uns durch seine Persönlichkeit einen so empfindlichen Verlust verursacht, für uns fort und fort ein Gegenstand der Sorge und Furcht; denn da die Persönlichkeit trotz alles Wechsels der Umstände dieselbe bleibt, so kann sich, so lange wir mit ihm zusammenleben, das, was sich gestern ereignete, jeden Augenblick in einer anderen Form wiederholen.

Dieselbe Empfindung, die beim Zusammentreffen mit einer uns überlegenen Persönlichkeit erzeugt wird, entsteht zweitens, wenn das Verhältniß unserer Natur zu der eines Anderen jene wunderbare Mischung von Uebereinstimmung und Widerspruch, von Zusammengehörigkeit und Unverträglichkeit darstellt, in Folge deren unsere und seine Natur sich zu einander verhalten, wie die zwei Enden eines Magnets, so daß, was von uns gesucht, von ihm gemieden wird, und umgekehrt, was ihm angenehm, uns unangenehm ist. Naturen von solcher Beschaffenheit pflegen, wenn der Zwang des Schicksals sie verbindet, zur gegenseitigen Erhöhung des Lebensgenusses nicht viel beizutragen; in den meisten Fällen wissen sie sich so wenig in einander zu finden, daß die heiterste Stimmung eines Jeden von ihnen oft schon durch das bloße Erscheinen des Anderen gestört werden kann. Daß es die ganze Persönlichkeit des Anderen ist, die uns Widerwillen einflößt, ergiebt sich daraus am deutlichsten,

daß wir nicht selten dann am meisten leiden, wann er sich bemüht, uns Vergnügen zu machen und sich uns gefällig zu erweisen. Je länger Leute von solcher Art, welche die schöne Kunst des Vergebens nicht verstehen, zur Fortsetzung einer äußeren Verbindung genöthigt sind, um so lebhafter empfindet Jeder von beiden, daß er glücklich sein könnte, wenn der Andere nicht da wäre. Man möchte von diesem Falle, wie von jenem, wo die fremde Ueberlegenheit uns lästig ist, auf gleiche Weise sagen: Das, was der Eine dem Anderen nicht verzeihn kann, ist, daß er da ist, oder daß er gerade so ist, wie er ist. Freilich wird sich Jeder sagen müssen, daß es thöricht wäre, dem Anderen es als eine Schuld anzurechnen, daß das Schicksal seine Lebensbahn mit der unserigen verschlang, oder daß die Natur ihm verlieh, was sie uns versagte, oder ihn aus Eigenschaften zusammensetzte, die uns so abstoßend dünken. Obschon aber die Thorheit, die aus den Umständen eine Anklage gegen den Nächsten machen wollte, Jedem klar sein muß, so lassen die Menschen dennoch, so lange sie nicht vergeben lernen, sich durch solche Widersprüche nicht zur Selbsterkenntniß führen, verlassen den Weg der Selbsttäuschung nicht, sondern rufen neue Irrthümer zu Hilfe, um sich wegen der alten zu rechtfertigen. Gewiß, werden sie sagen, ist Niemand für das verantwortlich, wozu ihn Natur und Schicksal machen; aber daß er unser Glück und unsere Freude überall stört, daß sein Dasein für uns schon ein Uebel ist, daß sein bloßes Erscheinen den Uebrigen es unmöglich macht, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, liegt nicht an den Anlagen, die ihm die Natur verlieh, sondern liegt daran, daß er diese von der Natur ihm verliehenen Gaben auf eine unverantwortliche Weise mißbraucht. Sie versicheren Anderen und überreden sich selbst, daß sie an der Persönlichkeit des Verhaßten, so wenig sie auch zu der ihrigen stimmt, nicht den geringsten Anstoß nehmen würden, offenbarte sich nur nicht in allen seinen Mienen, Bewegungen und Worten Eitelkeit, Ueberhebung, Streitsucht und wie die anderen großen und kleinen Fehler heißen mögen, die sie ihm andichten. So versicheren sie auch, daß sie sich

durch die natürliche Ueberlegenheit eines Anderen nie gedemüthigt fühlen würden, daß sie aber diesem bestimmten Menschen, über den sie sich beklagen, die Täuschungen, die niedrigen Kunstgriffe, die blendenden Trugschlüsse nicht vergeben können, deren er sich bediente, um sich mit dem falschen Schimmer einer geistigen Ueberlegenheit zu umgeben, die ihm durchaus fehle, und sich eine Stellung in der Gesellschaft anzumaßen, auf die seine Mittelmäßigkeit nicht den geringsten Anspruch habe; mit einem Wort, was sie ihm nicht vergeben könnten, sei nicht ein Unrecht, das er gegen sie selbst begangen habe, sondern das Unrecht, das er gegen Gott begehe. — Sicherlich ist Niemand, wenn er dergleichen Urtheile nicht selbst fällt, sondern von Anderen fällen hört, so schwach an Verstand, daß ihm die Heuchelei verborgen bleiben könnte, die sich in solchem Anklagen, Richten, Verdammen und Verläumden selbst verräth! Diese Heuchelei ist aber das Ziel, bei welchem Jeder früher oder später anlangt, der nicht vergeben lernen will.

Unser Urtheil über Andere ist ein untrüglicher Maßstab für das, was wir selbst sind, das sicherste Kennzeichen, ob wir das Gute oder das Böse lieben. Mit der Zuversicht, mit der ein Mensch über die Schuld seines Nächsten spricht, beweist er nur die Schuld seines eigenen Herzens, mit den Klagen über das Unrecht, das ihm von Anderen widerfahren sein soll, beweist er nur, daß er selbst das Gesetz der Gerechtigkeit verläugnet. Dem Nächsten nicht vergeben heißt: von dem Gedanken gequält werden, daß er uns in der Erlangung der vergänglichen Güter, die vom Schicksal abhängen, hinderlich ist. Je heftiger das Herz des Menschen Güter dieser Art begehrt, um so quälender muß für ihn der Gedanke werden, daß Andere, gleichviel ob absichtlich oder unbewußt, ihm das, was er von diesen Gütern besitzt, entreißen, das, was er erwerben möchte, vorenthalten können. Wie kommt es, daß Jesus und diejenigen, die gesinnt sind, wie er, diesen quälenden Gedanken nicht kennen? Der Grund liegt darin, daß sie von jenen Gütern anders denken, daß ihre freie Sele die Begierde nach Gütern, über welche die

fremde Macht des Schicksals gebietet, als Selbsterniedrigung empfindet und von sich fern hält. Daß aber irgend Einer ihnen in der Erlangung der Güter, die sie wünschen, in dem Streben nach vollkommener Erfüllung des Gesetzes der Freiheit hinderlich werden, sie in dem Genusse des Glücks, das dieses unvergängliche Gut gewährt, stören könnte, ist undenkbar. Auf dem Wege, den sie verfolgen, kann ihnen Niemand Uebeles zufügen; sie haben Nichts zu vergeben. — Dem Nächsten nicht vergeben heißt: von dem Wahn besessen sein, daß Gott uns zum Richter unseres Nächsten bestellt habe. Dieser Wahn ist aber unverträglich mit dem Gehorsam gegen das Gesetz der Gerechtigkeit. Wer es erkennt und liebt, ist vor Allem davon überzeugt, daß nach dem Willen Gottes, nach dem Gesetz, das er dem sich selbst bestimmenden Willen gegeben hat, Jeder sein eigener Richter ist. Des Menschen Sohn richtet Niemand. — So ist für jeden Aufrichtigen aus unseren Anklagen gegen unseren Nächsten, aus unserer Verurtheilung desselben sicher zu entnehmen, daß wir nicht sind, was wir sein sollen. Laßt uns streben, es zu werden, indem wir den Wahn bekämpfen, daß unser Nächster unser Schuldiger sei. In unserem Richten und Verdammen nimmt das Böse in uns zuerst so zu sagen Fleisch und Blut an; hier steht unser Feind zuerst in sichtbarer Gestalt vor uns, hier müssen wir gegen die Wirkungen des Bösen den heiligen Kampf beginnen, der, mit der Liebe zum Guten, mit der Erkenntniß der Wahrheit vereint, uns zur Gemeinschaft mit dem Ewigen erhebt und das ewige Leben der Freiheit und Gerechtigkeit in uns gründet.

Um diesen Kampf so zu beginnen, daß wir des Erfolges sicher sind, müssen wir die Aufgabe, die wir uns stellen, beschränken; denn es ist nöthig, daß wir sie vollkommen übersehen und uns dessen stets bewußt sein dürfen, ob wir uns dem Ziel näheren, oder von ihm entfernen. Durch seine Wirkungen verkörpert sich das Böse in Zeit und Raum. Um das Leben von diesen Wirkungen des Bösen zu befreien, bedarf es deshalb einer Eintheilung der Arbeit. Ein Einziger sei es, bei dem wir den Anfang machen, unser

Urtheil über den Nächsten von allem Richten und Verdammen zu reinigen. Laßt uns diesen Einen aus der Zahl derjenigen wählen, mit denen wir täglich zusammen sind; es sei der, von welchem wir uns am deutlichsten bewußt sind, daß nicht nur einzelne Handlungen uns gegen ihn einnehmen, sondern daß seine ganze Persönlichkeit uns unangenehm berührt, der also, bei dessen Beurtheilung uns die Versuchung des Richtens und Verdammens gerade am nächsten liegt. Daß die Empfindung des Widerwillens, die uns sein Anblick einflößt, sofort weichen werde, dürfen wir nicht hoffen; aber diese Empfindung darf uns nicht beunruhigen und mit Zweifeln an dem Gelingen unseres Werkes erfüllen. Die Empfindungen sind die Blätter und Blüthen, deren Leben von der Wurzel abhängt, und die Wurzel des Geisteslebens ist die That des sich selbst bestimmenden Willens. Die That aber, von der ich hier rede, ist das bewußte Urtheil über diesen Menschen, welches wir fällen, gleichviel ob es ausgesprochen wird, oder ob es unausgesprochen bleibt. Anders über ihn zu urtheilen als bisher, das ist die Forderung, die wir zu erfüllen haben. Gehen wir dabei von jenem Gesetz aus: Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thuet ihr ihnen auch! Wie oft haben wir der Mißdeutung und dem Argwohn der Welt gegenüber uns nach einem Freunde umgesehen, welcher es der Mühe werth hielte, uns zu verstehn. Leisten wir diesem Menschen den Dienst, den wir selbst von Anderen wünschen, hören wir auf, sein Ankläger und Richter zu sein, beginnen wir, sein Anwalt zu werden! Sind wir noch zu befangen, um in dem, was wir bisher an ihm getadelt, die Regungen des Guten zu entdecken, die sicher darin verborgen sind, so laßt uns zunächst ein Anwalt dessen in ihm sein, was Gottes ist, dessen, was in ihm wie in Jedem, wie schwer seine Schuld auch sei, seine Vollkommenheit bewahrt. Die ewigen Gesetze, an denen Nichts zu richten ist, sind dieselben in uns und in dem, welchem wir vergeben lernen wollen. Wenn wir in ihm nichts als die Offenbarung jener ewigen Grundgesetze der Menschennatur suchen, finden wir uns in ihm und ihn in uns wie-

der, und es knüpft sich um ihn und uns ein Band der Gemeinschaft. Derselbe Wechsel von Lust und Leid, der unser Dasein bildet, bildet auch das seinige. Wir fühlen, daß sein Leiden ihm nicht weniger Schmerz bereitet als das unserige uns; und lernen wir erst mit ihm leiden, so ist der Augenblick nicht fern, wo wir uns mit ihm freuen. Und dieselbe Stimme des Gewissens, die wir in uns vernehmen, spricht in ihm; wie sie uns richtet, richtet sie auch ihn; es bedarf also unseres Richtens nicht. Das Einzige, dessen es bedarf, ist das, was ihm und uns zugleich hilft, und diese Hilfe besteht in dem Streben, von dem Bösen, das wir in ihm wahrzunehmen glauben, unser eigenes Leben immer mehr zu befreien. Dulden wir in Bezug auf diesen Menschen wirklich in unserem Bewußtsein keinen anderen Gedanken, halten wir wirklich darauf, daß sein Bild uns stets an das erinnert, was Gott von uns fordert, ist das, was wir in seiner Gegenwart vom Leben verlangen, wirklich allein Treue gegen uns selbst, schweigt in uns die Begierde nach vergänglichem Genuß, so können wir ihm gegenüber nicht daran denken, daß er uns in diesem Genuß stören könne, und empfinden es kaum, wenn er es thut. — Gewiß ist die Umwandelung, die ich hier mit wenigen Worten anzudeuten versucht habe, eine Lebensarbeit, welche von demjenigen, dem das Richten und Verdammen zur Gewohnheit wurde, nicht ohne die höchste, alle Kraft auf einen Punkt sammelnde Anstrengung, nicht ohne unangenehmen, sich selbst aufzuerlegenden Zwang, nicht ohne voreilige Hoffnung und bittere Enttäuschung vollendet werden wird. Aber wer einem Einzigen so vergeben gelernt hat, der vergiebt hinfort Allen, der weiß aus eigener Erfahrung, daß Vergeben-lernen der Weg ist, sich selbst vom Bösen zu befreien, der weiß aus eigener Erfahrung, daß Jesus Recht hat, wenn er spricht: Vergebet, so ist euch vergeben! Amen.

---

13. b.

Vater, vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern.

Wenn wir die Wahrheit mit Hilfe des Wortes erfassen wollen, so haben wir stets vor zwei Versuchungen zugleich auf unserer Hut zu sein. Wir glauben das Gehörte entweder zu verstehn, oder nicht zu verstehn. Glauben wir es nicht zu verstehn, so geben wir uns leicht der Täuschung hin, daß es überhaupt, wenigstens für uns, nicht zu verstehn sei, und meinen recht zu handeln, wenn wir uns nicht weiter darum kümmern. Glauben wir es aber zu verstehn, so bedenken wir selten, daß diese Annahme durchaus keine sichere Bürgschaft des wirklichen Verständnisses ist, vielmehr Alle, die wir als Meister der Erkenntniß verehren, darin übereinstimmen, daß die Menschen von dem, was sich nach ihrer Meinung von selbst zu verstehn scheint, gewöhnlich am wenigsten verstehen. Zu den Aussprüchen Jesu, bei denen wir sehr leicht in diese zweite Art von Täuschung verfallen, scheinen mir jene Worte des Vaterunser zu gehören: Vater, vergieb uns unsere Schuld! Der Zusatz: wie wir vergeben unseren Schuldigern, erinnert uns unwillkürlich an das Verhältniß, das in der bürgerlichen Gesellschaft zwischen dem Schuldner und seinem Gläubiger besteht, und wir übertragen unbedenklich die Art und Weise, wie in Bezug auf Mein und Dein ein Erlaß der Schulden Statt findet, auf das Verfahren, das Gott gegen uns beobachtet. Wir wissen, wie es im Geschäftsleben zu einem Schuldenerlaß kommt; derjenige, der eines Anderen Schuldner geworden, ist es nicht mehr, sobald sein Gläubiger die Schuldverschreibung zerrissen oder ihm zurückgegeben hat. Wie aber? Hat der Schuldner selbst Etwas gethan oder thun können, das diesen

Entschluß des Gläubigers herbeiführen mußte? Hier bleiben die inständigsten Bitten und Vorstellungen ohne Erfolg, und dort sieht sich Jemand seiner Verpflichtungen entbunden, ohne auch nur zu wissen, warum es geschieht. Der Gläubiger ist derjenige, der bei dem Schuldenerlaß allein handelt; für den Schuldner ist die Veränderung ein Schicksal, ein zufälliges Ereigniß. Und worin besteht die Veränderung eigentlich? Sie beschränkt sich offenbar darauf, daß der Eine nicht mehr von den Gerichten des Landes als der Schuldner des Anderen angesehen werden darf. Diese veränderte Ansicht mag ihrer Folgen wegen noch so wichtig für mich sein, in der Thatsache selbst aber, daß ich nämlich einen von einem Anderen mir geleisteten Dienst durch eine entsprechende Leistung nicht zurückgeben kann, in der Thatsache, daß mein Versprechen, das empfangene Geld zurückzuzahlen, unerfüllt bleibt, hat sich durch jene Rückgabe der Schuldverschreibung nicht das Geringste geändert.

Viele werden um so geneigter sein, ihr Verhältniß zu Gott nach der für bürgerliche Gerichte giltigen Ansicht aufzufassen, da man sich in der neueren Zeit daran gewöhnt hat, seine sittlich-religiösen Ueberzeugungen durch einzelne Schlagworte auszudrücken und dieselben als eine Art wunderbarer Gefäße zu betrachten, in denen die Wahrheit sich sicher aufbewahren lasse. Zu den Ausdrücken solcher Art, welche in dieser Beziehung ein besonderes Ansehn genießen, gehört das Wort: Liebe. Viele sind überzeugt, daß, wenn Jemand in Bezug auf die Vergebung seiner Sünden noch einen Zweifel hege, demselben zur Erkenntniß verholfen werden müsse, wenn man ihm sage: Gott ist die Liebe, die den Ungerechten so wenig als den Gerechten ihre Wohlthaten versagt, Gott ist der Gläubiger, der jeden Schuldbrief zerreißt.

Gewiß, Gott ist die Liebe; aber der Trost und die Beruhigung, um deretwillen allein diese Worte Vielen so theuer sind, erweisen sich sofort als eine leere Täuschung, wenn wir bedenken, daß der Schuldbrief, auf dem unsere Vergehen gegen die Wahrheit verzeichnet sind, nicht auf Papier steht und sich nicht zerreißen läßt. Es

ist wahr, Jesus hat den Glauben an die Liebe als den Glauben des Gottesreichs bezeichnet; aber in dem Gedanken, den Jesus mit diesem Wort ausdrücken will, lebt Niemand, der nicht beachtet, daß Jesus zugleich sagt: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, sonst kann er das Reich Gottes nicht sehn. Jeder, der sich damit tröstet, daß Gott der Vater der Liebe ist, belügt sich selbst, wenn er sich nicht daran erinnern will, daß die Kinder Gottes, welche diesen Trost suchen, freie, sich selbst bestimmende Wesen sind, daß der göttliche Vater uns das Grundgesetz seines Willens offenbart in seinen Worten: Hilf dir selber, oder: Suche, so findest du, daß diesem sich selbst bestimmenden Willen keine Vollkommenheit gegeben wird, die er sich nicht selbst nimmt. Wer zu träge ist, um sich zu jener Sinnesänderung zu entschließen, die Jesus mit dem Bilde der neuen Geburt bezeichnet, und in dem Glauben an die Liebe Gottes einen Trost für seine Trägheit zu haben meint, wird früher oder später die unwillkommene Entdeckung machen, daß die Liebe Gottes, an welche er geglaubt, ihm ebenso wenig helfe, als gemaltes Brot dem Hungernden. Gott ist die Liebe; aber so oft wir es uns auch sagen: unsere Vorstellung von Gott bleibt die alte, wir empfinden Gott nach wie vor nur als ein ungerechtes, eifersüchtiges, gewaltthätiges Wesen, so lange wir unser Bewußtsein, das Auge unserer Sele, von der göttlichen Liebe abwenden und der alte Mensch bleiben, der die Ausgeburten seiner Thorheit zu seinen Götzen macht. Gott ist auch Harmonie und Schönheit; sah sie aber Salomo, so lange er sich einbildete, mit seinem Gold und Purpur etwas Besseres herzustellen, als die Kleidung, welche die Lilie auf dem Felde trägt? So ist auch der Glaube an die Liebe für uns nichts als ein täuschender Klang, so lange nicht der alte Mensch, der in seiner Trägheit nur empfangen will, in uns gestorben ist, so lange wir nicht wie durch eine neue Geburt in die Liebe der Freiheit eingetreten sind. Sind *wir* in dies neue Leben der Freiheit eingetreten? Wir fanden in der letzten Betrachtung, daß Jesus selbst Jedem von uns ein untrügliches Kennzeichen

dafür giebt, indem er die Erhörung des Gebets um Befreiung vom Bösen abhängig macht von unserer Beurtheilung des Bösen in Anderen. So laßt uns denn dies Wort heute zur Selbstprüfung anwenden und genauer erwägen, wie sich in unserer Beurtheilung des Nächsten die Handlungsweise des alten und die Handlungsweise des zum Leben der Freiheit wiedergeborenen Menschen unterscheidet!

Der alte Mensch, er nenne sich rechtgläubig oder mache die Mode der Zweifelsucht mit, er gehöre zu den Baptisten oder zu den Mitgliedern freier Gemeinden, verräth in der Beurtheilung seines Nächsten seine Trägheit dadurch, daß er Keinem außer sich selbst vergiebt. Der Träge kann nicht anders als so handeln; denn Andere zu richten ist bequem, Selbsterkenntniß erfordert Anstrengung. So gewiß die Trägheit nicht anders handeln kann, so wenig wird sie es wahr haben wollen, daß alle ihre Urtheile über das Böse und das Gute in der Welt entweder Anklagen gegen Andere oder Versuche der Selbstrechtfertigung enthalten. Der Träge und Unfreie wird sich darauf berufen, wie oft er auch mit sich selbst unzufrieden ist. Aber wir haben nicht gesagt, daß er sich keine Vorwürfe macht, sondern behauptet, daß er stets bereit ist, sich das, was er verschuldet, zu verzeihn, daß er stets Gründe auffindet, das Tadelnswerthe, das er selbst begangen, zu entschuldigen. Und wir müssen hinzusetzen, daß, wenn er sich selbst Vorwürfe macht, dies doch nie aus der Freiheit, aus dem Streben nach Erkenntniß hervorgeht. Wenn wir uns und Andere unbefangen beobachten, werden wir finden, daß der Mensch zur Unzufriedenheit mit sich selbst gewöhnlich durch einen äußeren Anstoß bestimmt wird. Wenn ihm irgend Etwas fehlschlägt, wenn er sich irgend eine Beschämung zugezogen hat, nimmt er Veranlassung, sich zu tadeln. Der Tadel bezieht sich also auf einen Mangel an Gewandtheit, Kenntniß, Geschicklichkeit, der bei seiner Eigenthümlichkeit und seiner Lebensentwickelung vielleicht unvermeidlich und von ihm in diesem Fall durchaus nicht verschuldet ist. Die Unlauterkeit des Wollens, die Selbstsucht des Herzens ist es nicht, über die er Mißfallen empfindet; denn

was haben diese mit dem Gelingen oder Mißlingen unserer Unternehmungen, mit dem Urtheil der Menschen über uns zu thun? Zur sittlichen Selbstbeurtheilung, zur Prüfung seiner Gesinnungen und der Beweggründe seiner Handlungen entschließt er sich also aus eigenem Antrieb nicht; mit den Angelegenheiten seines inneren Lebens beschäftigt er sich nur gezwungen, wenn Andere ihn tadeln, und dann zum Zweck der Abwehr, um zu beweisen, daß er den Tadel nicht verdient, daß er im Recht ist.

Diese Selbstrechtfertigung, die für den Trägen das einzige Resultat seiner angeblichen Selbstprüfung ist, besteht nicht darin, daß er sich von jeglicher Verschuldung frei spricht. Er kann sogar daran gewöhnt sein, alle einzelnen Vergehungen, die ihm zur Last gelegt werden, ohne Widerspruch zu tragen. Bei dem Einen stammt dies aus der pietistischen Neigung zur Selbsterniedrigung, bei dem Anderen ist es eine Nachgiebigkeit, die zur guten Lebensart gehören soll. Die Bereitwilligkeit aber, sich in Einzelheiten schuldig zu bekennen, ist sehr wohl vereinbar mit jener der Trägheit und Unfreiheit eigenthümlichen Nachsicht gegen sich selbst. Denn Jeder ist überzeugt, daß einzelne Thaten nicht über den Werth des Menschen im Allgemeinen entscheiden. Der Mensch kann viel Verkehrtes und Schlechtes in seinen Handlungen zugestehn, ohne dadurch in seinen Augen zu verlieren, wenn er sicher zu sein glaubt, daß das Gute überwiegt. Er stellt es nicht in Abrede, daß sein Leben sehr viel zu wünschen übrig läßt; der endliche Ueberschlag, das Gesammturtheil über sich selbst muß doch zu seinen Gunsten ausfallen, wenn er überzeugt ist, daß jene Mängel sich auf Nebendinge beziehen, und daß er in der Hauptsache genügt. So ist der Weg, auf dem der Träge zur Zufriedenheit mit sich selbst gelangt, leicht gefunden: er erklärt das, was ihm fehlt, für Nebensache, und das, was er besitzt, für die Hauptsache. Er handelt wie die Schüler, welche bei der Auslegung ihres Zeugnisses diejenigen Fächer, in denen sie getadelt werden, für weniger wichtig erklären. Er kann also zugeben, daß er das, was er für das Gute hält, nie rein darstellt, daß

er in seinen Thaten das Gesetz der Pflicht oft geradezu verletzt; dies macht ihm aber keine Sorge, dies setzt ihn in seinen Augen nicht herab, denn er schreibt es auf Rechnung der allgemeinen Schwäche der menschlichen Natur. Die Hauptsache soll nach ihm darin bestehn, daß der Mensch weiß, was gut ist, und daß er das Gute will. Damit erscheint auch der Trägste vor sich selbst gerechtfertigt; denn wenn es auf Bethätigung, Verwirklichung und Erfüllung nicht ankommt, so wird die Arbeit des Erkennens und Wollens zu einem bloßen Spiel mit Ansichten, Meinungen und Wünschen; und um dies Spiel zu treiben, um sich für überzeugt zu halten, daß man weiß, was recht ist, und um sich sagen zu können, daß man das Gute wünscht, bedarf es offenbar nicht der geringsten Anstrengung.

Auf solche Weise stiftet der Träge immer aufs Neue Frieden mit sich selbst, wenn er durch den Tadel Anderer genöthigt ist, einen Blick auf sein inneres Leben zu werfen. Betrachten wir nun, wie er sich in der Beurtheilung seines Nächsten verhält, so drängt sich uns zunächst die Bemerkung auf, daß es für ihn, um ein Urtheil über Andere zu fällen, einer besonderen Nöthigung nicht bedarf, sondern daß es in ihm ein unabweisbares Bedürfniß ist und zu seiner Selbstbefriedigung gehört, Alle, mit denen er umgeht, abzuschätzen und den Werth derselben zu bestimmen. Während er an sich selbst den Maßstab des Guten und des Bösen nie ohne äußere Nöthigung anlegt, kann er sich umgekehrt Anderen gegenüber nie der Frage enthalten, ob sie gut oder schlecht sind. Der Ausgangspunkt und das Ergebniß der Beurtheilung seiner Nebenmenschen sind aber stets dieselben; die Frage, welche Pflichten sie nach seiner Meinung gegen ihn zu erfüllen haben, ist sein einziger Ausgangspunkt, und die einzige Antwort, die er auf diese Frage findet, ist, daß sie diese Pflichten sehr unvollkommen erfüllen. Glaubt er auch nicht von Allen, daß ihr Eigennutz ihm Nachtheil zu bereiten sucht, so läßt ihm doch Keiner volle Gerechtigkeit widerfahren. Die Einen lassen es an der Liebe fehlen, auf die er ein Anrecht zu haben meint, die Anderen gewähren ihm nicht das Vertraun, das

er verdient; von Vielen sieht er seine edelsten Absichten verkannt, bei Keinem findet er für das Gute, das er thun will, die Unterstützung, die er zu fordern hat. Und wie erklärt er es sich, daß die Welt ihre Verpflichtungen gegen ihn so unvollkommen erfüllt? Wenn er nicht an ihrem guten Willen zweifeln soll, was er nicht möchte, so kann zur Erklärung des Unrechts, das die Welt sich gegen ihn zu Schulden kommen läßt, kein anderer Grund angeführt werden als der, daß Niemand in der Hauptsache genügt, daß Niemand recht weiß, was das Gute ist, daß Niemand sich eine richtige Vorstellung von dem, was zu thun wäre, erworben hat. Selbst von denen, die anfänglich mit ihm übereinzustimmen schienen, überzeugt er sich bei genauerer Bekanntschaft, wie viel ihnen gerade in der Hauptsache fehlt. Wie er das, was ihnen fehlen soll, bezeichnet, ob er es den rechten Glauben nennt, oder ob er im Gegentheil ihnen vorzuwerfen hat, daß sie noch immer in diesem oder jenem alten Vorurtheil befangen sind, hängt von dem Standpunkt des Beurtheilers ab; das Resultat ist für den Trägen, auf welchem Standpunkt er sich auch befinde, stets dasselbe, nämlich daß die Anderen Unrecht haben, und daß er Recht hat. Daß die Menschen dies nicht einsehn wollen, das ist es, was er ihnen nicht vergeben kann. Der Gedanke, daß er Recht hat, und daß Niemand es einsehn und zugestehn will, bildet den Mittelpunkt seines gesammten Empfindens, Denkens und Handelns, den Mittelpunkt, welcher alle Thorheiten und schlechten Neigungen anzieht, um sich vereinigt und die Art von Macht entwickelt, die dem Bösen vom Schöpfer überhaupt gestattet ist.

Welche Gestalt die menschliche Gesellschaft unter dem Einfluß dieser Trägheit und ihrer Einseitigkeit und Gedankenlosigkeit annehmen muß, ist klar. Es ist die, mit welcher uns die Geschichte der Welt fast allein bekannt macht; es ist der Krieg Aller gegen Alle; Frieden hat Jeder nur mit sich selbst. Natürlich führt jeder Einzelne den Krieg mit den Mitteln, die ihm zu Gebot stehen, der Eine mit seiner Gelehrsamkeit, der Andere mit seiner Unwissenheit,

Dieser mit seinem Witz und seiner Beredsamkeit, Jener mit seinem stummen Eigensinn; die Völker führen ihn mit Waffen. So sagten Griechenland und Rom: Wir sind im Besitz der Bildung und Gesittung, wir haben Recht; die, welche die übrigen Theile der Erde bewohnen, sind Barbaren; unser Sieg und unsere Herrschaft ist der Sieg und die Herrschaft des Rechts. So sagten zur Zeit der Reformation die Völker, die den Papst als den Stellvertreter Gottes verehrten: Wir haben den rechten Glauben, und fielen im Namen der Gottheit über die Protestanten her. Seitdem man seinen Ruhm nicht mehr in dem rechten Glauben, sondern in der Civilisation sucht, wiederholt sich dasselbe Schauspiel diesseits und jenseits des Meers im Namen der Civilisation. Die Völker und die Parteien in ihnen müssen einander behandeln, wie sie einander beurtheilen, und ihr Urtheil über einander ist nichts Anderes als das Urtheil, welches die Trägheit in irgend einem Einzelnen von uns über unsere nächsten Nachbarn fällt, nur unendlich vervielfältigt durch Auge und Bewußtsein, wie ein und derselbe Gegenstand auf den verschiedenen Seiten eines geschliffenen Steins zu vielen Gegenständen wird. Das Urtheil, das den Nächsten richtet und verdammt, ist wiederum nur ein anderer Ausdruck für das, was der Träge über sich urtheilt, nur eine andere Wendung dafür, daß der Träge selbstzufrieden zu sich sagt: Ich habe Recht. Der Frieden, den der Träge mit sich schließt, ist es in der That, der allen Vorwand zu Hader und Streit, zu Feindschaften und Kriegen liefert und der rohen Begierde und Selbstsucht die Larve des Rechts und der Wahrheit vorhält. Dieser Frieden ist es, dessen Zerstörung alle Lehrer der Völker als die erste Bedingung für die Rückkehr des Menschen zur Erkenntniß seiner selbst angesehen haben. So sprechen die Propheten des alten Testamentes: Wehe denen, die Frieden rufen, wo kein Frieden ist; und so spricht Jesus: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. So lange dieser Frieden nicht zerstört worden, ist der Glaube an die Liebe Gottes und die Vergebung der Sünden selbst Täuschung und Sünde und muß, da

der Sünde Sold stets der Tod ist, statt dem Menschen zu helfen und ihn vom Bösen zu befreien, ihn immer tiefer in Wahn und Irrthum aller Art verstricken.

Der alte Mensch vergiebt Keinem außer sich selbst; wer zum Leben der Freiheit und der Erkenntniß wiedergeboren ist, stellt das Gegenbild dar; er vergiebt Allen außer sich selbst. Um mit unserer Betrachtung im Kreise der uns bekannten Erfahrungen zu bleiben, gehen wir auch hier davon aus, daß den Anderen zu richten, bequem, Selbsterkenntniß aber nicht ohne Mühe und Anstrengung zu erwerben ist. Wir glauben gern, daß wer lange, ohne die Bahn der Freiheit zu verlassen, gelebt hat, endlich dahin gelangt, die Arbeit der Selbsterkenntniß ohne die Empfindung der Mühe, eines sich selbst auferlegten Zwanges fortzusetzen, endlich dahin gelangt, das Werk der Selbstbefreiung mit Lust und reinem Wohlgefallen zu treiben und es immer wieder mit dem lebhaften Gefühl zu beginnen, daß dies allein ihm volle Befriedigung gewähre. Es wird vielleicht auch unter uns Manche geben, die zu Zeiten wenigstens bei dem, was sie Arbeit der Selbsterkenntniß nannten, dieselbe Befriedigung empfanden. Aber selbst wenn es wirklich Selbsterkenntniß gewesen ist, was wir so nannten, so dürfen wir über solchen einzelnen Augenblicken doch nicht vergessen, wie oft wir unwillkürlich in das Richten und Verdammen Anderer zurückfallen, und wie viel Ueberwindung es uns gewöhnlich kostet, unser Leben davon frei zu erhalten. Für uns ist die Erkenntniß noch eine Forderung; wir sind nur dann sicher, daß wir uns wirklich Nichts nachsehen und verzeihen, wenn wir uns selbst ununterbrochen im Auge behalten. Der Träge weiß nicht, weshalb er sich selbst zum Gegenstand einer fortwährenden Beobachtung machen soll. Er ist überzeugt, daß er Recht hat, und daß diejenigen, deren Ansicht von der seinigen abweicht, im Irrthum sind. Der eingebildete Frieden, in dem der Träge mit sich selbst lebt, ist in der That mit der Selbstbeobachtung unvereinbar, die auf eine Art von Kriegszustand hindeutet. Die Nothwendigkeit derselben wird nur von dem begriffen, welcher erkannt

hat, daß es auch in ihm selbst Feinde giebt, deren Ueberraschung er zu fürchten hat; und je deutlicher wir erkennen, daß die Feinde in uns die einzigen sind, welche uns Etwas anhaben können, um so schärfer werden wir uns selbst ins Auge fassen.

Von dem Streit zwischen uns und Anderen, der auch uns so lange ausschließlich beschäftigte, wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf den Widerstreit, welcher innerhalb unseres eigenen Geisteslebens besteht. Auch dann werden wir das Vorurtheil von der Schwäche der menschlichen Natur vielleicht noch einige Zeit im Munde führen; es wird aber allmälig seinen entsittlichenden Einfluß auf uns verlieren; denn nachdem wir uns überzeugt haben, daß das Gute ohne unverdrossenes Streben, ohne unermüdliche Selbstbethätigung nicht denkbar ist, sind wir darauf bedacht, jener Schwäche unserer Natur wenigstens so viel als möglich abzugewinnen. Es wird unsere nächste Aufgabe sein, zwischen dem, was uns das Rechte scheint, und der Einrichtung unseres täglichen Lebens wie der Ausführung aller unserer Geschäfte eine vollkommene Uebereinstimmung herzustellen. Das neue Leben der Freiheit kündigt sich dadurch an, daß der Mensch aus dem Schlaf erwacht, in dem ihn das Zaubermährchen von der Unerreichbarkeit des Ideals zurückgehalten hat. Der Mensch ist frei; er kann irren; er kann das Gute in den Bildern der Phantasie, in den Wünschen seiner Begierde, in gewissen Einrichtungen und Zuständen des öffentlichen Lebens suchen, deren Unmöglichkeit, deren Widerspruch mit den ewigen Gesetzen der Natur jedem Unbefangenen in die Augen springt. Ist es aber das wahrhaft Gute, was er mit seinen Gedanken erfaßt, so muß, so gewiß unser inneres Leben ein ungetheiltes Ganzes ist, dies Gute auch erreichbar sein für seinen Willen und darstellbar durch seine inneren Thaten, in seinen Gefühlen und Hoffnungen, in seinen Neigungen, Sitten, Gewohnheiten, in der ganzen Gestaltung seines geistigen Lebens. Sich keinen Widerspruch zwischen seinen Ueberzeugungen und seinen Thaten zu verzeihn, keinen Zwiespalt solcher Art in sich zu dulden, ist die nächste Aufgabe des Menschen, der das Wesen der

Freiheit erkennt, — die nächste, aber nicht die einzige. Die andere, die ihm nicht weniger wichtig dünkt, besteht darin, daß er seinen eigenen Ansichten und Ueberzeugungen gegenüber seine Freiheit zu bewahren wisse. Ihm scheint das Mißtraun gegen sich selbst um so nothwendiger, wenn er entdeckt, daß er sich versucht fühlt, zu sprechen: Ich habe Recht, nicht Ihr. Ihm sind diese Worte nie ein Ausdruck der Erkenntniß, sondern stets ein Zeugniß, das sich die Unwissenheit wider Willen ausstellt, ein Kennzeichen geistiger Beschränktheit und Befangenheit, das eigentliche Bekenntniß des Unglaubens und der Gottvergessenheit. Denn was ist das für ein Gott, der nur einem Menschen eignet! Indem der Mensch denkt oder spricht: Ich habe Recht, und sich dadurch an einen einzelnen Gedanken bindet, wird er ein Sklave seiner eigenen Gedanken. Aber einzelne Gedanken, Ansichten, Ueberzeugungen sind ebenso wie Thaten und Worte Geschöpfe des Geistes. Wer sich zum Bewußtsein des Geistes erhoben, kann kein Wohlgefallen daran finden, ein Sklave seiner eigenen Geschöpfe zu sein. Soll es zum Frieden der Freiheit in mir kommen, so darf ich den Streit mit meinen eigenen Gedanken nie aufgeben. So lange ich einen Weisen noch nicht habe sagen hören: Ich habe mich geirrt, so lange zweifele ich an seiner Weisheit. Ich weiß daher nicht, ob es im ganzen Neuen Testament Etwas giebt, das uns mit einer tieferen Verehrung vor Jesus erfüllen kann, als dies, daß er, der alle Fesseln des Aberglaubens zerbricht und unser Geschlecht in die verlorene Welt der Freiheit wieder zurückführt, selbst ein Weib aus dem götzendienerischen Volk der Cananiter nicht zu gering hält, um von ihr Belehrung anzunehmen. Math. 15, 28. Math. 8, 10. Luc. 7, 9. Um seinem Beispiel zu folgen, dürfen wir es uns nie verzeihn, daß die Vorliebe für unsere eigenen Ueberzeugungen uns den Weg der Prüfung vertritt.

Erreicht es der Mensch, weicht er nie dem Kampf aus, welchen er in der Welt seines inneren Lebens zu bestehn hat, setzt er seine höchste Ehre darin, der List und Gewalt der Feinde, die es

hier giebt, nicht zu erliegen, dann wird sich dies auf eine unverkennbare Weise in dem Verhalten zu seinem Nächsten äußern. So lange der Mensch in jener Trägheit verharrt, die nur empfangen will, die den Werth des Lebens nach der Menge der von ihm gewährten angenehmen Eindrücke bestimmt: so lange ist für den Menschen das Gefühl eigener Verantwortlichkeit eine Last, von der er so viel als möglich sich abnehmen und dem Nächsten aufladen möchte. Je größer die Schuld seines Nächsten ist, um so geringer dünkt ihm seine eigene. So wird er der Ankläger Aller, mit denen er lebt. Je tüchtiger und tapferer dagegen der Mensch im Streit wider sich selbst wird, um so eifersüchtiger wird er auf seine eigene Verantwortlichkeit. Er kann sich nicht dazu verstehn, sie mit irgend Jemand zu theilen. Er ist überzeugt, daß ihm von diesem Gut, das er höher als alle Güter schätzt, Niemand das Geringste rauben könne. Da, wo er nun sein Leben findet, kann ihm Niemand ein Leid zufügen. Er hat Niemand Etwas zu vergeben. Indem er stets auf seiner Hut gegen die Vorurtheile ist, die früher auch in ihm das Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit verdunkelt haben, läßt er es sich nicht nehmen, diejenigen, die der Träge mit den heftigsten Vorwürfen, mit den ungerechtesten Verläumdungen zu verfolgen pflegt, selbst vor sich und Anderen zu vertheidigen und zu entschuldigen. Diejenigen, deren Persönlichkeit ihm am abstoßendsten und widerwärtigsten dünkt, und diejenigen, deren Ueberlegenheit seine eigenen Leistungen am häufigsten in Schatten stellt, gerade sie können sicher darauf rechnen, in ihm stets einen Entschuldiger zu finden. Das ist der Weg, auf dem er dahin gelangt, sich der fremden Ueberlegenheit auch da, wo sie ihm die Anerkennung seiner Mitmenschen entzieht, als einer Gabe Gottes, als einer Offenbarung der Vollkommenheit desselben zu freun; das ist der Weg, auf dem er erkennt, daß die Persönlichkeiten, die ihm abstoßend schienen, eben die sind, welche die nothwendige Ergänzung seines eigenen Wesens bilden, ihm die höchste Förderung bringen, ihn, wenn er sie unbefangen beurtheilt, am sichersten vor Einseitigkeit und Beschränktheit

bewahren können; das ist der Weg, der zu jener Sicherheit und Freiheit führt, in welcher der Mensch nach dem Bilde des ewigen Vaters das Böse nie als eine ihm zugefügte Kränkung, nie als ein ihm angethanes Unrecht empfindet, sondern in allem Bösen, das ihm begegnet, eine an ihn gerichtete Aufforderung zur Hilfe, die an ihn gerichtete Aufforderung zur Vergeltung des Bösen mit Gutem erkennt. Wer bei dem guten Kampf mit den Feinden in seinem eigenen Herzen nicht ermüdet und jene ewigen Güter, die kein Anderer ihm entreißen kann, über Alles liebt, leidet durch Niemand Schaden, hat Niemand zu verzeihn, hat durch diese Erkenntniß einen unvergänglichen Frieden mit Gott und aller Welt in sich gegründet.

Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, die in jenem guten Kampf den Sieg davon getragen und den inneren ewigen Frieden sich errungen haben. Wann werden aber solche Menschen sich zusammenfinden und jene Gemeinschaft des Gottesreichs gründen, die Jesus stiften wollte! eine Gemeinschaft, deren Genossen sich so weit wenigstens von der Liebe zum Schein befreit haben, daß ihnen nicht der Beleidiger schuldig scheint, sondern der, welcher sich beleidigt fühlt; eine Gemeinschaft, die, ohne sich selbst zu täuschen, ohne die Worte zu mißbrauchen, sich zum Glauben an die Liebe Gottes bekennen kann; eine Gemeinschaft, die in Wahrheit sagen darf: Ich glaube an die Vergebung der Sünde, weil sie es mit der That beweist, daß der Mensch sich vom Bösen befreien kann!

Das Wort, welches die Herrlichkeit der Liebe preist, verhallt; die Erinnerung an Einzelne, welche der Kraft und Gottheit der Liebe ihr Leben widmeten, wird früher oder später von der Zeit hinweggenommen. Die Gemeinschaft ist es allein, welche dem Wechsel des Entstehens und Vergehens Widerstand leistet und die Schranken des Raums überwindet. Wenn es wieder eine Gemeinschaft geben wird, deren Genossen Wichtigeres zu thun haben, als sich gekränkt und beleidigt zu fühlen, deren Genossen nicht nur von der Macht der Liebe reden, sondern wirklich Keinen unter sich haben,

in dessen Zorn gegen seinen Bruder jemals die Sonne unterginge, wenn der Glaube an die Liebe sich wieder in einer Gemeinschaft von Freien verkörpern wird, deren Jeder Allen außer sich selbst vergiebt; dann, meine Brüder, wird man wieder jenes alte Wort verstehn lernen, daß der Glaube des Menschen eine Gotteskraft ist, welche die Welt überwindet! Amen.

---

14. a.

Führe uns nicht in Versuchung.

Die drei letzten Abschnitte des Vaterunser beantworten die Frage, wie, auf welche Weise sich das Wesen der Wahrheit in dem sich selbst bestimmenden Willen des Menschen offenbart. Die Arbeit der Selbsterkenntniß und der Erfüllung der heiligen Gesetze der Gleichheit und der Gerechtigkeit beginnt, indem wir aufhören, unseren Nächsten anzuklagen und zu richten. Daran erinnerten uns die Worte: Vater, vergieb uns, wie wir vergeben unseren Schuldigern. Das Gebet: Führe uns nicht in Versuchung, weist uns auf eine andere Reihe von Bestrebungen hin, von denen das Gelingen jener Arbeit abhängt. Bei jenen Worten, die uns vor dem Richten und Verdammen warnten, hatten wir es mit denjenigen Verirrungen zu thun, in die wir bei der Empfindung des Unangenehmen verfallen, wenn sie uns durch die Eigenthümlichkeit oder die Handlungsweise eines Einzelnen verursacht wird. Dies Gebet, das uns vor Versuchungen schützen soll, vergegenwärtigt uns die Gefahren, denen wir uns durch Menschen und Gegenstände ausgesetzt sehen, wenn sie auf uns den Eindruck des Angenehmen machen.

Ich meine nicht, daß das Wort Versuchung an sich unsere Betrachtung auf diese Art von Gefahren beschränkt, oder daß es uns

auch nur an die Neigung und Gewohnheit, sich von dem Bösen überhaupt täuschen zu lassen, erinnern muß. Selbst in der Sammlung der alt- und neutestamentlichen Schriften, deren Sprachgebrauch wir bei Betrachtungen über das Vaterunser zunächst zu Rathe zu ziehn hätten, sind mit dem Wort Versuchung sehr verschiedene Bedeutungen verbunden. Während unser Gebet uns auffordert, allen Fleiß darauf zu verwenden, daß wir der Versuchung entgehn mögen, erscheint an anderen Stellen die Versuchung geradezu als einer der Wege, die zur Erkenntniß der Wahrheit führen und im Guten befestigen. So betet der Sänger der Psalmen: Prüfe mich, Herr, und versuche mich, läutere mein Herz! und Paulus fordert die Christen ausdrücklich auf, sich selbst zu versuchen. Der scheinbare Widerspruch zwischen Aussprüchen solcher Art und den Worten unseres Gebets verschwindet, wenn wir darauf achten, daß wie Handlungen, so auch Zustände, Gedanken und Empfindungen, die auf einen gemeinsamen Ursprung hinweisen oder, von außen her betrachtet, gleich scheinen und deshalb mit demselben Ausdruck bezeichnet werden, eine sehr verschiedene Gestalt annehmen, wenn der Standpunkt der Menschen, auf welche wir sie beziehen, ein wesentlich verschiedener ist. Wenn wir bei der Versuchung von dem durch seinen allgemeinen Charakter und seine augenblickliche Gedankenrichtung bestimmten Standpunkt des Menschen absehen, so ist Prüfung und Versuchung nur ein anderer Ausdruck für den freien Willen des Menschen, so bezeichnet Prüfung und Versuchung nichts Anderes als jenen doppelten Weg, den das Leben überall für den sich selbst bestimmenden Willen des Menschen darstellt. Der Mensch mag sich dessen bewußt sein, oder nicht: in jedem Augenblick eröffnen sich vor ihm verschiedene Wege, in jedem Augenblick wird er geprüft, wird mit ihm der Versuch angestellt, welchen dieser verschiedenen möglichen Wege er zu wählen gedenke. Auf diese Weise vergegenwärtigt uns die Versuchung das innerste Leben des Menschen, die ursprüngliche und unveränderliche Einrichtung unserer Natur, die stets sich wiederholende Aufgabe unseres Lebens. Sobald wir aber auf die ver-

schiedene Stellung Rücksicht nehmen, in der die Einzelnen nach ihrer Vergangenheit und Gegenwart sich zu dieser allgemeinen Aufgabe des Lebens befinden, sobald wir an das Ergebniß denken, zu dem irgend welche Verhältnisse nach der Gesinnung und Gedankenrichtung jedes einzelnen Menschen sich gestalten müssen; so werden dieselben Umstände, je nachdem das Herz dieses Menschen Gott sucht, oder verläugnet, das eine Mal zu einer Prüfung und Versuchung, die ihn im Guten befestigt, das andere Mal zu einer Prüfung und Versuchung, die den bösen Sinn desselben durch Erzeugung neuer Selbsttäuschung und Verschuldung offenbart. Wenn Gewissenhaftigkeit und Ausdauer bei dem heiligen Werk der Selbstbildung endlich ihre Frucht tragen, wenn der Mensch endlich dahin gelangt, das, was die Pflicht von ihm fordert, gern zu thun, dann ist das Böse für ihn zwar nicht verschwunden — er sieht sogar mehr von demselben, als vorher, er entdeckt es auch da, wo die Weisen der Welt nur Lobenswerthes sehen — aber das Böse hat seine Macht über ihn verloren; es ist in ihm, wie in dem Ewigen, stets verworfen und gerichtet; es dient ihm fortan; er erkennt mit Hilfe dieses Gegensatzes das Wesen des Guten und die Allseitigkeit desselben immer vollkommener, und jede neue Versuchung ist ein Fortschritt für ihn. Wer dagegen noch nicht sicher ist, ob er nicht in das, was ihm böse scheint, doch einwilligt, oder wer Aufschlüsse der Selbsterkenntniß fürchtet und ihnen aus dem Wege geht, oder wer das Gute, wenn er es thut, selten ohne ein gewisses Widerstreben, ohne daß es ihm Ueberwindung kostet, zu thun im Stande ist; für den bezeichnet die Versuchung selten oder nie einen Gewinn, nur zu oft eine entschiedene Niederlage. Auf das, was die Prüfungen des Lebens für einen solchen Menschen sind, richtet sich unser Nachdenken, wenn wir beten: Führe uns nicht in Versuchung.

Zu dieser das Werk der Selbstbildung in uns immer aufs Neue bedrohenden Versuchung kann Alles werden, indem es uns bald als ein Uebel erscheint, das uns Furcht einflößt, bald als ein Gut, das unsere Begierde reizt. Die in Schmerz und Unglück je-

der Art für uns verborgenen Versuchungen haben wir auf dem bisherigen Wege unserer Betrachtung schon oft berührt. Die Gefahren der Empfindung, die uns die Handlungen eines Anderen verletzend und kränkend, die ganze Persönlichkeit desselben unangenehm und widerwärtig erscheinen läßt, haben den Gegenstand der unmittelbar vorhergehenden Betrachtungen gebildet. Wir beschäftigen uns deshalb heute vorzugsweise mit den Versuchungen, welche uns da drohen, wo Menschen und Dinge uns mit dem Gefühl des Wohlgefallens und der Befriedigung erfüllen und uns Genuß verheißen.

Die erste Frage, auf die wir uns heute beschränken, ist folgende: Was können wir thun, um in dieser Versuchung, wenn sie uns betrifft, nicht zu unterliegen, sondern in diesem Kampfe, wenn er begonnen hat, das Böse mit Gutem zu überwinden? Beschäftigen wir uns zuerst mit der Vorfrage, was wir darunter verstehen, daß ein Mensch in der Versuchung unterliegt! Man setzt das Vergehn gewöhnlich in die äußere Handlung, in das, was von den Thaten des Menschen zu sehn und zu hören ist, man sieht seine Schuld darin, daß sein Mund ein Wort der Begierde oder Leidenschaft spricht, daß er seine Hand ausstreckt, um sich einen Gegenstand anzueignen, der eines Anderen ist, daß sein Fuß einen verbotenen Weg betritt. Aber diese äußeren Handlungen enthalten ein Gemisch von Zufall und Nothwendigkeit, das mit unserer Schuld Nichts zu thun hat; diese äußeren Handlungen enthalten das, was geschieht, nachdem das Vergehn begangen ist; diese äußeren Handlungen werden häufig unterbleiben, weil irgend ein Hinderniß dazwischentritt, oder irgend eine Befürchtung uns zurückhält, aber was auf diese Weise unterbleibt, betrifft nur die Folgen, die unser Vergehn haben kann, nie das Vergehn selbst. Die Richter, welche uns nach den bürgerlichen Gesetzen oder nach den Vorschriften der öffentlichen Meinung beurtheilen, suchen allerdings das, was sie Schuld und Vergehn nennen, stets ausschließlich in diesen äußeren Handlungen; für unsere sittlich-religiöse Betrachtung aber, die keinen anderen Richterspruch als den des Gewissens anerkennt, besteht die Verschuldung

nicht in dem, was äußerlich in unserer einzelnen Entschließung geschieht, sondern in den Gedanken, aus denen unsere Entschlüsse entspringen. Das Menschenleben ist die Uhr, mit deren inneren Einrichtung und sachverständigen Behandlung Jeder vollkommen bekannt und vertraut sein muß. Die Meisten haben sich aber ihr Lebenlang darauf beschränkt, diejenigen Veränderungen ins Auge zu fassen, die auf dem Zifferblatt zu Stande kommen, und den Zeiger auf demselben mit dem, was sie gute Vorsätze nennen, vorzuschieben oder zurückzustellen. Wir haben es wie überall, wo wir nach sittlich-religiöser Erkenntniß streben, so auch in der gegenwärtigen Betrachtung über die Versuchung, zu der die Eindrücke des Angenehmen für uns werden, nur mit dem inneren Uhrwerk zu thun. Wenn wir sagen: Der Mensch besteht in der Versuchung, oder er unterliegt in ihr, so meinen wir damit, er habe zu einer bestimmten Zeit seines Lebens darauf gehalten, daß die Triebfeder und die Räder des Selenuhrwerkes in Ordnung seien, oder er habe versäumt, darauf zu achten. Das Einzige nun, was den Gang dieses Uhrwerkes bestimmt, sind unsere Vorstellungen von dem Guten und dem Bösen. Unsere Handlungen hängen von unseren Urtheilen ab, und unsere Urtheile hängen davon ab, was wir in Bezug auf Gutes und Böses denken und empfinden. Die Frage, was wir zu thun haben, um in der Versuchung nicht zu unterliegen, ist gleichbedeutend mit der Frage, was wir zu thun haben, um Gutes und Böses richtig aufzufassen. Auf diese Frage haben wir nach unseren Grundsätzen nur die eine Antwort, daß Gutes und Böses von dem Menschen richtig aufgefaßt wird, wenn der Auffassung das Bewußtsein der Freiheit zu Grunde liegt.

Muß der Mensch nach dem Vergnügen, das er genossen, sich gestehn, daß es ihn an der Erfüllung einer Pflicht gehindert hat, fühlt er nach dem Genuß eine gewisse Leere und ein Unbehagen, Unzufriedenheit mit seiner Lage und Umgebung, Unlust und Unfähigkeit zu den Arbeiten, die ihm obliegen, oder empfindet er auf irgend eine andere Art den bitteren Nachgeschmack, von welchem

der Trank der Freude so oft begleitet ist, und glaubt er daraus entnehmen zu dürfen, daß der Genuß, der ihm zu Theil geworden, nicht frei vom Bösen gewesen ist; so unterläßt er es selten, sich damit zu entschuldigen, daß die Anziehungskraft, welche das Angenehme auf den Menschen nach der Natur desselben ausübe, gewaltig sei, und daß sich diese Anziehungskraft dem Bösen mittheile, wenn es sich unter dem Angenehmen verberge. Indem er zu solchen Entschuldigungen seine Zuflucht nimmt, setzt er voraus, daß das Böse etwas von außen Kommendes sei, sich verbergen könne und so, mit den Reizen des Angenehmen ausgestattet, eine Macht äußere, der zu widerstehn der Mensch keine Kraft habe. Wie ist diese Vorstellung vom Bösen mit dem Bewußtsein unserer Freiheit zu vereinigen? Kann ich für das Böse, das durch mich geschieht, verantwortlich gemacht werden, kann ich als der Urheber desselben angesehen werden, wenn demselben eine Macht über mich verliehen ist, gegen welche meine Widerstandsfähigkeit nicht ausreicht, wenn das Böse sich in mein Herz hat einschleichen können, ohne daß ich im Stande gewesen bin, es zu erkennen, wenn es dem Bösen verstattet ist, für das Auge meines Geistes eine Gestalt anzunehmen, in der Alles, was mich warnen und mir Vorsicht empfehlen soll, sorgfältig verdeckt ist, eine Gestalt, in der das Böse sich als eine von Gott selbst mir zugedachte Gabe darstellt? Die Gewohnheit, von der Macht des Bösen und den Täuschungen desselben zu sprechen, ist auch unter Menschen, die das Gute lieben, so verbreitet, daß man nicht annehmen kann, die Freiheit sollte überall, wo diese Ausdrücke gebraucht werden, verläugnet werden. Auch entsprechen sie durchaus dem Bewußtsein der Freiheit, wenn man damit bezeichnen will, daß die Wirkungen des Bösen zu tief gehen, um durch Anwendung äußerer Mittel, wie äußerer, durch Zwang aufrecht zu erhaltender Gesetze und Einrichtungen allein beseitigt werden zu können, wenn man damit bezeichnen will, daß die Verirrung der Gedanken, von welcher das Böse begleitet ist, durch den Unterricht und die Verstandesaufklärung allein nicht gehoben wer-

den kann, die zur Berichtigung unserer Vorstellungen von der Natur und ihren Gesetzen so viel beitragen. Denkt man auf diese Weise bei der Macht und den Täuschungen des Bösen nur an die Erscheinungen, die im Gefolge desselben eintreten, und an die Mittel, welche zur Entfernung dieser Aeußerungen des Bösen anzuwenden sind, so hebt man damit gerade die Bedeutung der Freiheit hervor, so bezeichnet man damit gerade die Kraft des sich selbst bestimmenden Willens als die Achse, um die sich die ganze Welt unserer Gefühle und Gedanken bewegt, so sagt man damit eben, daß das, was aus dem Willen, dem Glauben, der Ueberzeugung hervorgeht, Irrthum wie Erkenntniß, Böses wie Gutes, unendlich überlegen ist allen Maßregeln der Klugheit und Gewalt, welche sich aus der Berechnung der Vortheile und Nachtheile ergeben, und bei deren Ausführung allein auf die Triebfedern der Furcht und der Hoffnung Rücksicht genommen ist. Sollen aber die Macht und die Täuschungen des Bösen sich nicht auf die Wirkungen, sondern auf die Entstehung desselben beziehn, soll damit nicht gesagt werden, wie der Mißbrauch der Freiheit sich zur Wirksamkeit der übrigen Kräfte und Fähigkeiten verhält, wie das Menschendasein sich unter dem Einfluß des Bösen entwickelt und gestaltet, sondern soll damit dem Bösen eine Macht über meinen Willen zugeschrieben und mein Verschulden dadurch erklärt werden, daß das Böse in der Maske des Angenehmen und mit der unwiderstehlichen Anziehungskraft desselben sich meinen Willen unterwirft, so ist dies eine Auffassung des Bösen, die sich mit dem Bewußtsein der Freiheit nicht verträgt und von einem gänzlichen Verkennen der Einrichtung der menschlichen Natur zeigt. Um von einer Macht sprechen zu können, die das Böse auf mich ausübt, muß ich voraussetzen, daß das Böse, das ich in mir wahrnehme, von außen gekommen ist, während doch im Gegentheil das Böse so eins mit dem Willen ist, daß es aus dem Willen geboren wird und die Schwelle seiner Geburtsstätte nie überschreiten kann. Das alte Wort, in welchem Gott das Wesen der Freiheit so bezeichnet, daß er sagt: Ich habe dir

vorgelegt Gutes und Böses, nun wähle du, wird oft noch ebenso wenig verstanden, als zur Zeit Jesu, indem man bei dem Guten und Bösen an die einzelnen äußeren Gebote und Verbote der bürgerlichen Gesetze und der gesellschaftlichen Sitten denkt. Jenes alte Wort will aber nichts Anderes sagen, als daß der Mensch nach der von Gott geordneten Nothwendigkeit seiner Natur stets selbst bestimmen soll, welcher unter den vielen Wegen, die er vor sich sieht, der rechte sei. Dies nicht bestimmen wollen, um das, was das Rechte sei, sich nicht kümmern wollen, der Gerechtigkeit die Ehre nicht erweisen wollen, die ihr unter dem Gesetz der Freiheit zukommt, dies und nichts Anderes ist das Böse. Es giebt für mich gar kein Böses außer meinem Willen. Alles, was ich in dem Leben Anderer böse nenne, ist für meinen Willen nur ein leeres Wort, dem dieser mein Wille erst einen Inhalt giebt, indem er es entweder zum Ausdruck seiner eigenen Untreue und Gewissenlosigkeit macht und in Folge dessen mit Wohlgefallen betrachtet, oder sich daran dessen, was er nicht will, aufs Neue bewußt wird und es dadurch in einen Ausdruck seiner Treue und Wahrhaftigkeit verwandelt. Du mußt es gänzlich vergessen haben, daß du gegen Alles, was du böse nennst, ebenso sicher und geschützt bist, als der ewige Gott, daß Jeder noch heute so sündigt, wie der Erste, der, nur von Bildern und Gestalten des Guten, Vollkommenen und Heiligen umgeben, den Gedanken der Wahrheit und Gerechtigkeit mit Mißachtung behandelte, daß Niemand auch nur den geringsten Theil seiner Verantwortlichkeit auf irgend einen Anderen übertragen kann. Du mußt diese Natur der Freiheit und die Entstehung des Bösen gänzlich vergessen haben, um von einer Macht und Täuschung, die das Böse mit Hilfe des Angenehmen und der demselben eigenen Anziehungskraft ausüben soll, sprechen zu können.

Was zunächst die so genannten Täuschungen des Bösen betrifft, die darin bestehn sollen, daß es sich unkenntlich zu machen und in einer fremden Gestalt in die Sele Eingang zu verschaffen weiß, so ist diese Vorstellung in der Kindheit unseres Geschlechtes entstanden,

in der alles Innere eine sinnliche Gestalt annimmt, und später von denen festgehalten und verbreitet, welche zu aufrichtig, um das Böse zu läugnen, das in ihnen ist, und zu träge, um es zu entfernen, keine auch die gezwungenste Entschuldigung nicht verschmähn. Wer aber diesem seinem Interesse, das Böse voll List und Verschlagenheit und dem Menschen überlegen zu denken, in seiner Auffassung des Menschenlebens keine Einmischung gestattet, der wird mir Recht geben, daß die Natur in Bezug auf keinen Gegenstand so viel Sorge getragen hat, Klarheit zu schaffen und jeden Zweifel zu beseitigen, als in Bezug auf den Unterschied des Guten und des Bösen. Auch in der Zeit des tiefsten Aberglaubens, während in den öffentlichen Bekenntnissen der Zwang geheiligt und Selbstverachtung zu einer Tugend gestempelt wird, erlischt in Keinem jenes innere Licht, welches das Verwechseln des rechten und des faschen Wegs unmöglich macht. Denken wir uns ferner die Ausbildung des Verstandes im Menschen noch so gering, denken wir, daß derselbe, jeder schärferen Unterscheidung unfähig, sich darauf beschränkt, zu sagen: Gut sein heißt Gott vor Augen und im Herzen haben; reicht etwa dies einfache Wort nicht hin, um ihn gegen jede Täuschung zu schützen? Weiß er nicht von dem Unterschied des Guten und des Bösen genug, wenn er zu sich spricht: Da fängt das Böse an, wo mir die Erinnerung an Gott unbequem scheint, da ist mein Leben schlecht geworden, wo es den Gedanken des Ewigen, wo es die Gegenwart des Heiligen nicht ertragen kann? Kann ich je bei irgend einem Augenblick meines Lebens darüber in Zweifel sein, ob er zu denen gehörte, wo ich Gott vor Augen und im Herzen hatte, oder zu denen, wo ich mich von ihm wendete und seiner vergaß? Nein, meine Freunde, die Unterscheidung des Bösen und des Guten in unserer Sele kommt von Gott, und er spricht zu Jedem gleich verständlich; das Böse täuscht uns nie. Erst wenn wir das Gute verworfen und Schein und Unwahrheit zu unserem Herrn gemacht haben, beweisen wir dieses damit, daß, obschon wir das Böse ge-

wollt, wir uns doch als das bedauernswerthe Opfer seiner List und Täuschung darstellen.

Um der leeren Ausrede einen Anschein von Begründung zu geben, behauptet man, daß das Böse seine Täuschung mit Hilfe des Angenehmen vollführe und in seiner einschmeichelnden, gewinnenden Gestalt sich Zugang zum Herzen des Menschen verschaffe. Auch in dieser Behauptung ist die natürliche Ordnung der Dinge umgekehrt und das Ende zum Anfang gemacht. Denn wenn wir unter dem Angenehmen nicht jene Sinnesempfindung des Geruchs und Geschmacks verstehen, die Gerechtes und Ungerechtes offenbar nicht unterscheiden helfen, also auch nicht zur Verwechselung desselben verführen können, wenn wir vielmehr an jene Genüsse und Vergnügungen des Herzens denken, die in so engem Zusammenhang mit dem sittlichen Charakter des Menschen stehen; so erscheint doch auch hier nicht die Gerechtigkeit im Gefolge einer Art und die Ungerechtigkeit im Gefolge einer anderen Art von Freuden, sondern im Gegentheil, wie die Gesundheit demselben Auge, derselben Haut eine andere Farbe, einen anderen Glanz giebt als die Krankheit, so ist es ein und dieselbe Mahlzeit, aus der die Gerechtigkeit den Genuß eines reinen Herzens und das Unrecht einen Erguß unreiner Begierde macht. Nicht weil das Gold einen verführerischen Glanz hat, wird es dich mit der Zeit hartherzig und erbarmungslos machen, nicht weil der Schmuck am Kleide schön ist, wird er dich mit der Zeit eitel machen, nicht weil es einen hohen Genuß gewährt, der Gegenstand der Bewunderung Vieler zu sein, wird dieser Genuß dich mit der Zeit in einen Ehrgeizigen und aus dem Ehrgeizigen in einen Heuchler verwandeln, nicht weil das Gefühl der Freundschaft süß ist, wird es dich mit der Zeit dahin bringen, jedes Verlangen der Leidenschaft zu erfüllen und dich von Gott zu wenden; sondern umgekehrt, weil du die Stimme Gottes in deiner Sele nicht hören wolltest, siehst du das Gold jetzt lieber in deinem als in eines Anderen Besitz, weil du Gott nicht vor Augen und im Herzen hattest, hörten Einfachheit und Ordnung auf, dein Schmuck zu sein

und fingst du an, dich nach falschem Schmuck umzusehn, dessen äußerer Glanz die Armseligkeit deines inneren Lebens verbergen soll, weil du den Rath deines Gewissens verachtet hattest, wurde es dir zum Bedürfniß, dich im Lobe Anderer zu spiegeln und für das Mißfallen an dir selbst einen Ersatz zu erhalten, weil du von der Wahrheit dich abgewendet hattest, entschlossest du dich, an einer Freundschaft und Liebe Gefallen zu finden, welche der Decke des Geheimnisses bedarf. Mit einem Wort, es ist unmöglich, daß das Angenehme dich zum Bösen verführt; denn das Angenehme gehört nicht zu den Dingen, die vor dir, neben dir, außer dir existiren, sondern du bist es, der du sie, wie du willst, in das Gewand des Angenehmen oder des Unangenehmen kleidest. Es versteht sich von selbst, daß in dem Menschen, der Gott und sich selbst verläugnet, nur das Schlechte die Empfindung des Angenehmen erzeugen kann.

Das Böse kann sich der Anziehungskraft des Angenehmen nicht bedienen und auf diese Weise täuschen, sondern im Gegentheil, wo der Wille des Menschen böse ist, da sucht er seines Gleichen an sich zu ziehn und nennt es angenehm. Das Böse täuscht überhaupt nicht; es ist für Jeden, der sehn will, von der Hand des Ewigen gezeichnet. Das Böse ist endlich Nichts, was dem Menschen von außen kommt, wie Thaten, die aus gewissen Gründen geschehen. Die Liebe zu Gott ist selbst der Grund alles Guten. Was würdest du eben deshalb von einem denken, der nach Gründen für die Liebe Gottes fragen wollte? Wie der Mensch das Gute um des Guten willen thut, so thut er auch das Böse, ohne daß Gründe ihn dazu bestimmen, sondern weil er es will. Jeder handelt noch heute wie die Mutter unseres Geschlechtes, die den Apfel brach nicht in der Hoffnung, Gott gleich zu sein, noch in irgend einer anderen Absicht, sondern weil sie Gott nicht vor Augen und im Herzen hatte, und ihr deshalb die verbotene Frucht gefiel. Die Erkenntniß, daß es stets der Mensch ist, der das Böse aus sich selbst erzeugt, daß dem Menschen die Versuchung nie von außen kommen kann, daß der Verführer nie ein Anderer ist als der Ver-

führte selbst, diese Erkenntniß ist die einzige Hilfe, die es in der Stunde der Versuchung giebt.

Es ist nicht nöthig, hinzuzusetzen, daß diese Erkenntniß uns nicht durch eine Predigt, die wir hören, nicht durch eine Abhandlung, die wir lesen, überliefert werden kann. Die Worte eines Anderen können uns höchstens zu der Einsicht verhelfen, daß diese Erkenntniß nothwendig ist. Zu erwerben aber ist sie nur durch die That, nur im Leben. Die alten Völker der vorchristlichen Zeit nannten den Besitz derselben die Tugend der Besonnenheit; unsere Vorfahren sagten von dem, welcher sie errungen, er sei in der Zucht des Herrn; und in der That wird Niemand ein tüchtiger Gehilfe an dem Bau des Gottesreichs sein, der nicht sich selbst zu regieren gelernt hat. Die Erkenntniß der Freiheit ist eine Kunst und Wissenschaft, die nur durch tägliche Uebung zu erlangen ist. Wer wirklich keinen Tag verfließen läßt, ohne sich den Beweis zu führen, daß er in keiner fremden Gewalt steht, sondern sein eigener Herr ist, wer keinen Tag vergehn läßt, ohne sich durch die That zu überzeugen, daß er sich selbst angehört, wer keinen Tag verrinnen läßt, ohne am Angenehmen sich dessen bewußt zu werden, daß er es entbehren und einem Anderen zuwenden kann, ohne zu versuchen, ob er nicht in den Geschäften, die ihm die lästigsten und unbequemsten sind, an Bereitwilligkeit und Ausdauer jedem Anderen gleich kommen kann; der schreitet sicher in der Erkenntniß der Freiheit vor, daß, so lange Athem und Muskeln vorhalten, es nichts als Selbsttäuschung ist, zu sprechen: Ich kann nicht; und je deutlicher wir bei dieser fröhlichen Arbeit der Selbsterkenntniß einsehen, wie oft unser angebliches Müssen nichts als verkapptes Begehren und die angebliche Unmöglichkeit nichts als eine verkappte Unlust ist, desto geringer wird die Gefahr, daß wir in der Stunde der Verführung unterliegen. Amen.

---

14. b.

Führe uns nicht in Versuchung.

Es ist eine alte Bemerkung, daß die Hoffnungen der meisten Menschen um so lebhafter, die Aeußerungen ihrer Freude um so heftiger werden, je hoffnungsloser und elender ihr Zustand und ihre Lage wird. Der Kranke, für den es keine Heilung mehr giebt, und der so gern noch länger dem Leben auf der Erde angehören möchte, sieht in der geringsten Erleichterung seines Leidens eine sichere Aussicht auf vollständige Genesung. So lange in dem Geschäft des Einzelnen und in den Unternehmungen des öffentlichen Lebens Alles gut geht, macht man auch von den günstigsten Nachrichten wenig Aufhebens; mit der aufsteigenden Gefahr entsteht das Bedürfniß des Trostes, und je unwahrscheinlicher das Gelingen wird, mit um so lauterer Freude wird jede Kunde begrüßt, die auf eine günstige Wendung gedeutet werden kann. Diese Erfahrung wiederholt sich in dem sittlich-religiösen Leben des Menschen. Wo das Ewige und Göttliche in der Sele des Menschen nicht die gesetzgebende und richtende Macht ist, wo Geschäft und Zerstreuung die erste Stimme haben, und die Arbeit der Erkenntniß und Befreiung sich mit dem Rest von Zeit und Kraft begnügen müssen, welche die Sorge für Geschäft und Zerstreuung nicht in Anspruch nimmt, wo zwischen dem, was der Mensch ist, und dem, was er sein soll, sich eine tiefe Kluft gebildet hat; da verfehlt der Mensch nie, auch die schwächsten Regungen der Theilnahme für das Streben nach Wahrheit als Beweise unerschütterlicher Treue darzustellen, die ihm ein Recht geben, mit sich selbst in jeder Beziehung zufrieden zu sein. Er urtheilt wie der Dieb, der, in seinem Geschäft unterbrochen, einen Augenblick unentschlossen geblieben ist, ob er seine Beute fahren las-

sen, oder mit dem Tode dessen, der ihn stört, erkaufen soll, und es sich dann hoch anrechnet, daß er der Versuchung widerstanden und seine Hand vom Blute rein erhalten hat. Den Meisten wird die Selbsttäuschung in dieser Form vielleicht unbegreiflich scheinen, aber nur deshalb, weil die Art des Diebstahls, welche die bürgerlichen Gesetze verbieten, und welche der Thäter geheim zu halten suchen muß, nicht zu den herrschenden Fehlern, nicht zu denjenigen Vergehungen gehört, die sie selbst wie alle Welt bei hellem Tage ohne Scheu begehn dürfen und begehen. Beachtet man aber diesen Unterschied nicht, so findet man, daß jene große Menge, welcher die gute Meinung jenes Diebes von sich selbst so unbegreiflich scheint, in derselben Selbsttäuschung befangen ist, wenn sie es als einen Beweis der Tugend rühmt, daß der Mensch der Versuchung widersteht.

Man bezeichnet es als einen Sieg des Menschen, wenn er die Versuchung zum Bösen unterdrückt. Wir haben in der letzten Betrachtung, in welcher uns dieser Streit des Menschen mit sich selbst beschäftigte, einen solchen Ausgang des Kampfes in gewisser Beziehung auch als einen Sieg ansehn müssen. Aber es giebt Siege verschiedener Art, Siege, die einen sicheren Frieden mit Gewißheit erwarten lassen und deshalb die Glücklichen, die ihn errungen haben, mit ungemischten Empfindungen der Freude erfüllen, und andere Siege, die nicht nur keine entschiedenen Erfolge herbeiführen, sondern so zweideutiger Natur sind, daß die Sieger, wenn sie Verstand genug besitzen, um ihre Lage zu begreifen, bekennen müssen: Noch ein solcher Sieg, und wir sind verloren. Wie Viele von denen, die mit hoher Selbstzufriedenheit auf ihre in der Versuchung bewiesene Festigkeit blicken, würden dasselbe Bekenntniß ablegen, wenn sie eine richtige Vorstellung von dem Zustande ihres inneren Lebens hätten! Ja, ich glaube, daß eine glücklich bestandene Versuchung eigentlich nie zu jenen Siegen zu zählen sei, deren der Mensch froh werden kann, weil sie einen entschiedenen Fortschritt im Guten verkünden. Denn wie groß auch die Kraft sei, die der Mensch in dem Widerstande gegen das Böse beweist, so dürfen wir

doch nicht übersehn, weshalb es in dem Augenblick der Versuchung einer solchen Anstrengung bedurfte; die Anstrengung wurde nämlich nur deshalb erforderlich, weil er fühlte, daß er sich bereits zum Bösen hinneigte, in dessen Rath einwilligte und die Vertheidigung desselben gegen sein Gewissen übernähme. Die Art von Treue, die uns davor bewahrt, in der Versuchung zu unterliegen, setzt stets eine vorangegangene Untreue voraus. In eine Versuchung verfallen heißt ja nichts Anderes als versäumt haben, sich die Reinheit des Herzens zu bewahren. Es ist ein Uebergangszustand, in welchem die Menschen, mit denen wir verkehren, die Dinge, mit denen wir uns beschäftigen, für uns zur Versuchung werden. Die Erfahrung, daß wir bisher in der Versuchung standhaft gewesen, ist keine Bürgschaft dafür, daß wir derselben nicht endlich doch unterliegen, eine neue Gestalt des Bösen liebgewinnen und diejenigen, die uns von diesem Glauben befreien wollen, als Feinde der Wahrheit zu verfolgen anfangen. Unser Gebet, das uns vor dem Bösen schützen soll, ist deshalb erst dann erhört, wenn wir den Gefahren des Bösen vorzubeugen, wenn wir die Wiederkehr der Versuchung, in der unsere Schuld sich spiegelt, zu verhindern im Stande sind. So aufgefaßt, soll das Gebet des Meisters, daß Gott uns nicht in Versuchung führe, heute der Gegenstand unserer weiteren Betrachtung sein.

1. Der Wiederkehr der Versuchung vorbeugen, das muß dem Bösen gegenüber das letzte Ziel unseres Strebens sein. Aber Viele werden bezweifeln, daß es überhaupt möglich sei, die Wiederkehr der Versuchung zu verhüten. Sie werden uns daran erinneren, daß Verständige die in der Zukunft drohenden Gefahren zu beseitigen und die verderblichen Wirkungen derselben zu verhüten nur dann hoffen können, wenn es stets dieselben Verhältnisse sind, unter denen sie entstehen, wenn die gefürchteten Erscheinungen durchweg einen uns bekannten, gesetzmäßigen Verlauf haben. Um das, was kommen soll, unmöglich zu machen, muß ich die Bedingungen, ohne die es nicht entstehn kann, kennen und in meiner Macht haben.

Sie fragen nun, ob dies bei den Versuchungen der Fall sei? Von einigen Lebensumständen und Persönlichkeiten mögen wir wohl wissen, daß unser Gemüth ihnen gegenüber leicht seine Fassung verliert, daß es uns ihnen gegenüber schwer wird, unseren Blick klar und unser Urtheil unbefangen zu erhalten. Vielleicht liegt es in diesen Fällen auch in unserer Macht, uns den Umständen zu entziehn, die für unser inneres Leben solche Gefahren mit sich führen. Aber was ist damit erreicht? wird man mit Recht fragen können. Werden Gegenstände, deren Bild Zeit gehabt, sich meiner Sele einzuprägen, Menschen, an deren Umgang ich mich gewöhnt, mich zu beschäftigen aufhören, wenn ich die sinnliche Gegenwart derselben meide? Und wenn es uns auch gelänge, die Züge der Erinnerung zu verwischen: was sichert uns dagegen, daß nicht bereits andere Dinge und Personen sich in unserem Gesichtskreis befinden, welche die schlummernde Begierde aufs Neue zu erwecken und das Gleichgewicht unseres inneren Lebens wieder zu stören sich bereit machen und es zu Stande bringen, ohne daß wir es ahnen. Sind nicht auf solche Weise auch diejenigen Versuchungen entstanden, deren wir nun endlich mit Mühe mächtig geworden? Wir hatten nicht nach Art der Bösewichter und Missethäter, die in Romanen auftreten, aus Wohlgefallen am Schlechten die Gelegenheit zu demselben geflissentlich aufgesucht; sondern indem wir nichts Anderes zu thun glaubten, als was die Einrichtung der menschlichen Natur mit sich bringt, indem wir Anderen und uns selbst Rechenschaft von der Verschiedenheit des Eindrucks gaben, den das Angenehme und das Unangenehme auf uns äußert, war, ohne daß wir anzugeben wissen, wie, aus dem Angenehmen eine Anziehungskraft geworden, die den Anschein des Unwiderstehlichen für uns annimmt, eine Gewalt, die uns Fesseln anlegt, wenn die Freiheit zu ihrer Arbeit ruft, eine Gewalt, die uns gebunden dem Bösen überliefert, als wären wir außer Stande, Gefühle und Gedanken, Wort und That, die es zu seinem Dienste fordert, ihm zu versagen. Das ist die eigenthümliche Entstehungsart aller Versuchungen; sie überfallen den Men-

schen, wie der Dieb in der Nacht; wir sehen sie nicht kommen, so daß wir ihnen den Eingang verwehren könnten, sondern wir werden derselben erst gewahr, wenn sie Aufnahme in unseren Herzen gefunden haben. Genau angesehen, sind die Versuchungen nur selten an das geknüpft, was von außen allmählig naht; gewöhnlich sind sie nichts Anderes als Gedanken, die uns unwillkürlich einfallen, Bilder, die eine unsichtbare Hand vor den Spiegel unseres Bewußtseins stellt. Wir wissen nicht, wann, woher, in welcher Gestalt die Gedanken der Versuchung in unserem Selenleben erscheinen werden; es fehlt jeder Zusammenhang zwischen unserer Gegenwart und dem, was wir von der Zukunft zu befürchten haben, und es soll doch möglich sein, der Versuchung vorzubeugen?

Es wäre in der That unmöglich, wenn hiebei zwischen unserem vergangenen Leben und dem, was die Zukunft bringt, kein Zusammenhang bestände. Aber er besteht allerdings, und wir wissen, daß er besteht, wenn wir ihn auch nicht sinnlich wahrnehmen. Niemand kann der Gewitterwolke und der Metallspitze auf dem Dache den Zusammenhang, der zwischen ihnen besteht, ansehn; doch weiß Jeder, der mit den Gesetzen der Himmelserscheinungen nicht ganz unbekannt ist, daß es einen sehr engen Zusammenhang zwischen der Wolke und dem Blitzableiter giebt. So ist auch den Gedanken, von dem wir sagen, daß sie uns unwillkürlich einfallen, ihr Ursprung nicht anzusehn, und doch weiß Jeder, der mit den Gesetzen der geistigen Welt nicht ganz unbekannt ist, daß an den Gedanken, die uns so unwillkürlich durch die Sele zu fahren scheinen, keineswegs Alles zufällig ist, sondern gerade dasjenige von ihnen, was uns hier allein beschäftigt, dasjenige, wodurch die Gedanken sich in Versuchungen für uns verwandeln, im engsten Zusammenhang mit unserer ganzen inneren Handlungsweise und unserer sittlichen Denk- und Lebensart steht. Um uns diesen Zusammenhang klar zu machen, wollen wir uns daran erinnern, daß von dem unendlichen Vorrath von Gedanken, Empfindungen und Bestrebungen, die zur inneren Welt auch des Ungebildetsten gehören, es selbst

bei den gebildetsten Menschen nur immer ein sehr geringer Theil ist, dessen er zu einer bestimmten Zeit sich bewußt wird. Das Menschenleben gleicht in dieser Beziehung einem Strom in einer Mondnacht. Von den zahllosen Wellen, die den Strom bilden, sind stets nur die wenigen sichtbar, in denen sich die Strahlen des Mondes spiegeln. Daß das Wasser, dessen Anblick das Dunkel uns früher entzog, uns nun sichtbar wird, ist die einzige Veränderung, die hier vorgeht; die Art der Bewegung, die wir an den beleuchteten Wellen wahrnehmen, ist dieselbe geblieben; wie ruhig, sanft und langsam, oder wie jäh und wild die Bewegung war, so bleibt sie, das Licht mag kommen oder verschwinden. So ist es auch mit den Gedanken, die uns unwillkürlich einfallen. Sie kommen nicht als neuer Zuwachs von außen, so daß sie den Strom unseres inneren Lebens plötzlich anschwellen lassen. Nein! sie haben demselben vielleicht seit Jahren, seit Jahrzehnten angehört und sind stets in Bewegung und in Wechselwirkung mit allen übrigen Gedanken und Gefühlen unserer Sele gewesen. Die Veränderung, die mit ihnen jetzt vorgeht, beschränkt sich darauf, daß wir uns derselben bewußt werden. In dem, was an ihnen zu sehn ist, in der Gestalt, die sie, vom Lichte des Bewußtseins beschienen, uns zeigen, hat sich nicht das Geringste dadurch geändert, daß sie aus dem Dunkel der Bewußtlosigkeit hervorgetreten sind. Ist die Sprache der Gedanken, die uns unwillkürlich einfallen, zugleich beunruhigend und einschmeichelnd, gewinnend und verwirrend, wie es den Kindern der Selbstsucht und des Wahnes stets eigen ist, so haben sie nicht etwa erst in dem Augenblick, wo wir sie gewahr werden diese Sprache angenommen oder überhaupt Sprache bekommen, sondern sie haben, ehe wir Etwas von ihnen wußten, oder während wir dieselben vergessen hatten, stets dieselbe beunruhigende und verwirrende Wirkung auf unser Selenleben ausgeübt. Kurz, zwischen dem immer sehr beschränkten Gedankenkreise, der uns im Lichte des Bewußtseins erscheint, und den unbegränzten Räumen unseres Gedankenlebens, die das Dunkel der Bewußtlosigkeit unseren Blicken

entzieht, findet der engste Zusammenhang Statt. Daß von den in uns lebenden und wirkenden Gedanken und Gefühlen jetzt diese und keine anderen vor das Auge unseres Bewußtseins treten, mag man zufällig nennen; daß aber die Erinnerung an den Freund, die jetzt in meiner Sele auftaucht, nicht von dem Triebe der Selbsterkenntniß, sondern von Empfindungen des Hochmuthes begleitet ist, daß das Bild des fremden Glücks, bei dem mein Blick verweilt, mich nicht mit dem Gefühl des Dankes und der Freude erfüllt, sondern in mir das Feuer der Begierde entzündet, daß der Genuß, den mir die Beschäftigung mit dem Schicksal meines Feindes gewährt, nicht aus dem Geist des Friedens und der Vergebung, sondern aus der Hoffnung auf Genugthuung und Vergeltung entspringt, daß also alle diese plötzlich hervortretenden Gedanken ebenso viele Versuchungen zum Bösen für mich sind, das steht mit meinem vergangenen Leben in so engem Zusammenhang, als die Frucht mit der Aussaat. In der That sind alle Versuchungen nichts Anderes als die Früchte des Verderbens, die unser früheres Verschulden trägt. Nicht Krankheit, Mißwachs oder andere Unglücksfälle sind die Strafen, die das Böse nach der göttlichen Ordnung treffen, sondern aus der Sünde erwächst Irrthum, Mißverständniß, Verwirrung, Zwietracht und was sonst die unheimliche Beleuchtung verursacht, in der dem Bösen die Welt erscheint, so daß die Versuchungen als ein Theil der geistigen Uebel anzusehn sind, welche unsere bisherige Unfreiheit und Selbstsucht uns zuziehen.

Dieser enge Zusammenhang zwischen unseren einzelnen Versuchungen und der Richtung des inneren Lebens, die wir verfolgen, zeigt deutlich, daß es dem Menschen allerdings gegeben ist, der Wiederkehr jener Versuchungen vorzubeugen. Denn wenn es sein Verschulden ist, was die Erscheinungen des Lebens für ihn in Versuchungen verwandelt, so werden die Menschen und Ereignisse ihm wieder als das erscheinen, was sie sind, sobald er jenen falschen Weg verläßt und diejenigen Mittel anwendet, die ihn im Streben nach Erkenntniß unterstützen. Je länger und einseitiger der Mensch

die bösen Triebe seines Herzens gepflegt hat, desto üppiger wuchert das Unkraut, desto reicher ist es an Früchten. Entziehe dem Unkraut die Nahrung und Pflege, die du ihm bisher zugewendet hast, und du machst es ihm unmöglich, neue Früchte zu erzeugen, oder mit anderen Worten, du beugst der Wiederkehr der Versuchungen vor. Freilich ist die Veränderung, von der wir hier sprechen, nicht die Sache des Augenblicks; sie kommt allmälig zu Stande, wie Alles in der Natur; und was wir zur Aufhebung der Wirkungen des Bösen brauchen, müssen wir von der Natur entlehnen. Die Veränderung, welche die Wiederkehr unserer Versuchungen unmöglich machen soll, schreitet langsam vor, aber der Forschritt ist sicher, und der Zweck, den wir verfolgen, wird vollkommen erreicht. Die bewegenden Kräfte unseres Geistes, die unser Fahrzeug auf dem Strom des Lebens bilden, sind so eingerichtet, wie das Schiff, das den Leib des Menschen von einem Ort zum anderen trägt. Das ganze Schiff, wie groß es auch ist, wird von einem Punkt aus regiert. Der Mann, der das Steuerruder stellt, bestimmt die Richtung des Laufs, die das Schiff verfolgen wird. Soll es gewendet werden, um eine Bahn einzuschlagen, die der bisher verfolgten entgegengesetzt ist, so bedarf es allerdings Anstrengung und Zeit, aber seine Pflicht wird das Steuerruder thun; daran ist nicht zu zweifeln; es wird so vollständig seinen Zweck erfüllen, daß, wenn das Fahrzeug wieder die Anker lichtet, Alles eine entgegengesetzte Stellung eingenommen hat und das, was früher rechts war, jetzt links ist, und umgekehrt. Es ist mit dem Menschenleben nicht anders. Was für das Schiff die Stelle bedeutet, wo das Steuer arbeitet, ist für das Menschenleben die bewußte Thätigkeit. Wie wenig umgrenzt das Gebiet derselben auch sein mag im Vergleich mit der Gesammtheit der Empfindungen und Vorstellungen, der Gedanken und Begierden, die unser sind, obgleich wir Nichts von ihnen wissen: so ist es doch jene bewußte Thätigkeit allein, durch die bestimmt wird, welche Richtung das gesammte Menschenleben nehmen soll; und wie es dem Steuer, wenn auch langsam, doch vollständig gelingt, das Schiff, das dem

Untergang entgegeneilte, nach dem Aufgang zu kehren, so setzt es auch das bewußte Streben durch, alle Gedanken, Gefühle, Wünsche, Neigungen, die auf das Böse gerichtet waren, so vollständig zu wenden, daß sie fortan mit derselben Entschiedenheit dem Guten folgen und einen Weg inne halten, auf dem Alles, was einst für den Menschen drohende Versuchung war, nun hinter ihm liegt und sich immer weiter von ihm entfernt.

2. Die Betrachtung, daß es dem Menschen allerdings gegeben ist, der Wiederkehr der Versuchungen, die ihm Gefahr bringen, vorzubeugen, hat uns so lange beschäftigt, daß uns kaum noch einige Augenblicke zur Berücksichtigung der Frage bleiben, die Vielen vielleicht die wichtigste scheint, der Frage, welches die besten Mittel und Wege sind, um das, was in unserer Macht steht, wirklich auszuführen und unser Leben von verderblichen Versuchungen zu reinigen? Ohne gewissenhafte Erwägung derselben ist gewiß kein Fortschritt zum Besseren denkbar. Doch werden wir nach unserer Auffassung des sittlichen Lebens von einem Vortrage wenig Hilfe zur befriedigenden Beantwortung erwarten können. In religiösen Gemeinschaften, die auf menschliches Ansehn gegründet sind, liegt es nahe, denjenigen, die das Bewußtsein ihrer Schuld in den Beichtstuhl treibt, gewisse sittliche Verhaltungsregeln zu geben, wie der Arzt ein Rezept für den Kranken schreibt. In unserer Gemeinschaft dagegen, in welcher Jeder seine Vernunft und sein Gewissen als die höchste Macht ehren soll, kann Niemand dem Anderen vorschreiben wollen, welchen Weg er einschlagen soll, um das Ziel der Selbstbildung, der Selbstbefreiung zu erreichen. In dem Streben nach ihm wissen wir uns eins und suchen das Bewußtsein der Einheit durch gemeinsame Betrachtung in unseren Versammlungen zu stärken; aber welches nach der Eigenthümlichkeit und den Anlagen eines Jeden, nach den gesammelten Erfahrungen und der gegenwärtigen Lage desselben der geeignetste Weg zur Erreichung jenes Ziels sei, das muß der Einzelne für sich selbst prüfen und feststellen. Demungeachtet versteht es sich von selbst, daß diejenigen, die in derselben Zeit und in ähnlichen Um-

ständen leben, in der Wahl des einen oder des anderen Mittels der Selbsterziehung übereinstimmen werden; und wenn ich zum Schlusse hinzufügen soll, welches Mittel mir am wirksamsten gegen die in dem Charakter unserer Zeit liegenden und unserem gesellschaftlichen Standpunkt entsprechenden Versuchungen scheint, so kann ich kein Anderes nennen als Arbeit. Arbeit ist der Boden, der für die Triebe des Bösen nicht die geringste, für die Keime des Guten die beste Nahrung enthält. Wer seinem Streben, der Wiederkehr verderblicher Versuchungen vorzubeugen, sicheren und schnellen Erfolg verschaffen will, lerne arbeiten.

Es ist natürlich, daß dieser Zweck nicht durch Alles, was man arbeiten nennt, zu erreichen ist. Es giebt sogar eine Art von Arbeit, welche, weit entfernt, dem Wachsthum des Bösen, das die Früchte der Versuchung trägt, Schranken zu setzen, mit Recht als eine Hauptpflanzstätte der Versuchung bezeichnet werden kann. Ich meine jene bei der Theilung der Arbeit nach Geschlechtern, vorzüglich den Frauen zufallende Beschäftigung, welche die Hand in Bewegung erhält, ohne die Kräfte der Sele anzuspannen oder dem Geist irgend eine Nahrung zu bieten. Nichts ist den Versuchungen zum Beten günstiger, als eine Lage, in welcher der Mensch, äußerlich beschäftigt und vor dem Vorwurf der Unthätigkeit geschützt, ohne es selbst zu merken, der Abneigung gegen ernstliche Anstrengung immer mehr Nachsicht beweist. Die Gefahr wird um so größer, wenn diejenigen, denen jene nur mechanische, kaum der gelegentlichen Aufsicht des Auges bedürftige Bewegung der Finger täglich zu wiederholen obliegt, jene Scheinbildung empfangen haben, welche, ohne dem Herzen wahre Theilnahme für schönes, reines Menschenstreben einzuflößen, ohne irgend ein tieferes Interesse zu begründen, Sinne und Einbildungskraft gereizt, Gefühle und Gedanken in Unruhe versetzt und das verderbliche Bedürfniß der Zerstreuung in die Sele gepflanzt hat. Die Stunden geschäftiger Muße sind es, in denen die Sele der vorgeschriebenen äußeren Pflicht genügend und deshalb in eingebildeter Freiheit vom Bösen immer mehr an jener bequemen

Wohnung, die sich für uns aus Erinnerungen an vergangenes Vergnügen und Hoffnungen auf künftige Genüsse erbaut, Wohlgefallen finden lernt, sich immer tiefer in den Wahn, daß das Glück der Zweck des Lebens sei, verstrickt und mit Vernachlässigung aller Gaben, mit denen Gott das Menschendasein gesegnet hat, das unglückliche Talent entwickelt, überall Mangel und Unvollkommenheit zu entdecken und sich bei jeder Gelegenheit aufs Neue in dem Bewußtsein zu spiegeln, wie wenig die Welt unsere erhabenen Empfindungen zu verstehn und zu theilen vermöge.

Wenn ich die Arbeit als ein Mittel, das der Versuchung vorbeugt, bezeichnen zu müssen glaubte, so meinte ich diejenige Arbeit, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, die Forderungen, die sie an ihn stellt, aus den tiefsten Bedürfnissen seiner Natur schöpft und ihm einen Wirkungskreis eröffnet, in dem es ihm klar wird, daß die Erfüllung der Pflicht und die wahre Neigung sich in vollkommener Uebereinstimmung befinden. Es ist klar, daß die eben angegebenen Bedingungen sich bei denjenigen Arbeiten nicht erfüllen, die zur Befriedigung der täglichen Bedürfnisse oder zur Führung einer sorgenfreien Existenz unternommen werden, und ebenso wenig bei den Geschäften, die wir nach unserer Neigung und eigenen Wahl zu unserem Lebensberuf gemacht haben, und bei denen wir uns wohl bewußt sind, mehr dem Drang der Natur nachzugeben, als uns einem Werk der Selbstbestimmung zu widmen, mehr dem Zuge der Wahlverwandtschaft folgend, eine einzelne Seite des Menschendaseins zu bevorzugen, einer besonderen Neigung nachzuhängen, als das Leben in seiner Gesammtheit zu umfassen, in seiner Tiefe zu durchdringen, es uns in Wahrheit anzueignen und so zu einer Schöpfung unserer Freiheit umzubilden. Soll die Arbeit des Menschen die Macht besitzen, das Leben von den Versuchungen des Bösen zu befreien, so muß sie im wahren Sinn des Wortes freiwillig sein, und das ist sie nur dann, wenn sie uns nicht von der äußeren Nothdurft des Lebens oder der Gewalt besonderer Neigungen aufgenöthigt worden, sondern ihr Zweck das allgemeine Wohl der

menschlichen Gesellschaft, die Verwirklichung der ewigen Gedanken der Wahrheit und Gerechtigkeit ist, wenn Alles, wodurch die Natur den Einen vom Anderen unterscheidet, Alles, was zu unserem persönlichen Dasein gehört, nur den Stoff zur Arbeit liefert, der Antrieb zu derselben aus dem Allen gemeinsamen Leben der Vernunft, aus dem Gefühl und Bewußtsein der Gemeinschaft des Menschlichen und Göttlichen geschöpft wird. Wer diesem Beruf, der Alle vereinigt, ohne ihn durch Beimischung selbstsüchtiger Beweggründe zu verunstalten, seine Kräfte widmet, wer ihn nicht zu einen Spiegel seiner Eitelkeit macht, den Glauben an ihn nicht durch Sorgen und Zweifel über die Ungewißheit äußerer Erfolge zerstört, sondern sich ihm mit selbstloser, uneigennütziger Liebe hingiebt; wer sich nicht darauf beschränkt, dem heiligen Kampf gegen Gewalt und Unrecht aus der Ferne zuzuschaun, sich nicht darauf beschränkt, diejenigen, die für die Wahrheit streiten, mit stummen Wünschen zu begleiten, höchstens, wenn es Niemand hört, mit mahnendem Wort zu ermuthigen, sondern an dem Kampf sich selbst betheiligt, sich unabläßig zu erkennen bemüht, was diesen am schnellsten und sichersten zu einer günstigen Entscheidung führen kann und jeden Tag für verloren achtet, an dem er Nichts für die Sache der Freiheit und des Rechts gethan hat: von einem solchen Menschen kann man sagen, daß er arbeiten lernt, und wer diese Art der Arbeit kennt, versteht sich darauf, das Steuer so zu handhaben und das Lebensschiff so zu führen, daß die verderblichen Versuchungen des Bösen verschwinden, und das Ziel glücklich erreicht wird. Diese Art der Arbeit ist es, die jenen Johannes so umwandelte, daß das Bild des Bösen, das ihn früher verführt hatte, Feuer auf die Häupter der Schuldigen vom Himmel herabzuflehn, später für ihn nie etwas Anderes war als eine neue Erinnerung daran, daß die ewige Liebe nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er lebe, nichts als eine neue Aufforderung, diese Liebe und den Glauben an sie immer reiner und entschiedener in Wort und That zu offenbaren. Und dieselbe Wirkung, welche die den allgemeinen Interessen der Mensch-

heit gewidmete Arbeit auf jene Genossen der ältesten christlichen Gemeinde ausgeübt hat, wird sich heute überall wiederholen, wo Jemand mit Selbstverläugnung und Ausdauer an dem Werk sittlich-religiöser Gemeinschaft mitarbeitet. Auch Mancher von uns hat es erfahren, daß, so oft er die Bestrebungen unserer Gemeinschaft zu begleiten über sich gewann, und von der Arbeit des Gottesreichs ganz in Anspruch genommen ward, das Böse seine Macht über ihn verlor, und Menschen und Dinge, die ihm sonst nicht begegneten, ohne ihn mit Empfindungen selbstsüchtiger Begierde zu erfüllen, von ihm mit unbefangenem Blick und ruhigem Herzen betrachtet werden konnten. Möchte die Heilkraft, welche der Arbeit in der religiös-sittlichen Gemeinschaft beiwohnt, sich immer mehr an uns bewähren! Wenn in unserem Herzen die Liebe zur Wahrheit von leidenschaftlichem Verlangen nach vergänglichen Gütern verdrängt ist, wenn uns das Gute schwer, die Erfüllung der Pflicht als eine unnütze Selbstqual, das Böse dagegen anziehend und vielversprechend erscheint, kurz, wenn wir der Versuchung nicht vorgebeugt haben; dann können wir freilich nichts Besseres thun, als daß wir die Versuchung bestehn, in das Böse nicht willigen und wenn auch mit getheiltem Herzen, wenn auch mit innerem Widerstreben, dennoch das Gute thuen. Aber ist es die wahre Natur des Kindes, daß es sich Zwang auferlegen muß, um dem Rath des Vaters im Himmel zu folgen? Wohl deshalb dem Menschen, der in seinem Suchen und Streben nicht nachläßt, bis er den Weg gefunden hat, welcher in keine Versuchung führt! Wohl dem Menschen, der durch unverdrossene Arbeit am Werk der Selbsterziehung jene geistige Gesundheit wiedererlangt, in deren Genuß wir das Böse, wo und wie es auch erscheint, mit Widerwillen betrachten! Wohl dem Menschen, der durch unverdrossene Arbeit sich wieder zu jener Freiheit des Geistes erhebt, in welcher wir mit dem Bösen umgehn können, ohne daß es uns verletzt, in welcher wir, wie die Schrift sagt, auf Schlangen und Skorpionen zu wandeln vermögen, ohne daß sie uns schaden! Amen.

15.

Erlöse uns vom Bösen.

Die drei letzten Gebete sollen uns vor den Gefahren schützen, denen der Mensch auf dem Wege der Erkenntniß des Guten, der Verwirklichung der Wahrheit ausgesetzt ist. Die Gebete um Vergebung unserer Schuld und um Kraft zum Widerstand gegen die Versuchung vergegenwärtigten uns die Gefahren, die der Umgang mit unserem Nächsten enthält. Das Schlußgebet des Vaterunser, das den Gegenstand unserer heutigen Betrachtung bildet, soll uns auf uns selbst zurückführen und uns die Gefahr kennen lehren, die nach dem Bildungsgange, den wir genommen, unsere eigene Vergangenheit für uns mit sich führt.

Seitdem die Reformation dem Deutschen die Bibel in seiner eigenen Sprache in die Hand gab, ist darüber gestritten worden, welches der richtige Ausdruck für das Schlußgebet des Vaterunser in unserer Muttersprache sei. Der eine Theil betete: Erlöse uns vom Bösen; der andere behauptete, es müsse heißen: Erlöse uns vom Uebel. Beziehen wir diese Worte auf die Gefahren, die sich für uns aus unserer eigenen bisherigen sittlich-religiösen Entwickelung ergeben, so können wir in diesem Streit keine Partei ergreifen, weder der einen noch der anderen Meinung Recht geben. Keines der beiden Worte Uebel und Böses kann uns für einen richtigen Ausdruck dessen gelten, wodurch unsere eigene Vergangenheit zu einer Versuchung für unsere Selbstbestimmung wird. Wir wollen die Frucht, welche das Böse trägt, zum Gegenstand unserer Betrachtung machen. Dürfen wir die Frucht des Bösen ein Uebel nennen? Wir pflegen mit dem Ausdruck Güter und Uebel die Gaben zu bezeichnen, über welche das Schicksal verfügt, dasjenige, was Geburt und Um-

stände Diesem gewähren und Jenem vorenthalten, dasjenige, wodurch die Natur über jeden Einzelnen Genuß und Entbehrung verhängt. Ueberall, wo der Mensch über sich selbst nachzudenken angefangen, hat er es für nothwendig angesehen, zwischen dem, was die Natur an ihm thue, und dem, wofür er die Natur nicht verantwortlich zu machen habe, eine Grenze zu ziehn. Zu diesem Zweck hat man die Tugend oder die Freiheit als das höchste Gut, die Schuld als das höchste Uebel von allen anderen Gütern und Uebeln zu unterscheiden gesucht. So ist durch die ungenügende Erfüllung einer berechtigten Forderung jenes gefährliche Vorurtheil entstanden, daß der Geist die höchste Stufe des Naturlebens, die Blüthe des Sinnendaseins bilde. Wir sind stets davon ausgegangen, daß Alle, die den Geist für eine höhere Stufe des Sinnenlebens erklären, diesem wie jenem Unrecht thuen. Nicht durch ein Mehr oder Weniger ist der sich selbst bestimmende Geist und Willen von Leib und Sele unterschieden, sondern er ist anderer Art als sie. Daß der gute und der böse Willen von durchaus anderer Art ist als das Leben der Natur, muß sich auch an der Frucht des Bösen erkennen lassen, und deshalb dürfen wir die Frucht des Bösen nicht ein Uebel nennen. Freilich wäre der Irrthum nicht geringer, wenn wir die Frucht des Bösen von dem Bösen selbst zu unterscheiden unterlassen wollten. Die That des sich selbst bestimmenden Willens ist überall das Einzige, was gut oder böse zu nennen ist; Alles, was sich wenn auch noch so enge an sie anschließt, mögen wir es die Frucht nennen, die sie trägt, die Spur, die sie zurückläßt, den Schatten, den sie wirft, ist nicht mehr die That der Selbstbestimmung, sondern ein Zeugniß von ihr, das Abbild derselben, welches der Spiegel der Natur auffängt und in das Auge des Geistes zurückwirft. Für diese sichtbar-unsichtbare Schöpfung, die aus der Wechselwirkung oder Durchdringung von Geist und Natur entsteht, fehlt es der menschlichen Sprache fast noch gänzlich an einfachen Ausdrücken. Wir sind auf die Aushilfe von Umschreibungen beschränkt; und so lange dies der Fall ist, scheinen uns diejenigen Ausdrücke die besten, welche

die Ungleichartigkeit dessen, was sie verbinden, am stärksten hervorheben und so zu erkennen geben, daß die Worte hier nur zur Andeutung eines Gegenstandes dienen, für den die Sprache unseres Volkes noch kein passendes Zeichen geschaffen hat. Diesem Zweck wird es ohne Zweifel entsprechen, wenn wir das, wovon wir zum Schlusse unseres Gebets Erlösung erflehen, als das Leiden des Geistes bezeichnen. Es versteht sich von selbst, daß wir dabei nicht an jene Leiden des Körpers und der Sele denken, für welche der Namen „Geisteskrankheiten" nur durch diejenigen in Gebrauch gekommen ist, denen das Bewußtsein des Geistes und der Freiheit durchaus unbekannt war. Es versteht sich ebenso von selbst, daß wir unter dem Leiden des Geistes nicht irgend einen Schaden und Verlust, irgend eine in Folge dessen eintretende Schwäche meinen können, durch welche der Geist und Willen gehindert würde, seinen Beruf zu erfüllen. So verschieden die Thaten des Geistes und Willens sind, so ist doch sein Wesen überall ein und dasselbe. Der sich selbst bestimmende Geist und Willen, wir mögen dabei an Gott oder an den Menschen denken, gehört nicht zu den Kräften, die der Anspannung und Abspannung, der Zunahme und Abnahme fähig sind. Soweit die Unterscheidung des Guten und des Bösen an sich und die aus derselben hervorgehende Schöpfung der Freiheit in Betracht kommt, läßt sich immer nur sagen: Der Mensch thut es, oder er thut es nicht; die Frage, ob er Dies oder Jenes könne, oder nicht könne, ist hier ohne Sinn. Wir sprechen also nicht von dem Leiden, dem der Geist unterworfen wäre — ein solches giebt es nicht — sondern wir sprechen von dem Unheil, das der Willen durch den Mißbrauch der Freiheit in seiner eigenen Schöpfung anrichtet. Mit seiner Selbstbethätigung ist die ununterbrochene Erzeugung und Umbildung sittlich-religiöser Vorstellungen und Empfindungen verbunden. Dieser Gedankenbau ist ein unsichtbarer Leib, mit dem er sich umgiebt, und durch den er zu sittlich-religiösem Wirken mit Seinesgleichen in Verbindung tritt. In diesem Gedankenbau ist Alles Ordnung und Uebereinstimmung, so lange der Mensch sich nach dem

Gesetz der Gerechtigkeit bestimmt; sobald er seine Freiheit mißbraucht, wird sein sittlich-religiöses Gedankenleben durch Unordnung, Verwirrung und Widerspruch entstellt und kann seinem Zweck nicht mehr entsprechen. Das ist es, was wir Leiden des Geistes nennen. Worin offenbart es sich? Welches sind die Wirkungen, die von ihm ausgehen? Wir knüpfen die Beantwortung dieser Frage an die Besprechung einer Stelle der evangelischen Ueberlieferung.

Lucas erzählt, daß Jesus einst nach einer Ansprache über die Grundsätze des Gottesreichs, die er an das Volk im Beisein vieler Priester und Schriftgelehrten gehalten hatte, von einem derselben gefragt worden sei, in wessen Namen und Macht er das thue? Da habe Jesus geantwortet: Ich will euch auch eine Frage vorlegen; sagt, was ihr von der Taufe des Johannes denkt! war sie von Gott oder von Menschen? Darauf hätten sie bei sich überlegt, daß, wenn sie antworteten: vom Himmel, Jesus sie weiter fragen würde, warum sie dann nicht an ihn geglaubt? und daß, wenn sie antworteten: von Menschen, sie sich der Gefahr aussetzten, von dem Volk gesteinigt zu werden, weil es den Johannes für einen Propheten hielt; sie hätten deshalb geantwortet: wir wissen nicht, woher die Taufe des Johannes war? — Entkleiden wir diesen Beitrag zur Charakteristik des damaligen Schriftgelehrtenthums von demjenigen, was darin den Zeitumständen und der amtlichen Stellung des Schriftgelehrten angehört, so haben wir ein Bild des Zustandes, von dem wir sprechen, vor uns, ein Bild des Leidens, welches der Mißbrauch der Freiheit, der Zwiespalt des Menschen mit sich selbst in dem sittlich-religiösen Gedankenleben erzeugt. Es scheint den Schriftgelehrten gefährlich, öffentlich auszusprechen, was sie von Johannes dem Täufer denken; deshalb hintergehen sie das Volk und sprechen: Wir wissen nicht, woher die Taufe desselben war. Sie hatten aber seit langer Zeit alle darin übereingestimmt, daß dieser Mann das göttliche Gesetz übertreten habe, und daß das Schicksal, welches ihn getroffen, eine gerechte Strafe des Himmels gewesen sei, und sie hielten sich nach wie vor überzeugt, daß diese

Ansicht von der Wirksamkeit des Johannes und von dem Ausgange derselben die einzig richtige sei. Wir wissen, wie sich diese Ansicht in ihnen gebildet hatte. Sie schöpften das, was sie Erkenntniß der Wahrheit nannten, aus den heiligen Schriften ihres Volkes, in denen ihnen nach ihrer Meinung die Offenbarung des göttlichen Willens gegeben war. Sie hielten den Inhalt dieser Schriften nicht deshalb für wahr, weil sie sich bei der Prüfung desselben überzeugt hatten, daß er von ihrer Vernunft und ihrem Gewissen bestätigt werde. Eine solche Prüfung erschien ihnen vielmehr selbst schon als Ungehorsam gegen Gott. Was sie Wahrheit nannten, nannten sie deshalb so, weil es in jenen Büchern geschrieben stand. Gehen wir nach dieser Bemerkung auf jene Antwort zurück, durch welche sie dem Volk ihre wahre Meinung zu verbergen suchten, so finden wir, daß sich in ihrem Verfahren jenes Spiel des Schicksals zeigt, welches sich an der Handlungsweise eines Jeden, dem die Wahrheit etwas von außen her Gegebenes ist, wider seinen Willen darstellen muß. Sie legen nämlich mit dem, wodurch sie Andere zu täuschen meinen, ohne es zu wollen und zu wissen, ein richtiges Zeugniß über den Zustand ihres eigenen inneren Lebens ab. Sie glauben das Volk zu hintergehn, indem sie sagen: Wir wissen es nicht; aber es verhält sich wirklich so, wie sie sagen, sie wissen es in der That nicht, und, statt Andere zu täuschen, hintergehen sie nur sich selbst, indem sie es selbst sehr wohl zu wissen glauben. Die Unwissenheit, die dem von ihr befangenen Menschen selbst verborgen bleibt, ja die von ihm für Erkenntniß angesehen wird, ist das Leiden, von welchem die Schuld des Menschen nothwendig begleitet ist.

Das Verhalten des Menschen zur Wahrheit, das Erkennen oder Verkennen derselben ist die Selbstbethätigung des Geistes in allen ihren möglichen Formen des Bewußtseins und der Bewußtlosigkeit, umfaßt alles Denken und Empfinden, Thun und Wirken, dessen der sich selbst bestimmende Geist und Willen fähig ist. Von dem Verhalten des Geistes zur Wahrheit, in welchem er ewig sein ewiges Wesen offenbart, ist wohl zu unterscheiden das in der Zeit

entstehende Bedürfniß, sich dies sein Verhalten vorzustellen, es zu einem Gegenstand des Nachdenkens und Gesprächs zu machen, sich und Anderen davon Rechenschaft zu geben. Dies Bedürfniß, das, was der Mensch schon als Kind geübt, dem Auge des Bewußtseins in besonderen Gedankenbildern zu vergegenwärtigen, stellt sich mit der allmäligen Vervollkommenung des Verstandes hier früher, dort später ein. Es entwickelt sich aus der Beobachtung, daß dieselben Gegenstände auf uns zu verschiedenen Zeiten einen so verschiedenen Eindruck hervorbringen. Nun macht der Mensch den Versuch, von der wechselnden Erscheinung der Dinge das zu unterscheiden, was sie an sich sind, und nennt Alle in den Täuschungen des Scheins befangen, die von den Dingen nichts als ihre wechselnde Erscheinung sehen. Ob jener Versuch ihm gelingen wird, ob er im Stande sein wird, ins Innere der Natur zu dringen, das Wesen der Dinge zu ergründen, die Wahrheit zu schaun, zu erkennen, was die Dinge in Gott sind, und was Gott in ihnen ist, oder, ob es im Gegentheil sein Schicksal ist, auf alle jene Fragen keine Antwort zu erhalten, und ob Dies sein persönliches Schicksal ist, oder ob nach der Einrichtung der menschlichen Natur Jedem ohne Unterschied das wahre Wesen der Dinge stets fremd und unbekannt bleiben muß, Jeder durch eine unwiderrufliche Nothwendigkeit dazu verurtheilt ist, so lange er lebt, in den Täuschungen des Scheins befangen zu sein, das weiß der Mensch natürlich selbst noch nicht, wenn der Unterschied von Wesen und Erscheinung, von Ewigem und Vergänglichem den Gegenstand seines Nachdenkens zu bilden anfängt. Er weiß noch nicht, was dem Menschen möglich ist, aber die Natur weiß es; er weiß noch nicht, was innerhalb der Grenzen, welche die Kraft des Menschen erfüllen kann, von ihm gerade jetzt wird geleistet werden können, aber, obschon er es nicht weiß, ist auch darüber bereits entschieden, und zwar in dieser Beziehung durch ihn selbst. Denn gerade beim Beginn seines Nachdenkens über die Welt und sich selbst, wenn es allgemein angenommene, durch eine lange Ueberlieferung befestigte Ansichten darüber noch nicht giebt, oder dieselben

ihn noch nicht für sich eingenommen haben, steht das, was der Mensch sich vorstellt, die Beschaffenheit der Bilder, die er dem Auge seiner Sele zeigt, in dem engsten Zusammenhang mit dem, was er selbst, der sich selbst bestimmende Geist in ihm will und thut. Ist der Willen des Menschen dem heiligen Willen Gottes in freiem Gehorsam zugewendet und mit ihm vertraut, ist der Willen des Menschen in Uebereinstimmung mit dem Gesetz der Gerechtigkeit, mit der ewigen Ordnung der Dinge, so schafft sich diese Uebereinstimmung nur ihren natürlichen Ausdruck, indem sie die Ueberzeugung entstehn läßt, daß es dem Menschen gegeben sei, die Wahrheit zu erkennen. Wo dagegen der menschliche Willen sich von dem göttlichen abwendet, wo der Mensch seine Liebe dem Beständigen, dem ewig sich selbst gleichen Leben des Geistes entzieht, von der wechselnden Erscheinung die Befriedigung erwartet, die sie nicht gewähren kann, und, um dem dadurch erzeugten quälenden Gefühl des inneren Zwiespaltes und der Gottentfremdung zu entgehn, zu jener thörichten Selbstrechtfertigung seine Zuflucht nimmt, in der er die Natur für das verantwortlich macht, was er gegen den Willen seiner Natur gethan: da ist es der unwillkürliche Ausdruck dieser Verirrung, wenn alles Nachdenken über den Ursprung und die Grenzen des menschlichen Wissens zu dem Ergebniß führt, daß es dem Menschen versagt worden, zu dem Wesen der Dinge zu gelangen, daß die Gottheit von dem Menschen nicht erkannt werden könne, daß der Geist desselben, zu schwach, das Räthsel des Daseins zu lösen, auf äußerliche, oberflächliche, daher unsichere und widersprechende Ansichten der Welt und des Lebens beschränkt sei. Die Gewißheit, daß in dem Geist des Menschen die reine Quelle der göttlichen Erkenntniß strömt, ist nichts als die Uebertragung des Selbstbewußtseins eines reinen Herzens in die Sprache des Verstandes; so ergiebt umgekehrt das Gefühl der Schuld, in die Sprache des Verstandes übersetzt, die Lehre, daß es dem Menschen nicht gegeben ward, Gott von Angesicht zu Angesicht zu schaun, daß auf das Auge unseres Geistes das reine Licht der Wahrheit blendend

und zerstörend wirken müßte, daß für den Blick der Sterblichen nur eine trübe Mischung von Licht und Dunkel tauge und deshalb ewige Unwissenheit ihr Schicksal sei.

Es wird Keinen unter uns geben, der sich nicht gestehn müßte, daß die letzte die Natur des Menschen verkennende und erniedrigende Lehre auch über ihn lange Zeit hindurch eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt habe, daß es auch jetzt noch nicht an Augenblicken fehle, wo er sich versucht fühle, dieser Lehre Recht zu geben. Das darf uns nach dem Gesagten nicht befremden, so lange der freie Gehorsam gegen die ewige Ordnung der Dinge noch nicht der herrschende Charakter unserer Selbstbestimmung geworden ist. Das unfreie Herz hat kein anderes Selbstbekenntniß, als daß das Leben für den Menschen ein Inbegriff unaufhörlicher Widersprüche ist. Unwissenheit und das Gefühl derselben ist das Leiden, das von dem Mißbrauch der Freiheit unzertrennlich ist. Und doch steht die Vorstellung von einer dem Menschen angeborenen Blindheit für die ewige Wahrheit und Vollkommenheit in so schroffem Widerspruch mit dem tiefsten und dringendsten Bedürfniß unserer Natur, daß Jeder durch die Stimme seines Gewissens abgehalten wird, sich diesem Aberglauben unbedingt zu überlassen. Bis jetzt hat es aber immer nur Wenige gegeben, welche die Warnung des Gewissens gewissenhaft benutzt haben und zum Gehorsam gegen das Gesetz der Freiheit zurückgekehrt sind. Die Meisten haben, statt jener inneren Mahnung zu folgen und mit Entschlossenheit den Kampf gegen die Täuschungen der Schule zu beginnen, das Gegentheil gethan, nämlich ihr Gewissen zu beruhigen gesucht und zu der bösen Kunst, zwischen Irrthum und Wahrheit zu vermitteln, ihre Zuflucht genommen. Indem man diesen Weg verfolgte, haben sich zwei Ansichten ausgebildet, die bald nach einander, bald mit einander die Welt beherrschten und vielleicht mehr als irgend ein anderer Aberglauben dazu beigetragen haben, die Menschen der Arbeit der sittlich-religiösen Selbsterziehung zu entfremden.

Zu der älteren dieser Ansichten bekannten sich jene Pharisäer,

welche eine übernatürliche, durch Zeichen und Wunder beglaubigte Offenbarung annahmen. An eine solche dem Menschen von außen kommende Offenbarung glauben heißt in dem Aberglauben befangen sein, daß die Wahrheit zu den Dingen gehöre, die man sich sagen lassen könne, und die der Mensch aus sich selbst zu schöpfen außer Stande sei. Bei der Arbeit des Geistes findet keine Stellvertretung Statt. Was der Eine dem Anderen geben kann, sind stets nur Worte, und an Worten fehlt es zur Erkenntniß der Wahrheit dem Menschen nie, sondern es fehlt ihm an dem Sinn. Alles, was Gott und Menschen uns zu sagen haben, wird für uns Erkenntniß, wenn wir Erkenntniß suchen. Sobald wir aufhören, zu suchen, verwandelt sich, was Licht war, für uns in Finsterniß. Ferner ist das, was der Mensch nicht aus sich selbst schöpfen kann, für ihn nur ein Zufälliges; deshalb ist die Wahrheit, die es stets allein mit dem Nothwendigen zu thun hat, auch für denjenigen, der sie wirklich sucht, außer ihm nur wiederzufinden, nachdem er sie in sich selbst gefunden hat. Aber es ist nicht nöthig, bei dem pharisäischen Aberglauben länger zu verweilen, da der Versuch, die Sprache Gottes, welche nur von dem Gewissen zu vernehmen ist, durch eine Sprache für unser sinnliches Ohr zu ersetzen, für uns schwerlich etwas Verführerisches hat.

Um so größer ist die Gefahr, die für uns in einer anderen Gestalt desselben Aberglaubens liegt; ich meine die neuere Ansicht, nach welcher die Wahrheit an sich, die absolute Wahrheit, von der relativen Wahrheit d. i. von der Auffassung einer einzelnen Seite derselben unterschieden werden soll, die Wahrheit an sich, die als das Vorrecht des Unendlichen dargestellt wird, von einer einseitigen Ansicht derselben, dem Einzigen, dessen das Geschöpf nach seinem beschränkten Gesichtskreise fähig sein soll. Und es soll nicht nur die Wahrheit, die ein und dieselbe für Alle ist, dasjenige, was allein den Namen der Wahrheit verdient, für die menschliche Natur ein ewiges Geheimniß sein, sondern auch das, was von ihr übrig bleibt, wenn die ihrer Natur nach einige und untheilbare Wahrheit zerlegt,

in Stücken zur Vertheilung kommt, soll zu groß sein, als daß es mit dem einzelnen Menschen in eine unmittelbare Verbindung treten könnte. Der Einzelne soll nach dieser Ansicht den Charakter der äußersten Beschränktheit und Schwäche an sich tragen; er würde sich aus eigener Kraft selbst zur relativen Wahrheit, zum Anschaun einer jener vielen Wahrheiten, in die der Gedanken der Gottheit für den endlichen Verstand zerfällt, nie erheben können, wenn nicht jenes räthselhafte Wesen, das man aus dem Geist der Zeit gemacht, zwischen ihm und dem Unendlichen die Vermittelung übernähme. Das heißt, um es verständlicher auszudrücken, wer die relative Wahrheit erkennen, wer wissen will, welche von den vielen Wahrheiten, die es giebt, gerade an der Zeit ist, der wird an die öffentliche Meinung gewiesen, an die herrschende oder an die, welche zur Herrschaft zu gelangen im Begriff ist, an „die vollendeten Thatsachen," in denen sie sich ausspricht, an den Erfolg, durch den sie ihre Macht beweist. — In diesen und verwandten Ansichten, in der ihren gemeinsamen Ausgangspunkt bildenden Unterscheidung zwischen einer absoluten und relativen Wahrheit sind die meisten Stimmführer des Tags einverstanden von denen an, die sich des Unglaubens rühmen und der Welt zu beweisen bemühen, daß der Glauben an Gott und an das Gewissen die eigentliche Wurzel aller Vorurtheile sei, bis zu den Rechtgläubigen, die nicht ganz hinter der Zeit zurückbleiben möchten, und bis zu den fromm gewordenen Philosophen. Das Weltkind und der Schwärmer, der Geschichtsschreiber und der Dichter, Schauspiele, Romane und Andachtsbücher, Alles ohne Ausnahme predigt diese Lehre. Trotzdem daß es nach dieser Lehre für den Menschen jenseits der Grenzen des Sinnenlebens keine Erkenntniß und kein Wissen geben, nur der Zweifel Berechtigung haben soll, sind die Anhänger dieser Lehre ihrer Einbildung zu Liebe bereit, im nächsten Augenblick das Gegentheil zu sagen und die Unterscheidung zwischen absoluter und relativer Wahrheit, die vollkommene Trennung Gottes und des Menschen als das unzweifelhaft Gewisse zu bezeichnen. Wenn die Geschichte unserer Zeit, von de-

nen, die nach uns kommen, geschrieben werden wird, so wird die allgemeine Verbreitung dieser Lehre der Haupterklärungsgrund für das verworrene Treiben und die wunderbaren Irrfahrten und Schicksale des gegenwärtigen Geschlechtes bilden. Die Gleichgiltigkeit gegen die Wahrheit, die fieberhafte Aufregung, die mit überraschenden Ereignissen hervortritt und wie ein Orkan vorüberbraust, ohne etwas Anderes als Verwüstung zurückzulassen, die gänzliche Haltungslosigkeit, die knechtische Gesinnung und alle anderen Gebrechen, die das öffentliche Leben der Gegenwart entstellen, haben, so weit Fehler des Charakters überhaupt von Ansichten abhängig zu denken sind, ihren gemeinsamen Ursprung in dem Wahn, daß es eine unmittelbare Gemeinschaft zwischen dem Geist des Menschen und dem Allmächtigen nicht giebt, daß die Natur des Menschen die Erkenntniß des ewigen Gotteswillens ausschließt, daß für die Sterblichen in *einem* Jahrhundert Thorheit ist, was in einem folgenden Weisheit sein wird, innerhalb der Grenzen eines Volkes das Irrthum sein kann, was jenseits dieser Grenzen zur Wahrheit wird. Was aber unseren Nachkommen, wenn sie bei den Schattenseiten der Gegenwart verweilen werden, den augenscheinlichsten Beweis der herrschenden Gedankenlosigkeit liefern wird, ist dies, daß nicht nur jene Unzähligen, die auf jedes Denken nnd Prüfen von vornherein verzichtet haben, sondern auch so viele gelehrte und fromme Männer jene Unterscheidung einer absoluten und einer relativen Wahrheit annehmen und doch in gutem Glauben sich Christen nennen und Jesus sei es als Gottessohn sei es als menschlichen Weisen zu verehren fortfahren, während doch, wenn jene Unterscheidung richtig wäre, nichts Irrthümlicheres, Thörichteres und Verderblicheres gedacht werden könnte als die Lehre, das Leben und das Wirken dieses Jesus von Nazareth; denn alle seine Worte und Thaten gehen von der Ueberzeugung aus, daß es eine ewige auf Gleichheit des Wesens ruhende Gemeinschaft zwischen jedem Menschen und der Gottheit giebt, daß der heilige Gotteswillen, der das Grundgesetz des Weltalls ist, Jedem offenbar wird, der nicht besondere Gründe hat, sein

Herz dieser Offenbarung zu verschließen, daß die Unwissenheit über den Willen des Ewigen nicht aus der Natur des Menschen entspringt, sondern das Leiden ist, das der Mißbrauch der Freiheit erzeugt.

Wollen wir uns in Bezug auf jenes Leiden zu den Gesunden rechnen, meine Brüder? Die Merkmale, an denen jene Art von Krankheit und Gesundheit zu erkennen ist, sind leicht anzugeben. Wird uns das Leben trotz aller Entbehrungen und Schmerzen, die es bringt, nie zu einer Last, die uns niederdrückt und uns den Tod als einen Freund erscheinen läßt, der zu lange zögert? Ist es uns nie, als wüßten wir nicht, wozu wir leben? Können wir uns des Lebens wahrhaft freun? Ich meine nicht jene lebhafte oder gereizte Empfindung, mit welcher der Sinn der Jugend oder die Leidenschaft die ersehnten Güter des Lebens ergreift, ich meine, ob wir dauernd an dem Dasein als solchem eine reine, innige Freude haben. Finden wir es begreiflich, daß Menschen, ohne Schwärmer zu sein oder von dem Stachel des Ehrgeizes getrieben zu werden, bereit gewesen sind, für ihren Glauben Ungemach und Schmach zu dulden? Giebt es Ueberzeugungen in uns, durch die uns jenes Wort des Dichters verständlich geworden, daß das Leben nicht der Güter höchstes ist, Ueberzeugungen, für die wir mehr zu thun im Stande sind, als selbst für Weib und Kind, für den Freund und die Geliebte? Die Antwort auf alle diese Fragen wird sehr verschieden ausfallen müssen, je nachdem wir dem herrschenden Glaubensbekenntniß der Zeit über das Wesen und die Grenzen der menschlichen Erkenntniß folgen und die Wahrheit also in das Gebiet der streitenden Meinungen hinabziehen, die sich nach Völker und Jahrhunderte verändern, oder im Gegentheil überzeugt sind, daß es in der Erkenntniß der Wahrheit trotz des wechselnden Ausdrucks ein ewig sich selbst Gleiches, Unwandelbares giebt, daß die Erkenntniß der Wahrheit die Arbeit des sich selbst bestimmenden Geistes und Willens ist, aus dem, in dem und zu dem alle Dinge sind. Wer zu dieser Ueberzeugung sich nicht nur in einzelnen Augenblicken der Andacht erhebt, sondern sie mit der ganzen Kraft seiner Sele erfaßt, mit der gan-

zen Liebe seines Herzens aufnimmt und mit derselben sein Empfinden, Denken und Streben durchdringt, der kann nie einen Augenblick erleben, in dem das Dasein ihm zu einer Last würde, der kennt einen Preis, um den er stets bereit ist, alle einzelnen Güter des Lebens hinzugeben. Amen.

16.

Der Zweck Jesu.

Es giebt keine Religion, deren Namen so verschiedene, so weit von einander abweichende Bestrebungen bezeichnet, als es bei der christlichen der Fall ist. Blicken wir auf die Vergangenheit, so stellen sich uns zwei Richtungen dar, welche außer dem übereinstimmenden Versuch, ihren Ursprung auf Jesus zurückzuführen, fast Nichts mit einander gemein haben und in der Bestimmung ihres Endzwecks und ihrer höchsten Grundsätze einander geradezu ausschließen. Die ältere Richtung nennt sich den Offenbarungsglauben, die jüngere können wir als Rationalismus bezeichnen.

Der Offenbarungsglauben versteht unter der christlichen Religion eine Lehre über die Person Jesu. Die Menschen, wie alle anderen Wesen der Welt sind Geschöpfe Gottes, Christus ist Gott selbst. Mit der Begründung dieser Lehre beschäftigen sich alle religiösen Untersuchungen des Offenbarungsglaubens; der Befestigung dieser Lehre in dem Geist der Gemeinde sind alle gottesdienstlichen Einrichtungen, die hohen kirchlichen Feste, die Sonntagsversammlungen, die Predigt, das Gebet, die Feier der Sakramente ausschließlich gewidmet. Dieser Glauben mußte überall mit Freude begrüßt werden, wo die Menschen dem Hange zur Sinnlichkeit ergeben und, statt den Willen der Gottheit in der ewigen Ordnung der Dinge,

in den unwandelbaren und allgegenwärtigen Gesetzen derselben zu ehren, einer vergänglichen Erscheinung, einer einzelnen Persönlichkeit ihre Liebe zuzuwenden gewöhnt waren. Dieser Glauben, der die Fülle des göttlichen Lebens auf eine einzelne sinnliche Erscheinung beschränkte, war dort auch für ernstere Gemüther um so anziehender und verführerischer, als die Persönlichkeit Jesu von jener Beimischung thörichter Neigungen und gemeiner Begierden frei war, welche die Gestalten der heidnischen Götter entstellt und den Glauben an dieselben in allen Menschen, die ihrem Gewissen folgten, seit langer Zeit untergraben hatte. Es kann also nicht befremden, daß der christliche Offenbarungsglauben Jahrhunderte hindurch alle Völker unseres Erdtheils beherrschte und das Familienleben, die Einrichtungen und Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft, Künste und Wissenschaften mit seinem Geist durchdrang. Auch die religiös-sittliche Bewegung, die von den Reformatoren ausging, schien ihn Anfangs nicht zu gefährden, sondern tiefer in den Gemüthern zu befestigen. Nachdem aber die Beschäftigung mit den biblischen Büchern in den protestantischen Kirchen mehrere Menschenalter hindurch sorgfältig und unter steigender Theilnahme fortgesetzt war, und man allmälig die Haupthindernisse des richtigen Verständnisses jener alten Schriften überwinden gelernt hatte, mußten sich immer Mehrere davon überzeugen, daß die Vorstellung, welche einen heiligen Gotteswillen durch die Geburt in das Menschenleben eintreten und die Erlösung der Menschen durch den Glauben an gewisse Wunder bewirken läßt, mit den Grundgedanken Jesu selbst im schroffsten Widerspruch steht. Die Folge einer solchen Erkenntniß war der allmälige, aber unaufhaltsame Verfall des alten Offenbarungsglaubens. Dieser hatte sich darauf beschränkt, die richtige Lehre über Jesus festzustellen; die neue Richtung hielt es für ihre Aufgabe, das festzustellen, was Jesus selbst gelehrt hatte. Denn darüber waren alle Anhänger der neuen Richtung einverstanden, daß Jesus die Besserung der Menschen durch Verbreitung gewisser Lehren über Gott und unsere Natur habe herbeiführen wollen. Da es ihnen besonders wichtig schien,

anzuerkennen, daß die Quelle, aus welcher Jesus seine Lehren geschöpft hatte, die allen Menschen gemeinsame Vernunft sei, so ergab sich der Namen christlicher Vernunftglauben oder Rationalismus für die neue Richtung als die entsprechendste Bezeichnung. Es ist bekannt, wie schnell sich die neue Auffassung des Christenthums verbreitete. Viele aber, die sich zu ihr bekannt hatten, gaben sie wieder auf, da sie sich bei einer genaueren Betrachtung des Lebens Jesu überzeugten, daß es unmöglich die Absicht desselben gewesen sein könne, seine Wirksamkeit für das Wohl der Menschen auf Mittheilung gewisser Lehren zu beschränken. Dazu kam, daß unter den Bekennern des Vernunftglaubens Streit darüber entstand, welches die Lehren seien, durch deren Verkündigung Jesus die Menschen vom Bösen habe befreien wollen. Man hatte angenommen, daß, da die Vernunft Allen gemeinsam wäre, zwischen denjenigen, die sich auf sie beriefen, über die Lehren und Gesetze derselben keine Meinungsverschiedenheit entstehn könnte. Aber bald überzeugte man sich vom Gegentheil. Einige dachten in einzelnen Moralgesetzen die unmittelbaren Aussprüche der Vernunft zu finden, Andere behaupteten, sie fordere den Glauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, noch Andere erklärten, auch in diesem Bekenntniß zeige sich die Spur alter Täuschungen, die mit der Erkenntniß der Vernunft im Widerspruch stehe.

So ist die rationalistische Auffassung des Christenthums ebenso schnell in Verfall gerathen, als sie sich ausgebreitet hatte. In unserer Gemeinde ist sie nie den öffentlichen Betrachtungen zu Grunde gelegt worden; wir haben im Gegentheil von Anfang an gegen den Werth, den sie auf Glaubensbekenntnisse legen muß, aufs entschiedenste protestirt und daran festgehalten, daß, wie der Mensch zwar nicht ohne Essen und Trinken leben könne, aber zum Selbstbewußtsein erst mit der Erkenntniß erwache, daß das Leben selbst das höchste Gut nicht sei, so eine Verbindung von Menschen zwar nicht ohne ein gemeinsames Bekenntniß entstehn, aber die Freiheit des Geistes nur dadurch bewähren könne, daß sie sich in ihrem Streben

von dem Bekenntniß unabhängig fühle und sich eines tieferen Grundes der Gemeinschaft bewußt werde.

Wenn wir uns nun auch mit keiner der beiden Richtungen, welche die Geschichte des Christenthums kennt, weder mit dem Offenbarungsglauben noch mit dem Rationalismus zu befreunden vermögen, so sind wir doch weit davon entfernt, die Vorurtheile, die aus ihnen stammen, vollständig abgelegt zu haben, und wir können deshalb nicht oft genug zu der Frage zurückkehren, was wir unter religiös-sittlichem Streben verstehen oder — dies besagt bei unserer Stellung zum Evangelium dasselbe — welches in Wahrheit der Zweck Jesu gewesen ist. Die Beantwortung dieser Frage sei die Aufgabe unserer weiteren Betrachtung.

Alle stimmen darin überein, daß der Zweck Jesu sich nicht auf irgend eine einzelne Anlage, auf irgend einen besonderen Beruf, sondern auf das Menschenleben als ein Ganzes bezogen habe. Er mußte deshalb den Plan seiner Wirksamkeit auf ein in allen Lebenserscheinungen wiederkehrendes, allgemeines Gesetz der Menschennatur gründen. Welches ist dieses Grundgesetz? Anfänge zur Erkenntniß desselben enthielt die religiöse Ueberlieferung seit den ältesten Zeiten. Alle Religionen hatten die Offenbarung desselben in der Verehrung eines unwandelbaren Willens, einer ewigen Ordnung der Dinge, in der Anerkennung einer heiligen Nothwendigkeit gesucht. Mit dem Fortschritt des religiösen Lebens hatte sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Stimme jenes Gesetzes in dem Gefühl unbedingter Zurechnungsfähigkeit, in dem Gefühl eigener Verantwortlichkeit, in dem Bewußtsein des freien Willens zu vernehmen wäre. Von diesen Grundthatsachen des religiösen Bewußtseins ging Jesus aus. Welches ist aber die genauere Bestimmung des Wesens der menschlichen Natur, durch die sein Leben zum Ausgangspunkt einer neuen weltgeschichtlichen Entwickelung werden sollte? Ich finde die ihm eigenthümliche Vorstellung von der Wirkungsart des Grundgesetzes der menschlichen Natur, wenn ich von einzelnen Aussprüchen ausgehn soll, am bestimmtesten bezeichnet in dem, was er die Vereh-

rung Gottes im Geist und in der Wahrheit nennt, und in den dasselbe verkündenden Worten: Das Gottesreich kommt nicht mit äußeren Geberden; es ist in euch. Auf die Entwickelung des Menschen angewendet heißt dies: Es ist unmöglich, daß der Mensch anders lebt und handelt als er denkt. Mit dieser Erkenntniß ist eine Auffassung des freien Willens oder der Selbstbestimmung gegeben, welche heute ebenso unbekannt ist, als in der Zeit, in der Jesus sie zum ersten Mal aussprach. Was die Welt über das Verhältniß des freien Willens zum äußeren und inneren Leben damals dachte und heute denkt, wird sich etwa so ausdrücken lassen: Der Gebrauch des freien Willens besteht darin, daß wir das, was wir für recht und gut halten, wirklich thuen, daß wir unsere Handlungen mit unserem Glauben und unseren Grundsätzen in Uebereinstimmung bringen; für seinen Glauben aber ist Niemand verantwortlich zu machen; daß Jemand diese und keine andere Vorstellung von dem, was recht und gut ist, hat, das ist nicht sein Werk. Diese Ansicht wurzelt überall so fest, daß sie Jeder der Beurtheilung Anderer und seiner selbst unwillkürlich zu Grunde legt, und daß es Niemand einfällt, sie einer Prüfung zu unterwerfen. Wenn wir finden, daß unsere Thaten unseren Vorsätzen widersprechen, oder wenn Andere uns nachzuweisen suchen, daß unsere Handlungsweise von dem durch unsere Grundsätze vorgezeichneten Wege abweicht, und wir diesen Mangel an Uebereinstimmung zugeben müssen, so versteht es sich für uns von selbst, daß uns dies zum Vorwurf gereicht; und wir sind davon, daß ein solcher Widerspruch das Einzige ist, was der Mensch verschulden kann, so fest überzeugt, daß es uns aufs tiefste empört, wenn Jemand unsere religiös-sittlichen Ueberzeugungen selbst seiner Beurtheilung unterwirft und uns dieselben zum Vorwurf macht. Die Handlungen des Menschen entspringen aus seiner freien Wahl, der Ursprung seines Glaubens, die Quellen seiner Ueberzeugung liegen jenseits des Gebiets der Selbstbestimmung; darin stimmen Offenbarungsgläubige und Rationalisten überein. Wie sich nun auch Jeder von uns zu dieser Vor-

stellung verhalten mag, das wird für uns Alle feststehn, daß Jesus das Gegentheil voraussetzt, wenn er es für unmöglich erklärt, daß irgend Jemand anders lebt und handelt als er denkt. Ich weiß, daß Viele von euch sagen werden: Jesus behauptet dies nicht, und Ihr wißt, für wie wichtig auch ich es halte, immer aufs Neue zu untersuchen, was das Zeugniß Jesu für sich hat, und was demselben widerstreitet. Aber für den Gegenstand unserer heutigen Betrachtung ist dies nur eine Vorfrage, die uns nicht aufhalten darf. Es bleibe also unentschieden, ob es die Ansicht Jesu gewesen ist, daß der Mensch unmöglich anders leben und handeln kann als er denkt. Wenn es aber, wie ich glaube, die Anschauung Jesu ist, so läßt sich seine Vorstellung von der Freiheit mit der eben angedeuteten herrschenden Auffassung derselben nicht vereinigen. Denn wenn es unmöglich ist, daß der Mensch anders lebt und handelt als er denkt, und wenn dennoch, wie in den Worten Jesu stets geschieht, an der sittlichen Verantwortlichkeit des Menschen festgehalten wird, so beginnt das Gebiet der Freiheit erst da, wo es nach der herrschenden Ansicht aufhört, so ist das Gedankenleben und die Erkenntniß, für welche der Mensch nach der Meinung der Welt nie verantwortlich gemacht werden darf, gerade der einzige Gegenstand und Schauplatz der Selbstbestimmung. Unter dem Handeln des Menschen, das als der nothwendige Ausdruck seines Denkens von Jesu aufgefaßt wird, sind natürlich nicht die einzelnen Entschließungen in Bezug auf Geschäft und Umgang zu verstehn, welchen jener zum Theil nach Zweckmäßigkeitsgründen, Neigungen und den Eindrücken des Augenblicks Beifall schenkt, sondern die zu allen einzelnen Entschließungen mitwirkende Lebensart und Gewohnheit, welche sich z. B. darin ausspricht, wie der Mensch seine Zeit zwischen Arbeit und Erholung, seinen Erwerb zwischen sich und seinem Nächsten theilt; und unter dem Denken, das mit unvermeidlicher Nothwendigkeit den Charakter des Lebens und Handelns bestimmt, sind natürlich nicht gewerbliche, wissenschaftliche und künstlerische Ansichten und Kenntnisse zu verstehn, sondern das sittlich-religiöse Gedankenleben, welches

sich um die Frage: was ist Wahrheit? wie um seinen Mittelpunkt bewegt. Auf dieses Denken und Handeln haben wir also Rücksicht zu nehmen, wenn Jesus es für ein Grundgesetz der menschlichen Natur erklärt, daß das Gedankenleben eines Jeden die einzige freie Schöpfung desselben, daß Jeder für seinen Irrthum und zwar für nichts Anderes als seinen Irrthum verantwortlich ist, daß die Gedanken des Irrthums oder der Erkenntniß allein im wahren Sinn des Wortes die Thaten des Menschen sind, die Handlungen desselben aber nicht anders sein können als es die Beschaffenheit seines Gedankenlebens mit sich bringt, und daß es deshalb thöricht ist, ihn für die Handlungen verantwortlich machen zu wollen. Wenn die Schriftgelehrten und Pharisäer Jesus verfolgten, so konnten sie nicht anders handeln; sie mußten ihn verfolgen, weil sie damit Gott einen Dienst zu erweisen glaubten; aber daß sie sich eine so unrichtige Vorstellung von der Gottheit gebildet hatten und trotz der Erkenntniß der Wahrheit, die ihnen verkündet wurde, dennoch an ihrem Irrthum festhielten, das war es, was ihnen zum Vorwurf gereichte, das war ihre Schuld.

Aus der Ueberzeugung, daß die Freiheit sich allein in dem Gedankenleben des Menschen bewähren kann, ergiebt sich der Lebensberuf Jesu und der Zweck, auf dessen Erreichung seine Wirksamkeit gerichtet war. Dazu, sagt er, bin ich geboren und in die Welt gekommen, daß ich von der Wahrheit zeugen soll; und an einer anderen Stelle: Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast erkennen. Sein einziger Zweck war die Gründung des Gottesreichs, der Gemeinschaft, welche sich der Pflege des ewigen Lebens der Erkenntniß widmen sollte. In zwei Völkern hatte sich schon vor seiner Zeit der Gedanke geregt, daß das innere Leben der Erkenntniß der Beruf des Menschen, daß in der heiligen Arbeit des Gedankens die That zu suchen sei, die das Ebenbild der Gottheit im Menschen offenbare. Es war das jüdische und das griechische Volk. In jenem hatten die Propheten, in diesem die Philosophen den Weg wahrer Men-

schenbildung betreten. Deshalb haben einige der ältesten Lehrer der Kirche mit Recht behauptet, daß das Prophetenthum und die Philosophie die beiden Erzieher des Menschengeschlechtes gewesen seien, welche auf Jesus und das von ihm zu gründende Gottesreich vorbereiteten. So unzweifelhaft es aber ist, daß sie die wahre Aufgabe des Menschen ahnten, so gewiß ist es, daß der Irrthum, in den sie bei ihrem Streben verfielen, das größte Hinderniß für die Begründung des Gottesreichs auf Erden gewesen und geblieben ist. Der Irrthum lag darin, daß sie die in der Erkenntniß der Wahrheit bestehende Aufgabe nur durch Theilung der Arbeit lösen zu können meinten, daß sie die Arbeit des Gedankens als das Geschäft eines besonderen Standes ansahen, daß sie als unerläßliche Bedingung für das Gelingen des Werkes der Erkenntniß gewisse angeborene Anlagen betrachteten, durch welche Gott einen Theil der Menschen ausgezeichnet habe, und daß sie die große Menge den wenigen Bevorzugten wie die Heerde dem Hirten zu folgen für verpflichtet hielten. Die unausbleibliche Folge des Irrthums war, daß diejenigen, die sich die Auserwählten dünkten, über Nebensachen die Hauptsache vergaßen, daß aus Propheten und Philosophen allmälig Schriftgelehrte und Redekünstler wurden. So bedurfte es einer neuen Schöpfung, als Jesus auf Grund der Ueberzeugung, daß die Selbstbestimmung des Menschen sich allein in dem Gedankenleben desselben bewähren könne, seinen Plan zur Erziehung des menschlichen Geschlechtes entwarf. Alles, was von der Freiheit gilt, mußte Jesus nach seiner Ueberzeugung auf die Erkenntniß beziehn. Die Erkenntniß gründet sich also auf *die* Anlage, hinsichtlich deren alle Menschen gleich befähigt sind, und jeder Einzelne sein Leben hindurch gleich befähigt bleibt, auf *die* Anlage, deren Entwickelungsgang bei jedem Einzelnen ein anderer, deren Pflege am schwersten, von deren Gedeihn allein der wahre Werth des menschlichen Lebens und Wirkens abhängig ist. Die Anlage zur Erkenntniß, von welcher Jesus spricht, besteht darin, daß der Mensch sich dazu bestimmen *kann*, Gott vor Augen und im Herzen zu haben. Ob der

Mensch sich wirklich dazu bestimmt, und welche Treue, Ausdauer und Hingebung er in dieser Selbstbestimmung beweist, das hängt offenbar nicht von dem Besitz besonderer Talente und Geschicklichkeiten ab, so wie auf der anderen Seite kein Berufsgeschäft und kein Schicksal es dem Menschen unmöglich machen kann, Gott vor Augen und im Herzen zu haben und das Bild seines heiligen Willens und seiner ewigen Ordnung sich gegenwärtig zu erhalten. Diese allen Menschen gleich zugängliche Erkenntniß können wir unbedenklich Liebe zur göttlichen Weisheit, Gehorsam gegen den göttlichen Willen nennen; aber Nichts würde eine unrichtigere Vorstellung von ihr erzeugen, als wenn man nach Art des rationalistischen Christenthums das Wesen derselben in der Anerkennung allgemeiner Lehren und Moralgesetze suchen wollte; denn eben weil diese Erkenntniß von dem wirklichen Leben des Einzelnen unzertrennlich, und jedes wirkliche Leben ein neuer Anfang der Schöpfung, eine ursprüngliche und in ihrer Art einzige Offenbarung des Ewigen ist, weil diese meine Erkenntniß nie in etwas Anderem besteht als darin, daß ich jetzt den meiner Eigenthümlichkeit gemäß in mir sich offenbarenden Gedanken der Gottheit zu verstehn suche oder in meinen Willen aufnehme, weil diese Erkenntniß stets nach innen, nie nach außen geht; so ist für sie jede allgemeine Regel, die sich immer nur mit der äußeren Aehnlichkeit des menschlichen Daseins beschäftigt, etwas Fremdes und Unverständliches. So lange dem Menschen diese Erkenntniß unbekannt ist, bleibt ihm freilich nichts übrig als die lebendige Schöpfung in die Tugenden des Fleißes, der Wohlthätigkeit, der Menschenliebe, in die Glaubenssätze der Vorsehung, der göttlichen Vergeltung und ähnliche wesenlose Schatten zu verflüchtigen; so oft der Mensch aber in Gott den Schöpfer seiner eigenen Natur, das Leben seines Lebens erkennt oder ihn als seinen Vater liebt, sieht er ein, daß er weder seinem Nächsten, noch sich selbst durch die Erinnerung an diese Gesetzgebung, die aus dem bösen Gewissen und dessen Unwissenheit entspringt, wahrhaft helfen kann. Fern sei es von uns, jene allgemeinen Lehren und Regeln

zu verachten; denn was wäre thörichter, als wenn der Lahme seine Krücke wegwerfen, oder der Gesunde sie ihm entreißen wollte, weil sie nicht so gute Dienste leisten kann, als starke und gesunde Glieder? Je mehr der Mensch geistig gesund und stark wird, desto besser weiß er die Worte zu würdigen, welche Jesus, das Werk der in Erkenntniß sich offenbarenden Selbstbestimmung mit den Gesetzen, Sitten und kirchlichen Meinungen der verschiedenen Länder und Zeitalter vergleichend, aussprach: Man soll Jenes thun und Dieses nicht unterlassen. Es nicht zu vernachläßigen und nicht zu unterlassen, das hat der Freie gemein mit jedem gewissenhaft Strebenden, dem das Leben der Erkenntniß noch verborgen ist. Was den Freien unterscheidet, ist das Bewußtsein, daß die allgemeinen Tugendlehren nichts als ein Nothbehelf sind, daß der Mensch in der Erkenntniß der Wahrheit allein seinen Beruf erfüllen und wahren Frieden finden kann. Indem Jesus es sich zur Lebensaufgabe machte, die Menschen zu dem Leben der Erkenntniß zu erziehn, wußte er sehr wohl, daß es für sie nichts Schwereres giebt. Es ist nach seinem eigenen Ausdruck ein schmaler, steiler Pfad, der zur Pforte des ewigen Lebens führt. Bei der Erfüllung und Erwerbung jener allgemeinen Pflichten und Tugenden steht dem Menschen bald sein eigenes wohlverstandenes Interesse, bald die persönliche Neigung und das natürliche Mitgefühl mit Leid und Freude des Nächsten hilfreich zur Seite; diese und verwandte Triebfedern der sinnlichen Natur versagen selbst dann nicht ihren Dienst, wenn er es über sich gewinnt, alle seine Habe den Armen zu geben oder den einsamen Weg des Märtyrers zu gehn und sich dem Haß und Hohn der Welt auszusetzen. Aber das innere Leben der Erkenntniß besitzt keinen der Reize, durch welche gewisse Tugenden liebenswürdig und anziehend sind; es nimmt bei seiner Einfachheit für den, welcher das Erhabene liebt, gar leicht den Schein des Gewöhnlichen und Unbedeutenden an; und da sich das Streben, in dem einen Augenblick wie in dem anderen den Gedanken des heiligen Gottes in unserem Bewußtsein lebendig zu erhalten, nie zu besonderen Tha-

ten entfalten kann, so hat es dem Menschen nicht einmal mit der Freude an einer gelungenen Leistung, an einem vollbrachten Werk zu vergelten. Das, was dem Menschen diese schwerste Aufgabe erleichtern kann, ist die Gemeinschaft, die ihn mit Gleichstrebenden vereint. Eine solche allein der Erkenntniß der Wahrheit gewidmete Gemeinschaft zu suchen oder selbst zu gründen, sie zum Mittelpunkt der gesammten Lebensthätigkeit zu machen, sie als das sichtbare Zeichen und Sinnbild der Freiheit über alles Aeußere zu lieben und zu ehren, das ist das Einzige, was Jesus nach seinem Zweck von dem Menschen fordern muß und wirklich gefordert hat. Er nannte diese Gemeinschaft das Gottesreich. Seine Schöpfung, die länger als ein Jahrtausend nichts als eine todte Ueberlieferung gewesen ist, wieder verstehn zu lernen und in dem wirklichen Leben von Neuem zu erbaun, ist der Zweck, der uns zusammenführt.

Ob wir diesen Zweck in unserer Gemeinde nicht selbst wieder aus dem Auge verlieren, können wir danach beurtheilen, wie wir über die Befähigung zum Wirken für dieselbe, wie wir über das Wesen und über den Werth derselben denken.

Unsere Verbindung bleibt erstens nur dann der in der Erkenntniß der Wahrheit sich offenbarenden Selbstbestimmung geweiht, wenn jene Ueberzeugung, die Jesus seine Freunde und Jünger unter den Armen und Ungebildeten suchen ließ, sich auch in uns lebendig erhält. Von dem Augenblick an, in dem wir voraussetzen, daß in Bezug auf unseren Zweck geistige Bildung, besondere Gaben des Verstandes und des Herzens, eine sorgenfreie Existenz irgend einen Unterschied unter den Menschen begründen, würde das, was wir suchen, etwas Anderes sein als jene das wirkliche Leben durchdringende Erkenntniß der Wahrheit, etwas Anderes sein als jenes heilige Streben, bei jeder Empfindung, bei jedem Gedanken, bei jedem Wort, bei jeder That Gott vor Augen und im Herzen zu haben. Der Gebildetste, der Gelehrteste gehört dieser Gemeinschaft nur so lange an, als er nicht vergißt, daß er in Bezug auf das, was er hier sucht, von dem Bauer und Tagelöhner mehr em-

pfangen kann, als von denen, welchen alle Schätze der Kunst und Wissenschaft zu Gebot stehen.

Unsere Verbindung bleibt zweitens nur dann der in der Erkenntniß des Göttlichen sich offenbarenden Selbstbestimmung geweiht, wenn wir nicht vergessen, daß Alles, was einer Gesellschaft eine besondere Verfassung und Gestalt giebt, Statut, Glaubensbekenntniß, Gesetz und Einrichtung jeder Art für unseren Zweck wenn auch unvermeidlich, doch unwesentlich, daß das Wesentliche vorhanden ist, wenn diejenigen, die zusammenkommen, seien es Hunderte, seien es zwei oder drei, in seinem Namen d. h. zu dem von ihm aufgestellten Zweck zusammenkommen, wenn sie zusammenkommen, um mit vereinter Kraft und zu gegenseitiger Förderung die Erkenntniß Gottes zu erstreben, sich in Verehrung seiner heiligen Ordnung zu befestigen, den Ewigen im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Von dem Augenblick an, in dem wir aus dem Gedächtniß verlören, daß wir gezwungen, nicht aus eigener Wahl die äußere Verbindung mit der Kirche gelöst haben, von dem Augenblick an, in dem wir uns der Meinung hingäben, daß es sich für uns darum handele, eine neue Religion zu stiften, würden wir nichts als eine Sekte, würden wir dem Streben der Kirche, von der wir uns äußerlich geschieden sehen, trotz dieser Trennung innerlich wieder verfallen sein.

Unsere Verbindung bleibt endlich drittens nur dann der in der Erkenntniß des Göttlichen sich offenbarenden Selbstbestimmung geweiht, wenn wir unserer gemeinsamen Arbeit, dem aus der Liebe zu ihr entspringenden Umgang und den für sie bestimmten Versammlungen den durch Nichts zu ersetzenden Werth beilegen, den sie als die einzige Hilfe des Menschen auf dem steilen Pfad der Erkenntniß haben. Jesus vergleicht den Menschen, der seinen Beruf erfüllt, einem Mann, der mit dem ihm anvertrauten Pfunde wuchert, und ein anderes Mal mit einem verständigen Landmann, der den Acker des Lebens so zu bearbeiten versteht, daß die ihm anvertraute Aussaat der Wahrheit hundertfältige Frucht trägt. Ich möchte hinzufügen, daß, wenn der Landmann, wie wir Alle wissen,

um aus seiner Wirthschaft den Ertrag, den sie bringen kann, wirklich zu ziehn, für ein Betriebs-Kapital und für die Vermehrung desselben sorgen muß, auch der Mensch, der die Früchte des Geistes gewinnen will, es nicht unterlassen darf, sich ein Vermögen zu schaffen, das ihn in den Stand setzt, aus dem Anbau seines inneren Lebens reichere Ernten zu erzielen. Auf sich selbst oder auf eine äußere, gewohnheitsmäßige Theilnahme an dem Leben der Gemeinschaft beschränkt, kommt der Mensch sehr bald dahin, seine Hauptaufgabe in der Gestaltung und Umgestaltung des äußeren Lebens zu suchen und mit seiner Handlungsweise Veränderungen vorzunehmen, die ihm sehr wichtig scheinen und doch in der That gleichgiltig sind, da das Gottesreich nicht von außen, sondern von innen kommt, da unsere Werke im Wesentlichen, in ihrem sittlichen Charakter und Gehalt nur dadurch andere werden können, daß unsere Erkenntniß Gottes, die Liebe zu seinen ewigen Gedanken in uns reiner, stärker, vollkommener wird. Das Wachsthum des inneren Lebens fördert die Gemeinschaft, und erst wenn wir in Folge der inneren Entwickelung an uns erfahren haben, wie nun lange vergeblich bekämpfte Neigungen und Handlungen ohne unser Zuthun absterben und verschwinden, gleich verdorrtem Laub, erst dann überzeugen wir uns, wie leer und eitel alle Werkgerechtigkeit ist, und wenden unsere ganze Liebe dem Leben der Erkenntniß zu. An dieser unter dem Segen der Gemeinschaft erwachsenen Liebe und an ihren Früchten des Muthes, der Zuversicht und des Friedens bewährt es sich, daß was von jenem verständigen Landmann gilt, auch auf den Haushalt des inneren Lebens seine Anwendung findet: Wer hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe.

Auch an uns wird es sich bewähren, meine Brüder, wenn wir nicht nachlassen, bis die beiden Hauptgefahren auf dem Wege der Freiheit, die Nachwirkungen der alten Trägheit und des alten Hochmuthes gänzlich verschwunden sind. Jene liebt es, sich die eigene Arbeit zu ersparen, klagt deshalb über die Schwäche der menschlichen Natur und hält es schon für einen Fortschritt, wenn der Mensch

sich zu den Gedanken, die er von Anderen aussprechen hört und als neu und groß betrachtet, bekennt und für sie eifert. Der Kranke wird nicht gesund, wie prächtig auch der Schmuck sein mag, den er anlegt. Nein, ob auch, wie Paulus sagt, ein Engel vom Himmel herniederstiege, um dir seine Erkenntniß mitzutheilen, so sollst du auch ihm zu Liebe nicht deinen Glauben lassen, sondern fortfahren mit der Arbeit an dir selbst, bis diese Arbeit deinen Glauben umgestaltet hat; denn nur das neue Leben, welches aus dieser Arbeit geboren wird, ist in Wahrheit dein eigen und darum das Einzige, das dir Erlösung und Versöhnung bringen kann. Umgekehrt empfindet der Hochmuth es als eine Beleidigung, wenn von ihm gefordert wird, daß er den Fortschritt des inneren Lebens nicht länger aufhalte, sondern endlich Ernst mache mit der Umwandelung und Erneuerung seines Glaubens; er setzt das höchste Lob darin, daß seine Vorstellungen heute noch dieselben sind als vor zehn oder zwanzig Jahren; er nennt es Consequenz und Ueberzeugungstreue; er sieht nicht ein, daß, je höher er die Vergötterung von einzelnen Ergebnissen des Strebens treibt, sein Gedankenleben selbst um so unbeweglicher und der Entwickelung unfähiger werden und endlich ganz erstarren muß. Es ist um so schwerer, diesen Versuchungen zu widerstehn, da keine von beiden allein erscheint, sondern sich stets die eine hinter der anderen verbirgt. Aber wenn wir festhalten an jeder Gemeinschaft, die der heilige Geist der Wahrheit uns gegründet hat, und in jeder solchen Gemeinschaft einander mit brüderlicher Liebe tragen, so bleiben sicher die Verheißungen des Ewigen auch an uns nicht unerfüllt, sondern es kommt hier oder dort für Jeden von uns die Stunde, in welcher der Geist, dem wir dienten, die letzte Schranke fallen läßt und uns die Pforte zu dem Heiligthum der Freiheit und des Friedens öffnet. Amen.

17.

Die Zeit.

Man hört oft sagen, es sei zu wenig Religion unter den Menschen. Ich glaube, man könnte mit mehr Recht sagen, es sei zu viel Religion unter den Menschen. Denn kein Mensch kann mehr als eine Religion brauchen, und die Meisten haben zwei verschiedene zugleich, eine, nach der sie sich nennen, und eine, nach der sie handeln. Als das Christenthum entstand, zerstörte es die Altäre der alten Götter, und über den Trümmern der Vielgötterei erhob sich der Glauben an einen Gott. Seitdem hat sich die Meinung erhalten, daß überall, wo Menschen sich zum Christenthum bekennen, der Glauben an einen Gott der herrschende sei. Von der Irrthümlichkeit dieser Ansicht überzeugt sich indeß Jeder sofort, wenn er die Zustände, in denen wir leben, schärfer ins Auge faßt. Der Glauben an einen Gott ist für diejenigen, die einen Sonntag haben, ihr Sonntagsglauben; bei den Uebrigen kommt er zur Sprache, wenn sie veranlaßt werden, sich an ihren Taufschein und ihr Glaubensbekenntniß zu erinnern. Für das Leben selbst haben sie eine andere Religion, die sich von der vorchristlichen Vielgötterei nur dadurch unterscheidet, daß sie ohne die alten Götternamen, ohne Priester und Ceremonien Einfluß übt.

Eine von den Gottheiten, die ihre bei der Gründung des Christenthums eingebüßte Herrschaft wiedergewonnen haben, ist die Zeit. Der ihr zugewendete Glauben hat keine Altäre und besonderen Gebräuche; aber die auf ihm beruhende Religion herrscht so sicher in den Gemüthern der Menschen, daß es solcher Veranstaltungen zur Erhaltung ihres Ansehns nicht bedarf. Wenn der Dichter in jener Anrede, die doch eigentlich an den Gott des öffentlichen

Glaubensbekenntnisses gerichtet war, ausruft: Die unendliche Zeit und das ewige Schicksal, deine Herren und meine, so vertritt er eine Ueberzeugung, welche sich seit der Zeit, der diese Worte angehören, mit überraschender Schnelligkeit ausgebreitet hat und jetzt ihre Herrschaft so weit ausdehnt, als sich die Macht des Zeitgeistes und der öffentlichen Meinung erstreckt. Wie die alten Griechen in Kleinasien dem Apostel entgegenriefen: Groß ist die Diana der Epheser, wie die Mohammedaner von ihrem Gott sagen: Allah ist groß, so spricht im Abendlande gegenwärtig die Welt mit der Andacht, deren sie überhaupt fähig ist: Allmächtig ist die Zeit. Wenn die alten Griechen glaubten, daß Leben und Tod des Menschen von dem Willen jener Göttinnen abhänge, die den Lebensfaden desselben spinnen und abschneiden, so bezog sich die Herrschaft dieser Schicksalsmächte nur auf den Verlauf und das Ende des äußeren Daseins. Aber die neue Gottheit, von der wir sprechen, gebietet ebenso unbeschränkt auch über das innere Leben der Menschheit. Je nachdem die Zeit an ihrem ewigen Webstuhl bald diese, bald jene Fäden wählt und verbindet, wechseln die Gemälde des Fortschritts und Rückschritts in der Geschichte der Völker. Die Völker unseres Erdtheils sind überzeugt, daß sie durch Gewerbfleiß, Kunst, Wissenschaft, Gesittung und Aufklärung Alles weit übertreffen, was zur Vergleichung aus früheren Abschnitten der Geschichte anzuführen wäre. Aber sie rühmen sich dieser Vorzüge wie Knechte, die ohne das Recht, sich nach freier Wahl durch eigene Arbeit ein Eigenthum zu schaffen, Alles, was sie vor ihren Mitknechten auszeichnet, dem Belieben des Herrn zu verdanken haben. Denn fragt man, wie Künste und Wissenschaften, Christenthum und Philosophie und alles Andere, worauf sie stolz sind, ihnen zn Theil geworden sei, so ist es nach ihrer Ansicht die allmächtige Zeit, welche Alles hervorgebracht habe. Sie ist die eigentliche Lebenskraft des unendlichen Baums der Schöpfung; und wie die Ströme ihrer Kraft vordringen oder zurücktreten, so erblüht und verwelkt Alles, so kommen und gehen Völker und Geschlechter, Wahrheit und Irrthum, Recht

und Unrecht, Freiheit und Gewaltherrschaft. Das ist die Religion der Welt; das ist der Glauben, in dem sie handelt. Ihr wißt, wie vor etwa zehn Jahren Einige, die sich von diesem Glauben lossagten, weil in ihnen das Bewußtsein der Selbstbestimmung erwacht war, ihre Zeitgenossen aufforderten, das lange vergessene Werk der kirchlichen Reform wieder zu beginnen. Aber die Weisheit der Welt schaute nach den Zeichen der Zeit aus, fand die Antwort des Orakels nicht günstig und erklärte, an dem Werk nicht Theil nehmen zu können, da es nicht zeitgemäß, nicht in Uebereinstimmung mit dem Willen ihrer Gottheit sei. Kurze Zeit darauf stürzte sich die Welt mit um so größerer Leidenschaft in einen anderen Kampf, weil er, wie es hieß, von dem Geist der Zeit gefordert wurde. Doch der Erfolg ist die einzige Sprache, durch welche die allmächtige Zeit sich ihren Gläubigen offenbart, und kaum hatte der Erfolg sich von den Bestrebungen derselben fern zu halten geschienen, als die Welt anderes Sinnes ward und das, was sie eben als reinste Begeisterung gepriesen hatte, mit dem Namen einer verderblichen Schwärmerei bezeichnete. Aehnliche Erscheinungen wiederholen sich überall. Von welcher Seite ihr auch die unruhige, widerspruchsvolle Vielgeschäftigkeit der Welt im Einzelnen und im Ganzen betrachten mögt: ihr stoßt überall auf dasselbe Glaubensbekenntniß, daß die Gottheit, welche über Alles gebietet, die allmächtige Zeit ist.

Wir wollen nicht übersehn, daß diese Gottheit von ihren Verehrern keineswegs stets auf gleiche Weise behandelt wird. Wie reich ihnen auch die Weisheit und der Trost dünkt, die sie aus ihrem Gottesdienst schöpfen, so endlos sind doch die Klagen und Vorwürfe, mit denen sie ihren neumodischen Gott überhäufen. Ein solcher Widerspruch mit sich selbst ist für die Menschen unvermeidlich, so lange sie ihre religiösen Bedürfnisse auf einem anderen Wege als auf dem der Freiheit zu befriedigen suchen. Er erscheint nirgends so roh, als bei jenen Fetischanbetern in Afrika, welche sich vor dem Stein oder Klotz, die ihre Götter vorstellen, zum Gebet niederwerfen und sie schlagen, wenn ihr Gebet nicht erfüllt wird. Bleibt

aber die Sache nicht dieselbe, wenn sich die Schläge bei civilisirten Völkern in Vorwürfe und Anklagen verwandeln? Daß der Widerspruch bei der Verfeinerung der Sitten nicht verschwindet, sondern nur seinen Ausdruck ändert, ist eine Thatsache, die von uns Allen nicht ernstlich genug erwogen werden kann; denn sie vermag unserer Selbstprüfung die wesentlichsten Dienste zu leisten. Wie nämlich falsche Götter daran zu erkennen sind, daß die Anbetung derselben mit Vorwürfen und Anklagen gegen sie wechselt, so ist umgekehrt aus unserer Unzufriedenheit und unserem Aerger über irgend einen Gegenstand zu schließen, daß derselbe noch immer in einer oder der anderen Beziehung für uns ein Götzenbild ist. Deshalb wähne Keiner unter uns, von dem Götzendienst, den die Welt mit ihrer allmächtigen Zeit treibt, sich selbst gänzlich befreit zu haben, so lange er noch bereit ist, in die Klagen einzustimmen, welche die Welt gegen die Zeit erhebt, mögen sich dieselben auf das beziehn, was die Zeit gethan hat, oder auf das, was sie thut, oder auf das, was wir von ihr erwarten. Alle Arten von Vorwürfen, denen die Zeit ausgesetzt ist, stehen in einem inneren Zusammenhang. Wenn der Einzelne sich gewöhnlich auf eine Art derselben beschränkt, so hat es nur in unserer äußeren, zufälligen Lebensgestaltung seinen Grund; unsere Lage und unser Zustand dürften sich blos ändern, und andere Arten von Vorwürfen würden uns ebenso geläufig werden.

Es giebt Menschen, deren Gedankenleben durch eine Vorliebe für die Betrachtung des Vergangenen charakterisirt wird. Sie nehmen nur wider Willen an dem Leben der Gegenwart Theil; es macht auf sie den Eindruck einer ewigen Unruhe, einer unendlichen Verwirrung, eines unerträglichen Gedränges. Je weiter sie sich mit ihren Gedanken und Empfindungen von jenem entfernen können, je mehr es ihnen gelingt, jenes zu vergessen, desto wohler wird ihnen, wenn man überhaupt von Wohlsein bei denen sprechen darf, welche auch das, was sie ihren Genuß nennen, nie ohne bitteren Beigeschmack kosten. Denn in dem Bilde der Vergangenheit, zu

dem sie fliehen, findet sich ein Zug, der für sie eine unerschöpfliche Quelle von Klagen wird. Sie sind weit davon entfernt, die Vergangenheit zu sehn, wie sie ist; im Gegentheil, aus allen Erinnerungen, mit denen sie sich umgeben, wirkt auf sie eigentlich nur die eine Vorstellung, welche von ihnen in dieselben hineingetragen wird und sie entstellt. Diese Vorstellung hat sich so vielen Gemüthern eingeprägt, daß die Behauptung, sie sei eine willkürliche Zuthat, den Wenigsten zulässig scheint. Ich meine die von einer kranken Einbildungskraft der Vergangenheit angedichtete Eigenschaft einer starren Unveränderlichkeit. Daß, wie sie sagen, sich an dem Geschehenen Nichts ändern läßt, daß, wie sie wähnen, die Vergangenheit ewig stillsteht; das ist der Gedanke, der ihnen den Trost und die Ruhe, die sie sich von dem Leben in der Vergangenheit versprechen, auch hier nie zu Theil werden läßt. Was hilft es ihnen, daß die Erinnerung die freundlichsten Tage ihres Lebens, die köstlichsten Gaben des Glücks, die sie schmückten, an ihren trüben Blicken vorüberführt? Der Irrthum, dem sie sich ergeben haben, läßt sie nur das Eine empfinden, daß dies Alles vorüber ist, daß dies Alles nie wiederkehrt. Und doppelt unglücklich werden sie sich fühlen, wenn in dem Spiegel der Erinnerung, der ihnen ihre Thaten vorhält, so Vieles erscheint, das sie anders wünschten, das sie mit schwerem Vorwurf quält, so Vieles, wobei sie die Stimme eines unerbittlichen Richters in ihrem Herzen zu vernehmen glauben, da sie überzeugt sind, daß das, was geschehn ist, in alle Ewigkeit bleiben muß, wie es ist.

Diesen Klagen derjenigen, die in der Vergangenheit leben, entsprechen andere bei denen, welche, statt dem gegenwärtigen Augenblick gerecht zu werden, stets damit beschäftigt sind, sich aus den Eingebungen ihrer Wünsche und Abneigungen, aus den Träumen der Furcht und Hoffnung ihre Zukunft zu erbaun. Die Erfahrung jedes Tags liefert ihnen aufs Neue den Beweis, daß Alles, was sie bauen, in der Luft schwebt, und daß der Weg des Lebens die Erde nie verläßt. Aber es währt lange, bis sie daran

glauben; und wenn sie dem drückenden Gefühl eines erfolglosen Strebens nicht länger entgehn können, fahren sie doch fort, die Dinge, wie sie sind, nicht sehn zu wollen, so daß der Irrthum, der sich ihnen immer nur aufdrängt, bei dem sie aber nie prüfend verweilen, sie nicht zur Selbsterkenntniß führt, sondern in neue Irrthümer verstrickt. Sie klagen nicht ihre Thorheit, sondern die Natur der Dinge an. Es gehört nach ihrer Meinung zur Unvollkommenheit alles Geschaffenen, daß Jedes, ehe es die starre Form der Vergangenheit annimmt, unsicher und regellos ist, daß die Zukunft, auf die sie nach ihrer Vorstellung vorzugsweise angewiesen sind, Nichts enthält, worauf sich mit Zuversicht rechnen läßt; oder es gehört zur Unvollkommenheit des Menschenlebens, daß das Licht seines Auges nur für Vergangenes und Gegenwärtiges taugt, und Alles, was die Zukunft bringt, für ihn mit undurchdringlicher Nacht bedeckt ist. Hätten sie Recht, läge es wirklich in der Einrichtung der menschlichen Natur, nie wissen zu können, ob die von uns gewählte Arbeit den Erfolg, den wir bezwecken, haben werde, und gäbe es dennoch keine andere Arbeit für uns, als diese, so müßte man denen beistimmen, welche sagen: Am besten ist es, nie geboren zu sein, und nächstdem das Beste, so schnell als möglich das Leben wieder zu verlassen.

Die große Mehrzahl der Menschen beschränkt sich aber auf diese Klagen über die Unveränderlichkeit des Geschehenen und die Unsicherheit der Zukunft nicht. Denn die Meisten beschäftigen sich mit der entfernten Vergangenheit und Zukunft nur gelegentlich und auf äußere Veranlassung. Gewöhnlich reicht ihr Blick über die Gegenwart, über die Verbindung des nächst Vergangenen und nächst Zukünftigen nicht hinaus, und die Gegenwart bildet deshalb auch den Hauptgegenstand ihrer Unzufriedenheit und ihrer Klagen. Ihnen würde es die Zeit nur dann recht machen, wenn sie stets die Launen und Einfälle zu befriedigen wüßte, welche in dem Menschen, der sein wahres Selbst vergißt, die einzige Grundlage seines Strebens bilden und ihrem wahren Werthe nach stets dieselben sind,

sie mögen sich auf Nahrung und Kleidung beziehn, oder auf die Pflichten, die Andere gegen uns zu erfüllen haben, oder auf das, was so Viele unter ihrer Erbauung verstehen, auf das Bedürfniß, sich in der Kirche auszuweinen, oder auf den Wunsch, einen berühmten Redner zu hören, der gerade in der Mode ist. Doch die Zeit kann die Forderungen des Menschen, der sich selbst vergißt, niemals wirklich erfüllen. Der Weg der Zeit und der Weg, den die Wünsche eines solchen Menschen verfolgen, gehen nach entgegengesetzten Richtungen aus einander. Die Zeit weiß stets, was sie will; jene Launen und Einfälle wissen nie, was sie wollen. Sie sind im Menschen dasjenige, woran Nichts zu verstehn ist, und deshalb dasjenige, was die Menschen unausgesetzt mit einander und jeden mit sich selbst in Widerspruch verwickelt. Sie wuchern um so üppiger, je mehr die Civilisation mit ihren neuen Bedürfnissen und Verheißungen den Menschen berührt, während das sittlich-religiöse Leben, die Erkenntniß des Menschen in ihrer früheren Dürftigkeit und Ohnmacht verharrt. Denn oft ist ein Wunsch noch nicht ausgesprochen, so ist er von einem anderen schon verdrängt. Nichts ist also natürlicher, als daß in dem Leben eines Menschen, in dem je länger je mehr die von der ewigen Ordnung gezogenen Grenzen der Dinge verschwinden, Hohes und Niederes, Wichtiges und Unbedeutendes, Alles ohne Unterschied sich in dasselbe formlose Treiben der Laune und Begierde auflöst, die Unzufriedenheit mit Allem, was die Zeit bringt, fortwährend steigt. Zuletzt kommen die Menschen selten dazu, über ihren Zustand nachzudenken oder ihrer Empfindung desselben Worte zu leihn, ohne daß sie der Zeit einen von zwei entgegengesetzten Vorwürfen machen. Sie haben entweder darüber zu klagen, wie schnell die Zeit vorübereile, und wie oft deshalb dieselbe sie an der Ausführung ihrer edelsten Entschlüsse und verständigsten Vorsätze hindern, oder sie beschweren sich darüber, daß die Zeit nicht von der Stelle komme und ihnen das unerträgliche Gefühl der Langenweile verursache. Besonders ernstlich meinen sie es unstreitig mit der letzten Klage, wenigstens die-

jenigen, die von den Anderen um ihr Glück beneidet werden. Zu verhindern, daß ihnen die Zeit nicht lang werde, wird die Hauptaufgabe ihres Lebens; und wer die größte Geschicklichkeit besitzt, ihnen die Zeit zu vertreiben, ist ihr bester Freund, obschon gerade diese Freunde es sind, die ihnen das Leben immer schwerer machen. Denn alle Erfahrungen stimmen darin überein, daß je kunstreicher der Zeitvertreib, desto drückender das Gefühl der Langenweile wird.

Fassen wir die bisherigen Bemerkungen zusammen, so haben wir ein Gesammtbild der Verwirrungen, die das Leben des Menschen verunstalten müssen, so lange er das wahre Wesen der Zeit verkennt und ihre Gaben mißbraucht. Das thörichte Vertraun, von dem wir ausgingen, und die unfruchtbaren Klagen, mit denen wir uns zuletzt beschäftigten, das Vertraun, das die Zeit als eine dem Menschen überlegene, über sein Wohl und Wehe entscheidende Gottheit auftreten ließ, und die Klagen, die den Menschen in ewigem Widerspruch mit sich selbst darstellen, sind äußerlich verschiedene, aber in einem inneren Zusammenhang stehende Erscheinungen, die sich stets wiederholen, so lange der Mensch den Weg des Verderbens verfolgt. Wir wollen uns nun vergegenwärtigen, welche Vorstellung sich der Mensch von der Zeit bildet, und welchen Gebrauch er von ihren Gaben macht, wenn er auf dem Weg der Selbsterkenntniß wandelt.

Die Anlage zur Freiheit und Selbstbestimmung ist in jedem Menschen unzerstörbar; der Widerstand, den Vernunft und Gewissen dem Irrthum und der Sünde entgegenstellen, ist unüberwindlich. Diese Einrichtung unserer Natur offenbart sich in den Vorstellungen des Menschen von der Zeit dadurch, daß unter allen Umständen der Genuß dessen, was die Zeit bringt, unmöglich die Sele des Menschen ganz erfüllen und ihr volle Befriedigung gewähren kann. Alle Völker, mit deren geistiger Entwickelung uns die Geschichte bekannt macht, zeigen ein Streben, das über die Grenzen der Zeit hinausgeht; alle ohne Unterschied stellen der Zeit die Ewigkeit gegenüber. Dies dunkele Gefühl, daß das ganze Menschenleben zu

einem Kerker werden müßte, wenn es der Herrschaft der Zeit allein unterworfen würde, dies dunkele Gefühl, das den Gedanken der Ewigkeit erzeugt, ist aber in dem Glauben vieler Völker das Einzige, worin sich in Bezug auf ihre Vorstellungen von der Zeit die Unzerstörbarkeit des Wahrheitsgefühles im Menschen kund giebt. Der Irrthum beginnt, sobald sie einen Versuch machen, sich von dem Verhältniß zwischen Zeit und Ewigkeit genauere Rechenschaft zu geben. In der Furcht vor der Gefangenschaft, in die sich unter der Herrschaft der Zeit ihr Leben verwandeln müßte, halten sie es für das Beste, das Band zwischen sich und der Zeit zu zerreißen; und Nichts ist dem Menschen geläufiger, als das, was in der Wirklichkeit schlechthin unmöglich ist, in Gedanken als geschehen anzusehn. So ergiebt er sich der Einbildung, daß seine Verbindung mit der Zeit, mit dem Reich der Vergänglichkeit nur zufällig sei und in dem ursprünglichen Plan der Gottheit nicht gelegen habe. Es entsteht der alttestamentliche, in das Christenthum hinübergenommene Glauben, daß der Tod, dies Hauptmerkmal der Verbindung des Menschen mit der Zeit, durch die Schuld in die Welt gekommen sei, daß die Menschen ohne die Sünde unsterblich geblieben wären. Dieser Glauben, der sich seinem wesentlichen Inhalt nach noch heute nicht nur in den Rechtgläubigen erhält, sondern auch in allen jenen Aufgeklärten, die den Körper als eine Schranke des Geisteslebens ansehn und sich deshalb das Leben der Menschen nach dem Tode — um ihre Sprache zu gebrauchen — als ein Leben reiner, körperloser Geister vorstellen zu müssen glauben. Daß sie aus solchen Vorstellungen einen religiösen Trost zu schöpfen suchen, deutet darauf hin, wie tief der Schaden ist, den sie durch Mißbrauch der Gaben der Zeit selbst ihrer Sele zugefügt haben. Was der Mensch durch die unreine Begierde der Selbstsucht entweiht, wird für ihn zum Gegenstand der Furcht, und Furcht führt nicht zur Erkenntniß. So lange der Mensch deshalb die Zeit mit dem ihr eigenthümlichen Entstehn und Vergehn, mit ihrem Leben und Tod und Allem, was dazu gehört, bald in thörichter Liebe, bald in thörichtem Haß ver-

folgt: so lange wird sich sein Irrthum nicht nur darin offenbaren, daß er in seinem religiösen Glauben die Zeit als eine Schranke des Geisteslebens, seine Verbindung mit ihr als eine Strafe seiner Schuld auffaßt, sondern der Irrthum muß auch seine Vorstellungen von der Ewigkeit verwirren. Er hat das Bild der Ewigkeit schaffen wollen, um dem von den Gaben der Zeit nicht zu befriedigenden Sehnen und Verlangen seiner Sele zu genügen, und siehe da, das Bild, das er sich von der Ewigkeit entwirft, kann nur dazu dienen, ihn zurückzudrängen in die Zeit. Denn er glaubt, sich die Ewigkeit sinnlich vorstellen zu können und knüpft Jahrhundert an Jahrhundert, Jahrtausend an Jahrtausend, bis ihn Schwindel ergreift, und die Glieder der endlosen Kette aus einander fallen. Er weiß Nichts von dem Unterschied, auf welchen der Dichter hinweist, wenn er uns zuruft: „Bei Gott ist Ewigkeit, beim Teufel in der Höll' ist eine ewige Zeit;" und so lange er der Sclave bleibt, der die Gaben der Zeit immer aufs Neue in Fesseln und Bande für sich verwandelt: so lange muß es ihm verborgen sein, daß es keine Zeit giebt, die so kurz wäre, daß der Mensch in ihr nicht den Zugang zur unerschöpflichen Fülle nnd Kraft des ewigen Lebens zu finden vermöchte, und keine Zeit, die so lang wäre, daß sie den Menschen in die Gemeinschaft mit dem Ewigen einführen müßte, in die bewußte Gemeinschaft mit dem ewigen Leben, welches nichts Anderes ist, als der Geist und die von ihm unzertrennliche Freiheit, nichts Anderes, als der Sohn des ewigen Gottes, der in seines Vaters leiblicher Schöpfung wohnt.

Das ewige Leben und die Zeit erkennen heißt geistiges und leibliches Leben richtig unterscheiden, richtig das ist durch die That. Möchten die Worte, die ihr vernehmt, wenigstens ein schwacher Wiederhall dieser That sein. Wir sprechen mit Recht von unserem Leibe, da der Geist in uns auf ihn als auf das nächste Mittel zur äußeren Verbindung mit Anderen angewiesen ist; denken wir aber an das Leben des Geistes selbst, an seine innere Bildung und die unsichtbare Schöpfung seiner Gedankenwelt, die ja auch allem

Verkehr mit der Außenwelt zu Grunde liegt, so giebt es für dies Leben der Selbstbestimmung keinen Unterschied zwischen meinem Leibe und irgend einem anderen Theile der Natur; sondern diesem Leben des Geistes in mir ist **mein** Leib ebenso fern, als die fernsten Gestirne oder irgend Etwas, das so zu sagen auf der entgegengesetzten Seite der Kugel des Weltalls lebt. Daher liegt der Anfang für alle Erkenntniß des wahren Wesens der Zeit und der Ewigkeit darin, daß der Mensch dahin gelangt, das Schicksal seines eigenen Leibes, sein Entstehn und Vergehn, seine Schönheit und Mißgestalt, seine Gesundheit und Krankheit mit demselben unbefangenen Auge, mit derselben ruhigen Empfindung zu betrachten, mit welcher er dem Wachsthum und Verblühn einer Blume auf dem Felde, der auf- und niedersteigenden Woge des Meers, den Bewegungen der Gestirne und der verschiedenen Gestaltung aller dieser Dinge folgt. Wer sich zu einer solchen Reinigung seiner Empfindungen nicht entschließt, kann für den Witz und die Gelehrsamkeit, mit denen er über Natur und Geist sprechen hört, das höchste Interesse zeigen; er kann in einer glücklichen Stunde ein Wort der Wahrheit darüber ohne Zorn und Widerspruch vernehmen, ja sich vielleicht von demselben ergriffen und auf Augenblicke angezogen fühlen; daß er aber ohne jenen Entschluß und dessen Ausführung wirklich versteht, was er gehört hat, daß die Erkenntniß von Natur und Geist, die Erkenntniß des wahren Wesens der Zeit und der Ewigkeit, je ein sicheres Eigenthum seines Geistes, je ein fruchtbares Saatkorn für ein neues, für das wahre Leben werde, ist unmöglich.

Natur und Geist sind Geschwister, welche von dem Vater aller Dinge mit gleicher Liebe umfaßt und trotz der verschiedenen Entwickelung, die jedes nach seiner Art darstellen soll, durch gewisse für beide giltige Grundgesetze stets an ihre gemeinsame Abstammung erinnert werden. Eins dieser Grundgesetze offenbart sich darin, daß sowohl in der Natur, der Schöpfung der Zeit, als auch in dem Geist und seinem ewigen Leben Bewegung und Ruhe, Wechselndes und Unwandelbares, Veränderliches und Unvergängliches mit ein-

ander verbunden sind. Je zahlreicher die Erscheinungen der Natur sind, die sich unserer Betrachtung darbieten, und je sorgfältiger wir jede einzelne beobachten, um so deutlicher wird es uns, daß Bewegung und Veränderung nirgends in ihr aufhört, daß auch unter dem Anschein der tiefsten Ruhe und strengsten Unbeweglichkeit in ihr unablässig Altes neu, und Neues alt wird, daß aber auch auf der anderen Seite der nicht Unrecht hatte, welcher von ihr sagte: Was gewesen ist, wird sein, und so darauf hinwies, wie die Gesetze, nach denen sich Alles ununterbrochen verändert, stets und überall dieselben sind. Dies wiederholt sich in der Schöpfung des Geistes und der Freiheit. Auch hier ist das, was immer sich selbst gleich ist oder sich selbst gleich sein kann, mit Veränderlichem verbunden. Und doch wie verschieden ist diese Verbindung dort und hier! In der Natur ist das Gebiet der Veränderung von einer festen Grenze umschlossen; was diesem Gebiet angehört, darf nie dasselbe bleiben, das es gewesen ist, es muß sich verändern und zwar in vorgeschriebener Weise, gleichviel ob die Veränderung von den Sinnen des Menschen nach Tagen oder Jahrtausenden oder gar nicht wahrgenommen wird. Anders ist es in der Welt des Geistes. Es giebt Völker, welche Jahrhunderte verleben, ohne daß sich auf dem Gebiet der Sitte und Meinung bei ihnen Etwas änderte; und dann kommen Zeiten, in welchen dieselben Völker auf demselben Gebiet der Sitte und Meinung Alles zu verändern und umzugestalten anfangen und sich an diese Unruhe so gewöhnen, daß es scheint, als hielten sie es für ihren einzigen Beruf, eine Neuerung in die Stelle einer anderen zu setzen. Diesen wie allen übrigen Erscheinungen der sittlichen Welt liegt das Gesetz zu Grunde, daß der Willen des Menschen beides kann, sowohl das Unwandelbare darstellen, als sich der Veränderung unterwerfen, entweder in stetem Widerspruch mit sich selbst auf den verworrenen Bahnen des Irrthums einherwandeln, oder, immer mit derselben Liebe und Treue dem Guten und Wahren zugewendet, mitten durch den unaufhörlichen Wechsel, mit dem ihn die Natur umgiebt, ein und dasselbe Ziel der göttli-

chen Freiheit verfolgen und stets sich selbst gleich sein. Indem der Willen des Menschen sich zu dieser vollkommenen Uebereinstimmung mit sich selbst erhebt, wird ihm mit der Selbsterkenntniß, mit der Erkenntniß seines eigenen ewigen, aus der Freiheit geborenen, unwandelbaren Wesens die Erkenntniß der Zeit zu Theil. Er entweiht ihre Gaben, die Empfindungen und Neigungen seines sinnlichen Lebens, nicht mehr durch unreine Begierde, und so lebt und arbeitet und wirkt die Natur in seinem Leibe und in seiner Sele mit derselben unbefangenen Sicherheit, wie in dem Baum auf dem Felde und dem Vogel in der Luft. Nun hört die Zeit mit ihren Veränderungen auf, für den Geist eine Macht zu sein, die er zu fürchten hätte. Er erkennt, daß keine ihrer Veränderungen ihn an der Erfüllung seines Berufs hindern, ihn von der Bahn seiner Selbstbestimmung verdrängen, ihn in dem Fortschritt seiner inneren Bildung aufhalten kann. Und je mehr er sich auf der anderen Seite von dem alten Wahn befreit, daß er zur Herrschaft über die Natur berufen sei, je deutlicher er einsieht, daß die Schöpfung der Zeit ihrem eigenen Gesetze folge, und er nie mit ihren Gaben nach seinem Belieben und seiner Willkür schalten und walten könne, desto sicherer ist er, in ihr die Schwester zu erkennen, die Gott ihm gab. Nun zürnt er ihr nicht mehr, wenn sie ihn mit Dingen und Personen umgiebt, die seiner Neigung wenig behagen, sondern er verwendet ihre Veranstaltung zu seinem Nutzen und dankt ihr dafür, daß sie ihn in die Schule der Geduld nimmt. Nun ist er ihr nicht mehr böse, wenn sie von dem, was seinem Herzen lieb geworden ist, ihm eines nach dem anderen entzieht; denn er weiß, daß es keinen Meister in der Kunst des Lebens giebt, der nicht entsagen lernte.

Meine Freunde! Der Welt, wie sie ist, wird er durch eine solche Erkenntniß wohl fremder und fremder werden. Diese Welt versteht ihn nicht, wenn sie in ihm weder ihre Furcht, noch ihre Begierde wiederfindet, wenn sie ihn auch den unangenehmsten Be-

gegnissen des Lebens gegenüber sagen hört: Siehe, es ist Alles gut. Diese Welt versteht ihn nicht mehr und meidet ihn; aber er verliert daran Nichts, Gott versteht ihn. Amen.

18.

Bitten und Fordern.

Was ist es, meine Freunde, das uns mit einander vereinigt hat und uns mit einander verbunden erhält? Sind es einzelne Religionswahrheiten, neue Glaubenssätze, besondere sittliche Grundsätze und Lebensvorschriften, wie dergleichen ehedem in kirchlichen Bekenntnissen aufgestellt zu werden pflegten? Ich wüßte Nichts von dieser Art zu nennen. Unser Glaubensbekenntniß enthält keinen Satz, zu dem sich nicht Viele lange vor der Gründung unserer Gemeinschaft und vor der Geburt eines Jeden von uns sogar Viele unter den Lehrern der Kirche öffentlich bekannt hätten. Ja, der Entstehung unseres Glaubensbekenntnisses selbst liegt ja, wie allgemein bekannt ist, nicht die Meinung zu Grunde, daß eine religiöse Gemeinschaft auf ein solches Zeugniß gegründet werden muß, zu ihrer Entwickelung ein solches bedarf, sondern die Absicht, gewisse Mißverständnisse zu beseitigen, die Vielen unter uns ohne Aufstellung eines Bekenntnisses hinweg zu räumen nicht möglich schien. Was uns vereinigt, sind nicht gewisse Sätze, in denen für Alle auf gleiche Weise das Ziel des Strebens nach Wahrheit bezeichnet ist; sondern die Uebereinstimmung über den Weg, der zur Erkenntniß der Wahrheit leitet, hat uns zusammengeführt. Wir sind überzeugt, daß es zum Fortschritt in der Erkenntniß der Gottheit einer Verbindung von Menschen bedarf, in welcher jeder Einzelne den Muth hat, sein eigener Lehrer zu sein, und jeder Einzelne zugleich in wahrer

Demuth immer deutlicher einsieht, daß er von jedem Anderen lernen kann und soll. Wir sind überzeugt, daß alle Weisheit, die in den Ueberlieferungen der Vergangenheit niedergelegt ist, und alle Gelehrsamkeit, die über diese Schätze der Vorzeit gebietet, alle Geistesgaben, vermöge deren wenige Bevorzugte auf die Uebrigen einen überlegenen Einfluß üben, aller Schmuck der Rede, der neuen Gedanken durch einschmeichelnde Milde oder durch ergreifende, hinreißende Gewalt leichter die Herzen öffnet, daß dies Alles unfruchtbar bleiben, ja verderblich wirken muß, wenn es nicht gereinigt ist durch den Glauben an die unversiegliche Quelle der Erkenntniß, die in dem Inneren eines Jeden strömt, durch den Glauben an die unmittelbare Gemeinschaft, in der Jeder auf gleiche Weise durch Vernunft und Gewissen mit dem ewigen Vater im Himmel steht. Wir sind deshalb überzeugt, daß uns am meisten die Worte des Menschen frommen, der uns nichts geben will als das, was er bei dem Streben nach Wahrheit, bei dem Werk der Selbsterziehung zur Freiheit in Gott selbst erlebt und erfahren hat, gleichviel, ob die Worte desselben von dem ewigen Weltall und dessen Leben in Gott, oder davon handelen, wie er sein Handwerk treibt und seine Mahlzeit hält. Denn die Religion ist nichts von dem täglichen Leben Getrenntes, sondern die im Leben sich bewährende, aus dem Leben sich entwickelnde Erkenntniß der Allgegenwart des Göttlichen, die Erkenntniß, daß die Sonne, um die sich der Chor der Gestirne bewegt, dem Ewigen nicht näher ist, als das Auge und der Thautropfen, in dem die Sonne sich spiegelt, daß der ewige Geist der Gerechtigkeit in der flüchtigsten und verborgensten Regung unseres Herzens nicht weniger mächtig und offenbar ist, als in seinem jüngsten Gericht. Diese Ueberzeugungen sind es, in denen wir uns zusammengefunden haben; und so lange sie in uns leben, werden wir von unserer Gemeinschaft so wenig lassen können als die Jünger von der ihrigen. Denn so lange sie in uns leben, werden wir den Glauben jener Jünger theilen, daß es für das Schicksal des Menschengeschlechtes gleichgiltig ist, ob die Macht, die durch Waffen

oder Gold den Sieg davon trägt und auf Grund desselben den Völkern Gesetze vorschreibt, Rom oder Babylon oder Jerusalem heißt, daß dagegen die Befestigung und Ausbreitung jener Ueberzeugungen über das Schicksal des gesammten menschlichen Geschlechtes allein entscheidet.

Aus dieser Ueberzeugung, daß Religion Leben ist, laßt uns auch den Gegenstand für unsere heutige Betrachtung entnehmen.

Ihr erinnert euch vielleicht, daß wir uns vor längerer Zeit in den Sonntagsbetrachtungen wiederholentlich mit dem Wesen und der Bestimmung des Gebets beschäftigten. Wir haben damals, um den Gegenstand unseres Nachdenkens so bestimmt als möglich zu umgrenzen, das Gebet von der Arbeit zu unterscheiden gesucht. Diese nothwendige Unterscheidung kann leicht zu einer irrthümlichen Sonderung der Religion und des Lebens ausschlagen. Laßt uns, um einem solchen Irrthum vorzubeugen, heute unsere Aufmerksamkeit darauf richten, daß dasselbe ewige Gesetz des Geistes, das sich im Gebet offenbart, sich im Verlauf des täglichen Lebens wiederfindet. Was wiederholt sich im täglichen Zusammenleben der Menschen häufiger, als daß Einer den Anderen um Etwas zu bitten und Etwas zu fordern hat? Laßt uns in dem Bitten und Fordern Wahres und Falsches zu sondern suchen, und ihr werdet euch, auch ohne daß ich im Einzelnen darauf hinweise, überzeugen, daß das Verhalten jedes Menschen im Gebet zu Gott durchaus dasselbe ist, als sein Verhalten im Bitten und Fordern Seinesgleichen gegenüber.

Wenn man auf die öffentliche Meinung hört, auf das, was Jesus das Urtheil der Welt nannte, so scheint zwischen Bitten und Fordern ein wesentlicher Unterschied zu bestehn. Kinder, heißt es, müssen bitten, die Eltern haben zu fordern; zu bitten geziemt auch dem Dienenden, fordern dürfen diejenigen, die gebieten. Worauf gründet sich dieser Unterschied? Ist er auf eines der beiden Gesetze gegründet, deren Aussprüche für unsere Betrachtungen die Richtschnur des menschlichen Handelns bilden? Auf das Gesetz der Natur, oder auf das Gesetz der sittlichen Freiheit? Die Natur weiß

dem, was sie will, mit unbedingter und ausnahmsloser Nothwendigkeit Geltung zu verschaffen. Sie hat in ihrer Schöpfung allerdings überall Macht und Ohnmacht, Stärke und Schwäche vertheilt, und jene Unterscheidung scheint den Schwachen, der seinen Willen nicht durchzusetzen vermag, auf das Bitten zu verweisen, das Fordern als ein Vorrecht des Stärkeren zu bezeichnen, gegen dessen Befehle es keinen Widerstand giebt. Aber die Natur liebt es nicht, den einen Menschen ausschließlich zu einem Bild der Schwäche zu machen und einem Anderen unbegrenzte Macht über jenen zu verleihn, sondern, indem sie einen Menschen in einer Beziehung schwach macht, hat sie denselben zugleich in einer anderen stark gemacht; sie setzt in mannigfaltigster Abstufung die Eigenthümlichkeit jedes Einzelnen aus Schwäche und Kraft zusammen. Am wenigsten aber nimmt sie bei dieser Vertheilung auf die Zahl der Lebensjahre Rücksicht, oder auf das, was die Menschen dienen und herrschen nennen. Wem könnte es unbekannt sein, wie oft alle Forderungen der Eltern gegen die in dem Kinde verborgene und ihm selbst unbewußte Natur wirkungslos bleiben, und wie oft der Diener im Hause gebietet und den Herrn zum Werkzeug seines Willens zu machen weiß? — Wenden wir nun aber unsere Gedanken von dem Gesetz der Natur auf das Gesetz der sittlichen Freiheit, so erweist sich die Erklärung von Bitten und Fordern, die jenes zum Loose des Schwachen, dieses zum Vorrecht des Starken macht, gänzlich unbrauchbar. Denn in der Gemeinschaft, die das Evangelium stiftet, vor dem Richterstuhl des Gewissens giebt es weder Kind, noch Greis, weder Knechte, noch Freie. Keiner der Unterschiede, die durch Körperkraft, durch Glück, durch Ueberlegenheit des Verstandes und durch deren Verbindung entstehen, kann das Geringste in den Pflichten ändern, die das Gesetz der Vernunft und der Selbstbestimmung Jedem von uns gegen Unseresgleichen auferlegt.

Sind es nicht gesonderte Klassen von Menschen, unter welche das Bitten-müssen und Fordern-dürfen zu vertheilen ist, so müßte, wenn Bitten und Fordern sich überhaupt wesentlich unterscheiden

sollen, der Unterschied in der Natur der Gegenstände begründet sein, auf die sich das Verlangen der Menschen richten kann. Darauf scheint das wohlbekannte Wort zu deuten, daß ich nicht zu bitten brauche, wo ich ein Recht habe, zu fordern. Dies Recht kennt allerdings jene Parteilichkeit, die den Schwachen beeinträchtigt und den Starken begünstigt, nicht; es will diesen und jenen mit gleichem Maße messen; es umfaßt die Gesetze, welche die persönliche Freiheit, das Eigenthum und den guten Namen des Einzelnen unter den Schutz der öffentlichen Macht stellen. Daß Alles unterlassen werde, was mir diese Güter gefährden könne, habe ich ein Recht, zu fordern. Aber wenn diese Güter dennoch gefährdet werden, wenn meine persönliche Freiheit beschränkt, mein Eigenthum verletzt, mein guter Namen gemißhandelt wird? Was dann? Dann, sagt man, habe ich ein Recht, zu fordern, daß der Uebelthäter bestraft werde — in dem Falle nämlich, daß ich so, wie das Gesetz es vorschreibt, durch Zeugen beweisen kann, es sei mir Unrecht geschehen. Aber wird es da, wo Uebelthäter sind, an falschen Zeugen fehlen? Ist es nicht eine von Jahrhundert zu Jahrhundert sich fortpflanzende Klage, daß, wie einerseits unendlich viel Unrecht geschieht, welches dem Uebelthäter nicht nachgewiesen werden kann, andererseits ebenso viel Unrecht bestraft wird, welches nie begangen ist? Dazu kommt, daß das Recht, dessen Schutz ich fordern darf, nöthigenfalls durch eine zwangsmäßige Aufrechthaltung gesichert werden und sich deshalb auf die Beurtheilung äußerer Handlungen beschränken muß, daß aber daher die Thaten der Rachsucht und der Bosheit, äußerlich betrachtet, in dem, was von ihnen sinnlich wahrzunehmen ist, oft von den Thaten der Großmuth und Güte durchaus nicht zu unterscheiden sind.

Deshalb sind zu allen Zeiten diejenigen, die dem Lauf der menschlichen Dinge nicht ganz gedankenlos zusahen, davon überzeugt gewesen, daß das Recht, dessen Schutz ich fordern darf, durch eine tiefe Kluft von jenem Rechten und Wahren getrennt ist, das den höchsten Gegenstand der Liebe und Verehrung des guten Menschen

bildet. Diese Ueberzeugung drückt schon das ferne Alterthum in dem Ausspruch aus, daß das höchste Recht das höchste Unrecht ist d. h. daß das, was den Forderungen des geschriebenen Gesetzes durchaus entspricht, zugleich auf die eine oder die andere Art gegen die Forderungen des Gewissens verstößt. Und wie könnte uns Christen diese Ueberzeugung fremd sein, da das Bild des Kreuzes auf Golgatha, das an Jesus vollzogene Todes-Urtheil sie uns immer aufs Neue einprägen muß! Wir bezeichnen der Wahrheit gemäß die Verurtheilung des Erlösers als das höchste Unrecht, von dem die Geschichte der Vergangenheit berichtet, und doch hatten die Priester nach dem Buchstaben ihrer Gesetze unbestritten ein Recht, seinen Tod zu fordern. Was sollen wir also von dem Unterschied zwischen Bitten und Fordern urtheilen, welcher dem Ausspruch zu Grunde liegt, daß ich nicht zu bitten brauche, wo ich ein Recht habe, zu fordern?

Wer ein Recht hat, zu fordern, scheint nach diesem Ausspruch im Vortheil gegen den, welcher darauf beschränkt ist, bitten zu müssen. Aber ist der Vortheil von der Art, daß der Mensch, der aufrichtig nach dem Guten strebt, sich dessen mit gutem Gewissen, mit Lust und inniger Befriedigung wird bedienen können? Der reiche Mann des Evangeliums hatte gewiß ein Recht an jede seiner Schuldforderungen, die er ausstehn hatte, auch an diejenigen, deren Eintreibung dem Armen seine letzte Habe entriß und ihn zum Bettelstabe zu greifen nöthigte; und der arme Lazarus vor der Thür des reichen Mannes hatte sicher kein Recht an den geringsten Brocken, der von der verschwenderischen Mahlzeit übrig blieb, sondern mußte auch um das, was er mit den Hunden theilte, bitten. Dennoch werden wir Alle Anstand nehmen, jenen glücklich zu preisen, und diesen zu verachten, so lange wir an dem Glauben festhalten, daß im Menschenleben an dem Segen Gottes Alles gelegen ist. Thoren mögen sich rühmen, daß sie ein Recht haben, Dies oder Jenes zu fordern; der Verständige wird, wenn er sich eines solchen Rechtes bedient, es schwerlich ohne eine gewisse innere Beschämung thun

können. Thoren mögen sich erniedrigt fühlen, wenn sie zu bitten gezwungen sind; der Verständige wird, wenn sich sein Verlangen auf die Gesetze der ewigen Ordnung gründet, überzeugt sein, daß er sich damit, die Menschen mögen es bitten oder betteln nennen, eines unveräußerlichen, heiligen, göttlichen Rechts bedient.

Aus den bisherigen Bemerkungen hat sich ergeben, daß man den Werth, welchen die große Menge auf den angeblichen Unterschied zwischen Bitten und Fordern legt, nur dann anerkennen kann, wenn man den rein menschlichen Standpunkt der Selbstbestimmung, den Standpunkt des freien Willens und der Vernunft verläßt, wenn man die Stimme des gesunden Verstandes überhört und vernachlässigt. Wir werden deshalb im Folgenden Bitten und Fordern im Wesentlichen für gleichbedeutend ansehn; das Fordern wird für uns nur ein stärkerer Ausdruck desselben Verlangens sein, das sich im Bitten ausspricht.

Daß der Eine dem Anderen sich bittend naht, hat seinen Grund nicht in irgend einer der individuellen Eigenheiten, durch welche sich die Menschen von einander unterscheiden, sondern ist in der allgemeinen Naturanlage des Menschen als solchen begründet. Wir sind Alle ohne Ausnahme Bittende; denn der Mensch ist seiner Natur nach, wie jener alte griechische Weise es ausdrückt, ein geselliges Wesen. Alle Menschen haben Theil an demselben Leben, stehen mit einander in einem inneren Zusammenhang; und wir werden uns dieser Verbindung bewußt, so oft sich irgend ein einzelnes Menschenleben durch sinnliche Gegenwart oder in der Erinnerung uns nähert. Kein Menschenleben, das in unseren Gesichtskreis tritt oder unsere Empfindung berührt, läßt uns gleichgiltig; mit denen, die uns abstoßen, beschäftigen wir uns noch angelegentlicher, als mit denen, die uns anziehen. Keine unserer Bitten ist nun etwas Anderes als ein besonderer Versuch, uns dieses Zusammenhanges und dieser Gemeinschaft mit Unseresgleichen bewußt zu werden. Wir werden uns leicht davon überzeugen, daß das Bitten tief in unser Wesen verwebt ist und in der That ein Ausfluß unserer innersten

Natur genannt werden muß, wenn wir nicht nur an die wenigen Bitten denken, die laut werden, sondern an die unzähligen, die unausgesprochen bleiben. Und an diese müssen wir doch auch denken, wenn unsere Betrachtung nicht unvollständig und einseitig werden soll. Denn ob wir unsere Bitten in bestimmte Worte kleiden, das ist offenbar, wie es meistens nur von zufälligen Umständen abhängt, etwas durchaus Unwesentliches. Ein bittender Blick sagt oft unendlich mehr, als die treffendsten und rührendsten Worte, in denen sich das Verlangen der Sele äußern könnte. Und wie viele Blicke, die von dem Bedürfniß unseres Herzens und Geistes Anderen Kunde bringen sollen, bleiben unverstanden, weil derjenige, dem sie gelten, sie nicht beachtet, oder weil unser Auge, durch Begierde und den Zwang der geselligen Sitte getrübt, seine natürliche Ausdrucksfähigkeit verloren hat, und nicht mehr der klare Spiegel des inneren Lebens ist, der es sein kann und soll. Und ist nicht endlich jedes Verlangen nach Anerkennung, nach Theilnahme, nach Mitleiden, nach Hilfe, auch wenn wir es absichtlich unterdrücken, oder ihm wenigstens jeden Ausdruck selbst durch Blick und Miene, versagen, nicht dennoch im Wesentlichen eine Bitte, die in unserer Sele aufgestiegen ist? Je mehr wir gewahr werden, wie mannigfaltig und ausgebreitet das verborgene Leben des Herzens ist, desto leichter werden wir uns überzeugen, daß vieles Bitten keineswegs die Folge einer besonderen Bedürftigkeit ist, so daß die Menschen nach Armuth und Ueberfluß an äußeren und inneren Gütern etwa in Bittende und Gewährende zu unterscheiden wären, sondern die Bedürftigkeit, deren Ausdruck alles laute und stumme Bitten ist, muß als das allgemeine Loos des Menschenlebens aufgefaßt werden, in Bezug auf welches die Reichsten ebenso arm, als die Aermsten sind. In der Art und Weise, die Bitten einzukleiden und vorzutragen, in dem Spielraum, der dem Verlangen und Bitten des Herzens gewährt oder entzogen wird, in der Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit, der Entschiedenheit und Zuversichtlichkeit, mit welcher der Eine und der Andere sein Bitten äußert, in diesen und ähnlichen Eigen-

heiten giebt es sicher so unendlich viele Grade und Abstufungen, als es einzelne Menschen giebt; aber dies Alles gehört nur zur wechselnden Erscheinung des einen die ganze Menschheit beherrschenden Gesetzes der Gemeinschaft, das seine Allmacht stets auf gleiche Weise bewährt, indem es Jedem ohne Unterschied die bald süße, bald bittere, aber immer wohlthätige und segensreiche Nothwendigkeit auferlegt, Seinesgleichen gegenüber sein Leben lang ein Bittender zu sein.

Es ist aber Jeder nicht nur sein ganzes bewußtes Leben hindurch ein Bittender, sondern es wiederholen sich zugleich in jedem Einzelnen mit derselben Nothwendigkeit zwei Arten von Bitten, deren Richtung sich leicht unterscheiden läßt. Sie sind den Erscheinungen am Pflanzenleben zu vergleichen, das aus der gemeinsamen Wurzel reichliche Blätter und Blüthen treibt. So wachsen im Geistesleben aus der Wurzel der Einheit und Gemeinschaft alles menschlichen Daseins sowohl die Bitten hervor, die sich auf Befriedigung der täglich wechselnden Bedürfnisse des Leibes und der Sele richten, als auch die Bitten, die sich auf das eine ewig sich selbst gleiche Gesetz der Selbstbestimmung und Freiheit beziehen. Nehmt den, welcher in seinem Durst einen labenden Trank verlangt oder euch um ein Kleidungsstück ersucht, um sich gegen das Unwetter zu schützen, und auf der anderen Seite den Reichen, der, unbefriedigt von den Gaben des Glücks, zu Jesus kommt, um von ihm Rechenschaft zu fordern über den neuen Glauben, den er verkünde, oder den Apostel, welcher der Gemeinde zuruft: So bitten wir nun an Christi Statt, lasset euch versöhnen mit Gott; es gilt von jenen Bitten dasselbe, was von diesen gilt; beide Arten von Bitten gehen nämlich ursprünglich aus dem Leben der Gemeinschaft hervor, die den Menschen mit dem Menschen verbindet, und beide sind auf gleiche Weise dem Mißbrauch ausgesetzt.

Um dem Mißbrauch vorzubeugen, müssen wir uns immer deutlicher dessen bewußt zu werden suchen, worauf es eigentlich bei jeder Art von Bitten ankommt. Hätten wir hier über Wirthschafts-Angelegenheiten zu verhandeln oder die Fortschritte der bürgerlichen

Gesellschaft zu besprechen, so würden wir sagen müssen, daß es beim Bitten vorzugsweise darauf ankommt, Alles und die Bitten selbst so einzurichten, daß sie wirklich erfüllt werden. Aber dieselbe Frage, worauf es bei jeder Bitte eigentlich ankommt, erhält eine durchaus andere Bedeutung, wenn wir uns, wie es hier der Fall ist, mit der Selbstbildung des Menschen, mit seiner sittlichen Würde, mit der Verantwortlichkeit seines freien Willens beschäftigen. Hier ist für Jeden der einzige Gegenstand seines Strebens *er selbst*. Deshalb ist hier die Erfüllung oder Nichterfüllung unserer Bitten, für welche nicht wir, sondern derjenige, an den sie gerichtet sind, verantwortlich ist, für uns nur von untergeordneter Bedeutung; das Wesentliche aber liegt darin, ob unsere Bitten aus einem von der Herrschaft des äußeren Schicksals *befreiten*, der *Gemeinschaft* ergebenen Geist entspringen, ob unser Verhalten bei unseren Bitten von der rechten Erkenntniß und Würdigung des Menschenlebens zeugt; und ob dies der Fall gewesen ist, wird sich am deutlichsten daraus ergeben, wie wir es aufnehmen, wenn man unsere Bitten *unerfüllt läßt* oder *abschlägt*.

Beziehen sich unsere Bitten auf die vergänglichen Güter des Lebens, so wird die Freiheit des Geistes sich dadurch bewähren, daß wir denselben keinen höheren Werth beilegen, als ihnen zukommt. Es giebt Menschen, die, um ein eingebildetes Ideal von Unabhängigkeit zu erreichen, sich aller Bitten zu enthalten suchen, deren Erfüllung von dem guten Willen ihres Nächsten abhängt. Sie sind im Widerspruch mit der Natur, welche die Menschen auch durch gegenseitige Abhängigkeit mit einander hat verbinden wollen. Indem sie sich gegen das Gesetz der Natur sträuben, müssen sie das Gefühl der Abhängigkeit, welches Niemand belästigt, der es in der ewigen Ordnung der Dinge gegründet erkennt, fort und fort zu einem Störer ihres Glücks machen. Die wahre Unabhängigkeit, welche die Natur dem Menschen gewährt, besteht nicht darin, daß er es verschmäht, den Nächsten einer Bitte zu würdigen, sondern darin, daß er, durchdrungen von der Hinfälligkeit und Vergänglich-

keit alles dessen, was Unseresgleichen zu unserem persönlichen Glück uns gewähren können, sich nie durch eine unbeachtet gebliebene oder abgeschlagene Bitte verstimmen läßt. Erheben wir uns zu der Freiheit und Heiterkeit eines um den Erfolg solcher Bitten unbekümmerten Gemüthes, so dürfen wir nie fürchten, zu oft zu bitten; denn es giebt Wenig, was für die ganze Umgebung eines Menschen so erhebend und wohlthuend wirkt, als das Bild eines Menschen, der auch beim Versagen der lebhaftesten Wünsche und Bitten von seiner Ruhe und Fassung, von seiner Fröhlichkeit und guten Laune, wenn er sie besitzt, nicht das Geringste einbüßt.

Beziehen sich unsere Bitten aber auf die unvergänglichen Güter des Lebens, haben sie Nichts mit unserem persönlichen Wohlbefinden zu schaffen, sondern sollen sie dazu dienen, die Wohlthaten der Erkenntniß, den Segen der Gerechtigkeit und Liebe, das Gefühl menschlicher Würde unter Unseresgleichen zu verbreiten, enthalten sie eine Warnung für den Schwachen, daß er sich gegen die Gewalt ihm unbekannter Versuchungen waffne, oder bilden sie eine Mahnung für den Verirrten, auf die Bahn der Vernunft und des Gewissens zurückzukehren, so wird die Freiheit des Geistes sich in uns dadurch bewähren, daß die Erfolglosigkeit unserer Bitten nie im Stande ist, uns zu entmuthigen oder unseren Eifer in dem heiligen Werke zu schwächen, daß jede Zurückweisung, die wir auf einem Wege erfahren, uns zu erneuter Selbstprüfung antreibt, damit wir das alte Ziel auf einem neuen Wege mit mehr Vorsicht, Selbstentäußerung und Treue sicherer erreichen mögen. Es sind in unseren Tagen Viele aufgetreten, die sich mit Bitten, Mahnen und Fordern an Freunde und Bekannte oder, je nach ihrer Stellung, auch an einen größeren Kreis ihrer Zeitgenossen wendeten, um jenes Feuer edeler Begeisterung zu entzünden, das die Werke knechtischer Sorge und Furcht, Herrschsucht und Eitelkeit verzehrt und das Menschenleben zu einem Ebenbilde des Göttlichen läutert. Aber wie gering ist die Anzahl derer, die in diesem Streben ausgeharrt haben! Die Meisten ließen ihr Bitten und Mahnen wieder verstum-

men, weil sie nicht den erwarteten Anklag fanden und nicht die erwünschten Erfolge erreichten. Wie viel herrlicher offenbart sich in einem ähnlichen Fall an den Jüngern Jesu die Freiheit des Geistes; es entmuthigte sie nicht, daß sie mit ihrer Forderung einer Erneuerung des Menschenlebens und Gründung eines Gottesreichs lange von aller Welt zurückgewiesen wurden; ihr ganzes Leben hindurch sind sie nicht müde geworden, die Menschen, ihre Brüder, zu bitten, daß sie die Bande des Wahnes und der Knechtschaft abthäten und sich mit Gott versöhnten.

Wer sich durch Bitten um vergängliche Güter, die man ihm abschlägt, verstimmen läßt, wer sich durch Zurückweisung der Bitten, die sich auf die Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit beziehen, entmuthigen läßt, wird mit dem Pfunde, welches von Gott seinem Herzen in dem Verlangen, Bitten und Fordern desselben verliehen worden, wenig wahrhaft menschliche Bildung erwerben. Mehr noch wären freilich diejenigen zu beklagen, die, ähnlich jenem Manne, der uns in einem der evangelischen Gleichnisse vorgeführt wird, das Pfund aus Besorgniß vor eingebildetem Mißbrauch vergraben wollten. Es scheint ihnen ein Mißbrauch, wenn wir gegen Jemand eine Bitte äußeren, von der wir annehmen können, daß ihm die Erfüllung derselben eine Last wäre. Seltsames Mißverständniß, in dem sie, um eingebildete Uebel zu vermeiden, ein schweres Unrecht begehen! Zweierlei läßt sich namhaft machen, wovon das Eine leider Vielen eine unerträgliche Last dünkt, das Andere aber Allen als eine unerträgliche Last fühlbar werden sollte. Jenes ist das Unangenehme, dieses das Böse. Nun können nur wenige Bitten gedacht werden, deren Erfüllung für den Trägen und Lieblosen nicht unangenehm und lästig wäre. Aber ist das die Schuld des Bittenden? Gewiß nie. Dann aber werde ich der schuldige Theil, wenn ich meine Bitten deshalb zurückhalte, weil ich in einem meiner Nebenmenschen eine unverbesserliche Trägheit und Lieblosigkeit voraussetze; und Wehe mir, wenn ich mich dieser Auffassung immer mehr hingebe, mein Herz verschließe, des Unterpfandes der Gemein-

schaft, das die göttliche Weisheit uns im Austausch der Liebe gab, mich selbst beraube und mich mit Wahl und Absicht zu einem Fremdling in der Welt der Menschen mache! Ich wurde von der Absicht geleitet, mir das unangenehme Gefühl zu ersparen, das zu entstehn pflegt, wenn man zu bemerken glaubt, daß die Erfüllung unserer Bitte einem Anderen lästig ist, und ich setze mich der Gefahr aus, meine ganze Erscheinung den Menschen zu einer Last zu machen. Denn was ist drückender, als der Stolz, der nur geben, nicht empfangen will, als die Geringschätzung des Nächsten, die sich in einem solchen Streben offenbart.

Nein, meine Brüder, in rechter Weise bitten ist wie alles Gute gewiß nicht leicht, und nach allen trüben Erfahrungen des Lebens fortfahren, zu bitten, und sich das Vertraun und die Liebe erhalten, die es möglich machen, ist gewiß schwer; aber laßt uns nicht müde werden, immer aufs Neue dies Band der Gemeinschaft wieder anzuknüpfen! Wie man auch unser Verlangen, Bitten und Fordern aufnehme, ob man es zurückweise, ob man es auf eine Art erfülle, die tiefer schmerzt, als offenes Ablehnen: es wird sich, wandeln wir nur treu auf unserem Wege fort, trotz alledem auch an uns bewähren, daß wie der Gottheit, so den Menschen gegenüber nur der empfangen kann, welcher fortfährt, zu bitten, daß aber wer es thut, wirklich und wahrhaftig, und wenn auch meistens anders, als er meinte, doch stets das Beste, was ihm zu Theil werden kann, erhalten wird, nämlich ewiges und göttliches Leben. Amen.

19.

Ueber menschliche Größe.*)

Der Monatstag, auf welchem unsere heutige Sonntags-Versammlung fällt, liegt zwischen den Geburtstagen von zwei der größten und berühmtesten Schriftsteller unseres Volkes. Von dem Geburtstag Herder's ist er nur durch den gestrigen Tag getrennt, der Geburtstag Göthe's schließt sich ihm unmittelbar an. Es würde ohne Zweifel dem Zweck, der uns hier zusammenführt, sehr wohl entsprechen, wenn unsere Betrachtung bei dem Bilde ihres Lebens und ihrer schriftstellerischen Thätigkeit länger verweilte. Denn sie gehören zu denen, welche die freie geistige Bewegung, die neue Anschauung des Menschenlebens, aus der unsere religiöse Gemeinschaft hervorgegangen ist, mit vorbereitet haben. Zwar ist der Gedanken, das Werk der Erkenntniß innerhalb der christlichen Kirche durch eine engere Verbindung Gleichgesinnter zu förden, der Gedanken, dem unsere religiöse Gemeinschaft unmittelbar ihre Entstehung verdankt, von keinem der beiden Männer ausgesprochen worden. Wir sind aber zu diesem Gedanken mit innerer Nothwendigkeit auf dem Wege geführt worden, zu dem sie in Verbindung mit Anderen Bahn gebrochen haben. Ehe sie auftraten, schien auch unser Volk dem verderblichen Vorurtheil verfallen zu müssen, daß Christenthum und freie Forschung mit einander unverträglich scheine, daß der Glauben, für den Christus starb, veraltet sei und vor der neuen Weisheit des Tags so verschwinden müsse, wie einst die Altäre der heidnischen Götter verschwanden, als die Religion des Kreuzes die Völker ihrer Herrschaft unterwarf. Jene Männer gehörten zu den

*) Gehalten am 27. Aug. zwischen den Geburtstagen Herder's und Göthe's.

Wenigen, welche diesen Wahn nicht theilten. Sie unterschieden das Evangelium von den Irrthümern und Mißbräuchen, welche die Schriftgelehrten unter dem Namen desselben verbreiteten; sie glaubten an die Wiedergeburt des Christenthums durch die Freiheit, denn ihre Vernunft sträubte sich gegen jeden Druck, der die freie Bewegung des geistigen Lebens niederhält; aber sie erkannten zugleich, daß der Druck weniger durch fremden Zwang, als durch eigene Trägheit und Beschränktheit entsteht, und daß gerade in dem Beispiel, das Jesus uns hinterlassen hat, die eindringendsten Aufforderungen gegeben sind, die inneren Hindernisse der Freiheit zu überwinden. Ja, der eine jener beiden Schriftsteller befreite sich zuletzt von allen Vorurtheilen, die uns in unserer Zeit die Erkenntniß der wahren Absichten Jesu erschweren, und sprach es frei und offen aus, daß das Streben des Erlösers auf nichts Geringeres, als auf die Religion der Humanität gerichtet gewesen sei. Dieser das Christenthum und die Freiheit mit gleicher Liebe umfassende Geist, diese Ueberzeugung, daß man, ohne die Vergangenheit verachten zu dürfen, allen berechtigten Forderungen der Gegenwart genügen könne, und daß das religiöse Gefühl nie die Prüfung der Wissenschaft zu fürchten habe, dies Streben, das Menschenleben stets in seiner Gesammtheit aufzufassen, das sind die Bedingungen, ohne welche eine gesunde und fruchtbare Entwickelung der religiösen Verbindungen, die in unserer Zeit entstanden sind, nicht möglich ist. Und wie jene Männer in dieser Weise mit den Grund gelegt haben, auf welchem wir den Bau einer neuen sittlich-religiösen Gemeinschaft aufzuführen berufen sind, so können sie für die Kämpfe, ohne welche eine solche Arbeit nicht zu vollenden ist, fort und fort als unsere besten Bundesgenossen angesehen werden, als Bundesgenossen nämlich, die in dem Lager des Feindes selbst für uns wirken und alle gegen uns gerichteten Angriffe desselben vereiteln. Was kann es uns schaden, daß unsere Gegner Alles aufbieten, um uns als Feinde des Christenthums, ja als irreligiös zu bezeichnen und unser Werk als gefährlich für das öffentliche Wohl zu schildern? Ihre Anklagen

und Verdächtigungen finden kaum Glauben. Denn jene Schriftsteller geben nicht ihnen, sondern uns Recht; und sie sind eine geistige Macht in unserem Volk; ihre Werke sind bekannt, so weit wahre Bildung reicht; von der Macht ihres Wortes ergriffen, lernt die Jugend schon in den Schulen den Flug des Gedankens wagen und den Eingebungen der Begeisterung vertraun; auch in Volksschriften, in denen ihre Namen nicht genannt werden, hat ihre Art, zu fühlen und zu denken, im Lauf der Jahre sich eingebürgert. So können wir es unbesorgt ansehn, daß unsere Gegner immer neue Mittel und Wege ersinnen, um uns von allen Seiten abzusperren und jede Verbindung zwischen uns und dem öffentlichen Leben zu unterbrechen. Zur Vollendung der Erkenntniß, die wir erstreben, kann uns die zeitweilige Abgeschiedenheit und stille Sammlung nur heilsam sein; und was zu der vollendeten Erkenntniß des Gottesreichs vorbereitet, vor blindem Glauben und todter Gesetzlichkeit warnt, das wird auch ohne uns von diesen Männern allem Volk und viel beredter und eindringlicher gepredigt, als wir es zu thun vermöchten.

In wie engem Zusammenhang aber auch die Thätigkeit dieser Männer mit den Bestrebungen unserer religiösen Verbindung nach den eben gegebenen flüchtigen Andeutungen steht, so reicht doch die kurze Zeit, auf die unsere Sonntagsbetrachtungen beschränkt sind, nicht aus, um durch eine genauere Vergleichung der Ueberzeugungen und Lehren beider Männer mit den Grundgedanken des Evangeliums sicher festzustellen, was wir ihnen zu danken haben. Vielleicht findet sich in unseren außersonntäglichen Zusammenkünften Gelegenheit, auf diese für uns so wichtige Untersuchung zurückzukommen. Statt uns jetzt mit dem zu beschäftigen, welche Bedeutung sie für unsere religiöse Gemeinschaft haben, wollen wir die Gestalt, in welcher sie der öffentlichen Meinung erscheinen, das Ansehn, das sie bei dem ganzen Volk genießen, zum Ausgangspunkt unserer weiteren Betrachtung machen. Hier erscheinen dieselben, wie ich sie im Anschluß an das öffentliche Urtheil gleich zu Anfang be-

zeichnet habe, als zwei der berühmtesten Schriftsteller unseres Volkes, als Männer von außerordentlichen Geistesgaben und von gewaltigem Einfluß auf ihre Zeitgenossen und die Nachwelt, kurz als Beispiele menschlicher Größe. — Diese Ehre, durch welche man jene wie so viele Anderen auszeichnen zu müssen glaubt, diese Ehre ganz im Allgemeinen sei es, was uns ferner beschäftigt! Menschliche Größe! Was ist sie? Was haben wir unter ihr zu verstehn? Was haben wir von ihr zu halten?

Diese Fragen sind von so unverkennbarer Wichtigkeit für die Erkenntniß der Wahrheit und die sittliche Bildung des Menschen, daß wir nicht gut daran gethan haben, nicht schon früher einmal ihnen unsere ausschließliche Aufmerksamkeit zuzuwenden und uns um eine gründliche Beantwortung derselben zu bemühn. Das Bild menschlicher Größe ist eine von den Vorstellungen, die in dem Gedankenkreise jedes Menschen anzutreffen sind. Die Anzahl derjenigen, die als Vertreter menschlicher Größe genannt werden, ist zwar, wenn wir mit dieser Auszeichnung auch noch so freigebig sind, klein, verglichen mit den Unzähligen, denen ein solcher Ruhm nicht zu Theil wird. Aber für unsere Betrachtung kommt es nicht darauf an, daß Jemand das Schicksal hat, als groß, außerordentlich, bewundernswürdig angesehen zu werden, sondern es kommt darauf an, wessen Sinn und Geist sich mit der Vorstellung menschlicher Größe beschäftigt; und deshalb ist das Bild menschlicher Größe auch auf das innere Leben jener Unzähligen nicht ohne Einfluß, die selbst zu keinerlei Auszeichnung gelangen. Denn die große Menge ist es eben, deren Staunen und Bewunderung jene Wenigen so hoch erhebt. Dazu kommt, daß es außer der allerdings kleinen Zahl von Männern, deren außerordentliche Eigenschaften und Erfolge ihren Ruhm über ganze Völker und Zeitalter verbreitet haben, überall Menschen giebt, die in ihrer nächsten Umgebung eine ähnliche Rolle spielen, als jene auf dem Schauplatz der Weltgeschichte. Man wird keine Stadt, kein Dorf, keine zu irgend einem Zweck verbundene Gesellschaft finden, die nicht ihren großen Mann hätte. Außerhalb

dieses engen Kreises ist eine solche Privatgröße freilich gänzlich unbekannt; aber ihre Wirkungen innerhalb der Grenzen, in denen sie anerkannt wird, sind von derselben Art und oft viel stärker, als die Wirkungen der öffentlichen Charaktere, deren Namen Jahrhunderte hindurch als Beispiele menschlicher Größe genannt werden.

Die Wirksamkeit, welche große, durch ihre Fähigkeiten oder durch ihr Glück ausgezeichnete Menschen auf ihre Umgebung ausüben, ist durchaus geistiger Natur. Daß sie die Handlungsweise der Uebrigen bestimmen, beruht auf dem Ansehn, das sie genießen, und dies Ansehn ist nichts Anderes als die Meinung, die man von ihnen hat. Alle, welche unter ihrem Einfluß stehen, sehen sich bald durch dieselben Schranken zurückgehalten, bald durch dieselben Triebfedern in Bewegung gesetzt, ohne daß zu diesem Zweck in dem einen oder dem anderen Fall irgend welche Mittel des äußeren Zwanges in Anwendung gebracht wären. Je mehr man sich mit der Wirksamkeit außerordentlicher Menschen beschäftigt, je mehr man sich in den Stand setzt, eine unparteiische Vergleichung zwischen ihrem Einfluß und denjenigen Erfolgen anzustellen, die dem Gebrauch bloßer Zwangsmittel zuzuschreiben sind; desto mehr überzeugt man sich, wie wenig im menschlichen Leben mit Zwang durchzusetzen, wie viele und schwere Dinge dagegen das Vertraun zu großen Menschen auszurichten im Stande ist, und wie oft die Menschen fälschlich auf Rechnung des Zwanges setzen, was man der zuletzt genannten Triebfeder zuschreiben muß. Dies tritt recht deutlich hervor, wenn wir uns die Geschichte eines jener Eroberer vergegenwärtigen, die, nachdem ihnen eine Reihe von Jahren hindurch Alles gelungen war, sich plötzlich vom Glück verlassen gesehen haben. Wenn der jähe Umschwung eintritt, gebietet er über dieselben Mittel des äußeren Zwanges als vorher; ihr Besitz oder Verlust kann diese Veränderung also nicht erklären; sie erklärt sich allein aus dem ungeheueren Einfluß, den die Meinungen der Menschen ausüben. Derselbe Mann, dem Nichts unmöglich schien, so lange er seinen Zeitgenossen für den Mann des Schicksals galt, sinkt plötzlich

zur gänzlichen Ohnmacht herab, sobald in ihnen auf irgend eine Weise die Ansicht entsteht, er sei nicht mehr, als einer Ihresgleichen. Hätten wir uns nicht daran gewöhnt, das innere, unsichtbare Leben über dem Aeußeren und Sinnlichen gänzlich zu übersehn, so würde es sehr bald für uns unzweifelhaft sein, daß, wenn man nicht auf die Dauer, sondern nur auf die Festigkeit und Widerstandsfähigkeit der Dinge, so lange sie eben vorhanden sind, Rücksicht nimmt, die durch bloßen Zwang erhaltene Verbindung sich zu den Wirkungen des Vertrauns auf große Menschen wie Spinnengewebe zu eisernen Ketten verhält. Die menschliche Natur hat nach der Einrichtung, die sie von Gott erhalten hat, den äußeren Zwang allein eigentlich nie zu fürchten, da jede Wiederholung und Verstärkung desselben denjenigen, die dazu ihre Zuflucht nehmen, nach allen Zeugnissen der Erfahrung nicht neue Macht verleiht, sondern immer mehr von der Macht, die sie besessen haben, entzieht.

Daß aber große, außerordentliche Menschen, abgesehen von der Anwendung irgend welcher äußeren Zwangsmittel, gewöhnlich mächtigen Einfluß auf das Schicksal der Welt haben, das ist gerade der Grund, warum das Bild menschlicher Größe ein so wichtiger Gegenstand für die Betrachtungen ist, denen wir uns hier widmen. Mit äußeren Zwangsmitteln haben die Bestrebungen unserer Gemeinschaft Nichts zu thun; sie darf es, so lange sie ihrem Zweck treu bleibt, nie wünschen, sich im Besitz derselben zu sehn; sie ist zur Zeit, Gott sei Dank, sogar vor der Versuchung, sich derselben zu bedienen, geschützt, und sie kann sich zu ihnen sogar in ihren Gedanken nicht verirren, wenn sie sich mit der Frage beschäftigt, wie sich der Einfluß, den das Bild menschlicher Größe auszuüben pflegt, zu unserer sittlichen Bildung und zum Fortschritt des menschlichen Geschlechtes verhält. Die Handlungsweise aber, welche uns die Beantwortung dieser Frage vorschreiben wird, kann selbst diejenigen Ziele, die sie sich zur Verwirklichung unserer Gedanken im äußeren Leben steckt, unmöglich verfehlen, wir mögen die Wirkungen, die das Bild menschlicher Größe ausüben kann, zu unterstützen oder

zu bekämpfen für unsere Pflicht halten; denn auch die höchste Macht wird, sofern sie wie in diesem Fall geistiger Natur ist, die geistigen Mittel, die Jeder von uns besitzt oder sich aneignen kann, zu ihrer Erhaltung bedürfen, oder, wenn sie als verderblich erkannt wird, durch Anwendung derselben zu beseitigen sein. Ueberzeugt von der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes und von der vollkommenen Ausführbarkeit dessen, was uns in Bezug auf denselben als wünschenswerth erscheinen wird, laßt uns also jetzt an unsere Hauptaufgabe gehn, an die Beantwortung der Frage, was wir von dem Einfluß, den das Bild menschlicher Größe ausübt, zu halten haben, wie die Bewunderung außerordentlicher Menschen in uns entsteht, und in wiefern ihnen gegenüber in unserem Vertraun, in unserer Hingebung Gutes und Böses zu unterscheiden ist!

Wir wählen den sichersten Weg, um zur richtigen Würdigung der menschlichen Größe zu gelangen, wenn wir von der sinnlichen Beziehung ausgehen, dem dieser bildliche Ausdruck entlehnt ist. Bei der Betrachtung der äußeren körperlichen Welt, die sich dem leiblichen Auge darstellt, sehen wir uns durch das Große stets unwillkürlich an das Kleine erinnert. Trotz des Gegensatzes, den Großes und Kleines für uns bilden, haben sie eins mit einander gemein, daß sie beide jenseits einer gewissen Durchschnittsgröße liegen, und daß, während das Bild dieser Durchschnittsgröße uns sehr häufig begegnet, Großes und Kleines seltener, Größtes und Kleinstes nur ausnahmsweise erscheinen. Diese Beziehungen wiederholen sich, wenn wir das sinnliche Dasein verlassen und das Gebiet der unsichtbaren Dinge betreten. Auch für die natürlichen Güter und Fähigkeiten, durch welche sich das unsichtbare, geistige Dasein des Einen von dem des Anderen unterscheidet, giebt es eine gewisse Durchschnittsgröße, die an der Mehrzahl der Menschen wahrzunehmen ist. Eine alles durchdringende Schärfe des Verstandes, ein nie versagendes Gedächtniß, eine stets gleich schwungvolle Einbildungskraft und der zu diesem Ueberfluß den äußersten Gegensatz bildende Mangel ist selten und fällt deshalb auf. Nur in sofern ist sinnliches und gei-

stiges Dasein in dieser Beziehung unterschieden, als uns ein so sicherer Maßstab, wie ihn der Zollstock und das Einmaleins für die sinnliche Welt darbieten, für die geistige Welt durchaus fehlt; doch gelingt es denen, die zusammenzuleben haben, auch hier endlich, sich zu ihrem gewünschten Gebrauch über einen ihrer Beurtheilung zu Grunde zu legenden Maßstab zu verständigen.

Der Eindruck, den die Erscheinung des Großen und des Kleinen auf uns macht, ist im sinnlichen und im geistigen Leben derselbe. Es erregt in uns das Gefühl der Verwunderung. Dieses heilsame Gefühl der Verwunderung, welches den bei längerer Wiederholung derselben Erscheinungen so leicht in Theilnamlosigkeit versinkenden Menschen immer aufs Neue aus dem Schlummer der Trägheit erweckt, dieses Staunen erregt der Zwerg wie der Riese, auffallender Unverstand wie ungewöhnliche Schärfe des Urtheils. Dagegen giebt es eine andere Empfindung, die den Menschen nur bei den Erscheinungen des geistigen Lebens und zwar auch hier nur da zu ergreifen scheint, wo dieselben sich durch ihre Größe und Ueberlegenheit auszeichnen. Dies ist das Gefühl der Bewunderung. Jenes Staunen ist eine schnell vorüber gehende Empfindung; sie wird überhaupt um so schwächer, je häufiger man sich überzeugt, daß das Große mit Größerem verglichen selbst klein wird, daß derselbe Mensch, den seine geistigen Gaben in einer Beziehung so groß erscheinen lassen, in einer anderen um so kleiner ist. Die Bewunderung dagegen hat den flüchtigen Charakter des Staunens durchaus nicht. Wo sie entsteht, macht sie darauf Anspruch, die Sele des Menschen für immer in Besitz zu nehmen. Zur Begründung des Anspruchs wird behauptet, daß das Große, welches uns mit Bewunderung erfüllt, etwas Verehrungswürdiges sei. Aber wie ist das möglich? Verehrung gebührt allein jenem heiligen Willen, in dem, aus dem und zu dem alle Dinge sind, jenem heiligen Willen, der sich in Gewissen und Vernunft offenbart. Mag der Mensch seinen Gott Jehovah oder Allah oder den Dreieinigen oder die Wahrheit und die Liebe nennen; er vernimmt stets auf gleiche Weise von

ihm die Mahnung: Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir! Was wäre denn das Große, das mit dem Heiligen und Guten, mit der Wahrheit und Liebe ein und dasselbe sein und deshalb unsere Verehrung verdienen könnte?

Wir wollen nicht fragen, ob es jene Macht und jenes Glück der Eroberer ist, deren Ruhm immer nur von Hochmuth und Menschenverachtung ausgeht, stets nur in Gewaltthat und Blutvergießen sich offenbart und überall nur Spuren der Zerstörung zurückläßt. Aber wenn wir auch auf diejenigen Arten geistiger Größe blicken, zu denen der Weg nicht nothwendig durch die Verhöhnung aller göttlichen und menschlichen Gesetze führt, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf diejenigen Kräfte des Geistes richten, die den großen Männern der Kunst und Wissenschaft Ruhm verschaffen; auch hier beweisen die unwiderleglichen Thatsachen der Erfahrung, daß die Bahnen, die zur Bewunderung der Mit- und Nachwelt führen, sich sehr weit von dem Wege entfernen können, auf dem derjenige wandelt, der kein höheres Gesetz, als das des Gewissens anerkennt. Es giebt allerdings einige der größten Denker und Dichter, die, um das Land der Wahrheit zu entdecken, sich mit kühnem Muth auf das gefahrvolle Meer der Gedanken hinausgewagt, die das, was Gott ihnen offenbart, wirklich nicht verschwiegen, sondern der von frömmelnder Heuchelei heilig gesprochenen Willkür die täuschende Maske des Rechts entrissen und sie vor den Richterstuhl der ewigen Gerechtigkeit gefordert haben. Es giebt solche Männer; aber wie gering ist ihre Zahl, verglichen mit der Menge derer, die sich ihrer glänzenden Geistesgaben zu nichts Besserem zu bedienen gewußt, als sich mit denselben den Zutritt zu den Prunkgemächern der Reichen und einen Sitz an der Tafel der Großen zu erkaufen, ja die sich sogar nicht entblödet, rohen Frevel als Beweis eines zum Herrschen geborenen Geistes in ihren Liedern zu preisen und den Treubruch und die Unterdrückung geistiger Freiheit durch verführerische Trugschlüsse als Werke der Ordnung und des Friedens darzustellen! Und diese geistige Größe, die sich so oft von der Eitelkeit und Selbstsucht

hat verführen lassen, der Lüge zu dienen, sollten wir uns verpflichtet fühlen, zu verehren? Diesem Bilde der menschlichen Größe sollten wir mit denselben Empfindungen nahn, die unsere Sele erfüllen, wenn sie das heilige Wort der Wahrheit vernimmt? Das kann sicher Niemand fordern, so lange in ihm das Bedürfniß der Achtung vor sich selbst nicht ganz erstorben ist. Es haben auch im Gegentheil selbst die Priester der verschiedenen Kirchen darin mit einander gewetteifert, vor den Täuschungen der menschlichen Größe zu warnen. Wodurch? Sie fordern uns auf, wahre und falsche Größe zu unterscheiden, und ermahnen uns, die Verehrung, die jener gebühre, nicht an diese zu verschwenden. Aber wer den geistlichen Rathgebern folgt, ähnt dem Kranken, den der Arzt, um ihn am Leben zu erhalten, durch seine Kur für das Leben verdorben hat. Die Mahnung, wahre und falsche Größe zu unterscheiden, dünkte stets den Meisten ein untrügliches Heilmittel; wenn man sie aber genauer untersucht, findet man, daß sie, statt uns vom Irrthum zu befreien, das Uebel unheilbar macht, indem sie uns an den Irrthum gewöhnt und mit demselben befreundet. Diese scheinbar im Interesse der Religion und Sittlichkeit geforderte Unterscheidung zwischen wahrer und falscher Größe ist selbst der Aberglauben, auf dessen Beseitigung Alles ankommt.

Von wahrer und falscher Größe zu sprechen, ist nicht weniger thöricht, als wenn man uns versichern wollte, schwarze Haare seien tugendhafter, als blonde, oder umgekehrt. Denn das, was des Menschen geistige Größe ausmacht, steht außer aller und jeder Beziehung zu der Frage, was Wahrheit ist, und ob der Mensch die Wahrheit ehrt oder verläugnet? Jede Größe beruht nämlich, wie Alle wissen, darauf, daß man denjenigen, dem sie zugeschrieben wird, mit seiner Umgebung vergleicht. Streben wir aber nach Wahrheit, so ist die erste Bedingung, daß wir auf jede Vergleichung verzichten; denn wir suchen das, was in sich selbst gewiß und nothwendig, nie von irgend welchen Umständen abhängig, ewig so sehr sich selbst gleich ist, daß kein Theil von ihm hinweggenommen werden kann,

ohne das Ganze zu zerstören, daß es also jeder Vermehrung und Verminderung, jeder Vergrößerung oder Verkleinerung, jeder Vorstellung des Großen durchaus unzugänglich ist. So wenig der menschliche Richter dem Ankläger oder dem Verklagten je deshalb Recht oder Unrecht giebt, weil der Eine einige Zoll mehr oder weniger mißt als der Andere, so kann es vor dem Richterstuhl der ewigen Wahrheit nie zur Sprache kommen, was derjenige, der von ihm sein Urtheil empfängt, auf seine Zeitgenossen für einen Eindruck gemacht, ob er nach dem bei ihnen gerade üblichen Maß geistiger Größe in den Grenzen des Mittelmäßigen zurückzubleiben, oder alle Anderen weit zu überragen geschienen hat. Und was könnte an dem, was man groß nennt, wahr oder falsch sein? Wo Jeder nur zu sagen hat, wie ihm die Dinge erscheinen, da hat offenbar die Frage, wer Recht hat, gar keinen Sinn; denn Jeder hat das gleiche Recht, zu sagen, was ihm erscheint. Derselbe Hügel, den das Kind hoch, und der Erwachsene, der mehr gesehen hat, niedrig nennt, ist wirklich für diesen klein, aber ebenso unläugbar für jenes groß. Wir nennen denjenigen mit Recht groß, der in der Kraft des Dampfes das Mittel fand, das Schiff auch ohne günstige Winde seinen Weg zurücklegen zu lassen; hatten deshalb jene ältesten Menschen Unrecht, denjenigen anzustaunen, dessen geistiger Ueberlegenheit es zuerst gelang, unversehrt auf schwankendem Holz über die unsicheren Wogen dahinzugleiten? Kurz, zwischen Allem, was zur geistigen Größe des Menschen gehört, und zwischen dem Leben der Wahrheit ist nach der göttlichen Einrichtung unserer Natur eine unübersteigliche Grenze gezogen, so daß keines von beiden je in das andere übergehn, keines durch das andere unterstützt und gefördert, oder gehindert und zurückgehalten werden kann. Wahre Größe! Das heißt: Blaue Gerechtigkeit! Jenes zweideutige Gefühl der Bewunderung, wenn es etwas Anderes als Staunen sein will, zerreißt nicht nur willkürlich das Band der Natur zwischen dem Großen und dem Kleinen, sondern knüpft ebenso willkürlich ein Band zwischen

dem Großen und dem Wahren, zwischen denen keine Verbindung Statt finden kann.

Besteht also zwischen menschlicher Größe einerseits und Wahrheit und Gerechtigkeit andererseits ein wesentlicher Unterschied, so werden die Empfindungen, die uns jedes von beiden einflößen soll, sich ebenso wesentlich unterscheiden. Wer behauptet, es gebe eine wahre und eine falsche Größe, aus dem spricht der Aberglauben; und wer die Empfindung der Verehrung, die allein dem heiligen Geist der Wahrheit gebührt, an das Bild menschlicher Größe verschwendet, der mag mit Menschen- und Engelzungen reden, mag sich arm machen durch Almosengeben, mag den Ruhm des Märtyrers erringen, aber das Eine, was dem Menschen vor Allem Noth thut und vor Allem hilft, die Liebe zu jenem heiligen Gottesgeist der Wahrheit ist nicht in ihm, sondern die Sünde ist in ihm, welche die göttliche Ordnung des Lebens verläugnet und dadurch die Menschen ins Verderben zieht.

Ihr mögt auf das Leben des Einzelnen oder auf die Entwickelung ganzer Völker und Geschlechter blicken: es ist hier wie dort auf gleiche Weise der Götzendienst menschlicher Größe, welcher sich der Verwirklichung des Gottesreichs, der Bildung zur Humanität entgegenstellt. Mit dem Augenblick, wo der Mensch das Gute und das Große mit einander vermischt und gut und böse durch das Maß von groß und klein zu bestimmen anfängt, befindet er sich in einem Labyrinth von Zweifeln und Widersprüchen in Betreff seines sittlichen Handelns. Jedes Ding kann groß, auch klein genannt werden, je nach dem Standpunkt, auf dem der Betrachtende steht. Werden sich aber, wenn der Standpunkt nach Belieben gewechselt werden kann, nicht die Meisten den bequemsten aussuchen, so lange es herrschende Ansicht bleibt, daß Anstrengung und Arbeit eine Last ist? Soll es im Umkreise des Sittlichen neben hohem, großartigem Streben auch Kleinigkeiten geben, so wird es offenbar verkehrt erscheinen müssen, das Geringfügige mit derselben Sorgfalt und Genauigkeit zu behandeln als das Wichtigste. Sobald dies angenom-

men wird, ist alles Unrecht, zu dem uns eine Lieblingsneigung überredet, unbedeutend und nicht der Rede werth, und das Gewissen, das nicht aufhört, uns zu warnen, muß sich den Vorwurf peinlicher Beschränktheit gefallen lassen. Gilt es umgekehrt, eine unangenehme Pflicht zu erfüllen, so ist der andere Standpunkt bequemer, und je länger wir bei der Erfüllung des Pflichtgebots mit allen ihren wahrscheinlichen und möglichen Folgen verweilen, um so zahlreicher werden uns die Hindernisse dünken, die hier wegzuräumen sind, um so bedeutender die Opfer, die gebracht werden müssen, bis es uns klar scheint, daß die Erfüllung dieser Pflicht einen viel kräftigeren Geist erfordert, als der unserige ist. Mit einem Wort, wie die wechselnde Laune des Augenblicks es eben erheischt, nehmen wir bald das Verkleinerungsglas, bald das Vergrößerungsglas zur Hand und geben dadurch dem Guten und dem Bösen jedes Mal eine solche Gestalt, daß es uns in der Befriedigung unserer Begierden und Neigungen so wenig als möglich stört.

Diese Kunstgriffe, durch die das Gefühl der Verantwortlichkeit einzelnen Forderungen des Gewissens gegenüber abgestumpft wird, sind die erste, aber nicht die einzige Wirkung, durch welche das Bild menschlicher Größe das Streben der Selbstbestimmung verwirrt und entstellt. Die Anwendung ähnlicher Kunstgriffe gewöhnt die Menschen an die Vorstellung, daß die Forderung des Gehorsams gegen die Stimme der Pflicht überhaupt nur für den gewöhnlichen Menschen Geltung habe, nichts als ein Zügel für den Rohen und höherer Bildung Unfähigen, nichts als eine Krücke für den Schwachen, ein Nothbehelf für geistige Beschränktheit, daß dagegen der große Geist an diese nur für den gemeinen Mann bestimmte Regel nicht gebunden sei, sondern sich unbedenklich den Eingebungen seines Gefühles überlassen dürfe, daß sich in ihm eine höhere Gestalt des Guten in dem Drange seines Herzens nach großartiger Wirksamkeit und in der Kühnheit seiner Entwürfe für das Wohl der Menschheit offenbare. Die wahre innere Freiheit, die uns zur Herrschaft über uns selbst erzieht und die Ordnung und Harmonie der unsicht-

baren Welt in uns begründet und erhält, wird immer unbekannter; man versteht unter Freiheit nur den größeren Spielraum für den unruhigen Thatendrang des Ehrgeizigen, nur die Begierde des Herrschsüchtigen, die sich die Menschen blos als Werkzeuge zur Ausführung ihrer Pläne vorstellen kann. Wo das Gute nach dem Maßstab des Großen bestimmt wird, da schreibt man ganz unwillkürlich dem Schauplatz unserer Wirksamkeit eine besondere Wichtigkeit zu, und es entsteht der Wahn, daß in dem von engen Grenzen eingeschlossenen Leben des Privatmannes und der Familie kein geeigneter Wirkungskreis zur Bethätigung menschlicher Würde und Hoheit gegeben sei, daß die höchsten Ziele der Sittlichkeit allein von dem erstrebt werden können, welcher sich mit der Entwickelung und dem Schicksal des Staats- und Völkerlebens beschäftige, oder es zu seinem besonderen Beruf mache, die Interessen der Kunst und Wissenschaft zu pflegen. Je mehr also die wahre Natur des Guten von dem Bilde des Großen im Bewußtsein der Menschen verdrängt wird und in Vergessenheit geräth, je mehr statt der reinen Verehrung, die nur das Gute einflößen kann, die zweideutige Bewunderung des Großen, Glänzenden, Erhabenen die Empfindungsweise des Menschen bestimmt, je mehr auf solche Weise die Verfälschung des Guten durch das Große, des sittlichen Bewußtseins durch die Trugschlüsse der Eitelkeit und des Ehrgeizes die öffentliche Meinung durchdringt und die herrschenden Richtungen des Zeitgeistes bestimmt; um so schamloser wird der Indifferentismus gegen die stille, verborgene, alle künstlichen Reizmittel verschmähende Arbeit der Selbsterkenntniß und Selbsterziehung zur Schau getragen, um so unfähiger wird das ganze Volk, diejenigen auch nur zu verstehn, die das einfache Wort der Wahrheit verkünden. War dies nicht die Lage der Dinge, als Jesus von Nazareth auftrat? Um ihn zu verstehn, bedurfte es des reinen Glaubens an das Gute, das im Menschen ist, die Menge aber kannte nur die knechtische Bewunderung für fremde Größe, für das, was sie zu überragen schien; er wollte sie in das Heiligthum der Wahrheit führen, das Einzige aber, was

man verlangte, waren Wunder. Und stellt sich uns nicht dasselbe Schauspiel der menschlichen Selbsterniedrigung dar, wenn wir uns von jenem entfernten Alterthum abwenden, um auf das uns zunächst Liegende, auf die Gegenwart zu sehn? Was ist es, das sich überall in unserer Zeit der religiösen Bewegung, welche die Menschen zur Gottesgemeinschaft der Freiheit und der Liebe ruft, hindernd entgegenstellt? Ist es etwas Anderes, als jene alte Zeichen- und Wundersucht im moderneren Gewande der Erwartung außerordentlicher Ereignisse, die das Bestehende umstürzen und die Oberfläche der Gesellschaft erschüttern sollen? Ist es etwas Anderes, als jener alte Indifferentismus gegen Alles, was nicht Geräusch und Aufsehn macht, als jene alte Gleichgiltigkeit gegen das Eine, das Noth thut, gegen die unsichtbare, in der Tiefe des Geistes sich vollziehende Erneuerung des inneren Lebens? Ist es nicht der schlagendste Beweis für diese gedankenlose Gleichgiltigkeit, daß man sich stets nur davon zu unterhalten weiß, welches die neuesten Schicksale dieser religiösen Verbindung sind, ob sich angesehene, einflußreiche Männer an der Spitze derselben befinden, ob große Rednertalente in ihrer Versammlung auftreten, und Aehnliches, während die einzig wahre, allein entscheidende Frage, ob das, was sie erstreben, Wahrheit ist, fast nie zur Sprache kommt? Und ist diese Verfälschung des Guten durch das Große, welche die öffentliche Meinung beherrscht, etwa uns selbst fremd? Ist sie nicht zugleich das Vorurtheil, welches die Mitglieder der neuen religiösen Gemeinschaft am häufigsten ihre wahre Aufgabe verkennen läßt und in Widerspruch mit sich selbst verwickelt?

Ich muß mich hier auf diese wenigen Andeutungen beschränken. Wenn ihr aber die Gedanken, die uns heute beschäftigt haben, zum Gegenstand weiterer Untersuchung und Besprechung macht, so werdet ihr es überall bestätigt finden, daß eine der Hauptursachen, weshalb so viele Unternehmungen gescheitert, so viele Hoffnungen getäuscht sind, und das Neue, das wirklich zu Stande gebracht worden, so wenige Früchte getragen hat, in dem Einfluß zu suchen ist, den die Bewunderung menschlicher Größe ausübt. Unser Bemühn,

uns diesem Einfluß zu entziehn, wird aber vergeblich sein, so lange wir wahre und falsche Größe zu scheiden suchen, statt uns davon zu überzeugen, daß gerade die Meinung, als gebe es neben der falschen auch eine wahre Größe, selbst der Aberglauben ist, von dem wir uns zu befreien haben. Nichts von Allem, was man geistige Größe nennt, hat den geringsten Anspruch auf die Verehrung, die sich in jenem Gefühl der Bewunderung verbirgt. Wir mögen es anstaunen, so lange wir es nicht begreifen; aber jede Ehre, die wir der Größe erweisen, ist ein Raub, den wir an der Wahrheit begehen. Je höher in der Sele der Respekt vor den Bildern menschlicher Größe steigt, um so höher steigt zugleich die Gleichgiltigkeit der Menschen gegen Vernunft und Gewissen und mit dieser Gleichgiltigkeit ihre Unempfindlichkeit gegen das Böse, bis es dahin kommt, daß sie an den Fesseln des Aberglaubens und der Selbstsucht, die sie tragen, Wohlgefallen empfinden und stolz auf dieselben sind. Nur wer wie Jesus sich nie vor dem Bilde menschlicher Größe beugt, ist mit dem Ewigen durch das Gefühl seliger Ehrfurcht verbunden; wo sich der Götzendienst des Großen in der Sele regt, da ist dies Band zerrissen, die Ehre ist hin, es bleibt nichts als die Furcht und deren unzertrennliche Begleiterin, die Schande. Laßt uns also in unserer Gemeinschaft dem Ewigen einen Tempel baun, der rein ist von diesem Götzendienst, damit sich endlich die alte Verheißung erfüllt, daß es auf Erden auch Tempel gebe, in denen der Mensch Gott nicht in dem zu finden wähnt, was blendet und schreckt, Staunen und Furcht erregt, sondern in denen der Mensch Gott im Geist anbetet und in der Wahrheit! Amen.

20.

Aergerniß.

Wir wollen von dem Aergerniß sprechen, und zwar zuerst von dem, welches die persönlichen Beziehungen der Menschen trübt, und dann von dem, welches das öffentliche Leben verwirrt, in beiden Fällen aber denjenigen, der über Aergerniß klagt, und denjenigen, der es veranlaßt, gesondert betrachten.

Wie verschieden ist oft der Anblick, den mehrere Familien darbieten, welche sich ungefähr in derselben äußeren Lage befinden, im Allgemeinen auf derselben Stufe der Bildung stehen und in Betreff ihrer Mitglieder auf gleiche Weise zu der Behauptung berechtigen, daß diese einander herzlich gut seien, durch ihre Eigenschaften wohl zu einander passen und sich zweckmäßig ergänzen. Einige jener Familien zeigen das Bild eines Lebens, in dem alles Einzelne harmonisch zusammenstimmt, Jeder sich an seiner Stelle wohlfühlt, und Alle sich gegenseitig tragen und fördern, während andere jener Familien den Eindruck machen, daß die Bewegung ihres Lebens nie in einen gleichmäßigen Fluß kommt, Eines dem Anderen im Wege steht, Alles sich an einander reibt und stößt, und das Ganze einer Maschine zu vergleichen ist, die mit ihrem verrosteten Räderwerk ein unerträgliches Knarren und Kreischen verursucht und jeden Augenblick in Stocken zu gerathen und gänzlich den Dienst zu versagen droht. Aehnlich ist es mit verschiedenen Geschäften, die im Allgemeinen gleich klug und sachgemäß geleitet, so wie von den dabei Betheiligten auf gleiche Weise mit Eifer und Geschick behandelt werden, aber dennoch ein so entgegengesetztes Ansehn gewähren, daß, während bei dem einen Alles sich selbst zu bewegen und in einander zu greifen scheint, bei dem anderen der Zuschauer das Gefühl

hat, als stoße sich Alles gegenseitig ab, als müsse ohne Anwendung äußerer Gewalt das Ganze sofort aus einander fallen. Einen solchen widerwärtigen Anblick giebt ein Theil der Familien und Geschäfte aus keinem anderen Grunde, als weil die Menschen, die dazu gehören, so unfrei und selbstsüchtig sind, daß es ihnen zur Natur geworden, sich über Andere zu ärgern und Anderen selbst Anstoß zu bereiten.

Verweilen wir zuerst bei denen, welche die unglückliche Fertigkeit besitzen, an Allem Aergerniß zu nehmen! Halten sie sich noch von jenem äußersten Grad des Unverstandes fern, der die Verhältnisse und die Umgebung dafür verantwortlich macht, so pflegen sie sich mit der Lebhaftigkeit und Heftigkeit ihres Temperamentes zu entschuldigen. Wie verkehrt aber ist auch Dieses! Lebhafte und heftige Empfindungen stehen mit der Vorstellung, daß man beeinträchtigt und gekränkt sei, in keiner näheren Verwandtschaft, als mit jedem anderen Gedanken, der in unserer Sele die Stelle jener Vorstellung einnehmen würde. Um den wahren Ursprung des Aergers über Andere zu entdecken, muß man sich fragen, woher es rührt, daß die Vorstellung, von Anderen verletzt, gestört, mißverstanden, verkannt und beleidigt zu werden, sich in der Sele vieler Menschen mit allen ihren Erfahrungen verbindet und so allen ihren Gedanken dieselbe Richtung und denselben Charakter giebt? — Die Frage läßt sich durch Hinweisung auf eine trübere Ansicht des Lebens, zu welcher Erziehung und Schicksale Veranlassung gegeben haben, allein nicht erklären, da Viele trotz derselben gegen ihre Nächsten wohlwollend und freundlich bleiben. Sie führt uns sofort auf jenen allgemeinen Standpunkt der Betrachtung, von welchem aus alle Handlungen der Menschen, die sich auf die Außenwelt beziehen, wie verschieden auch ihre Veranlassung sein möge, in zwei Arten von entgegengesetztem Charakter zu sondern sind. Ein Theil der Menschen wird von dem, was ihnen widerfährt, ganz hingenommen und beherrscht. Sie verschmelzen mit der Außenwelt so vollkommen, sie gehen in den Eindrücken, welche ihre Um-

gebung auf sie macht, so auf, daß sie es gänzlich verlernen, bei sich selbst zu sein, und daß das außer ihnen Liegende, was ihnen begegnet, zu dem Mittelpunkt wird, um den sich ihr ganzes Gedankenleben dreht. Ueber Nichts, was der Zufall ihnen entgegenwirft, können sie unbefangen hinwegschreiten; wenn Dies auch noch so geringfügig ist und ganz zur Seite des Wegs liegt: sie müssen herantreten, sich bücken, es aufheben und sich darüber Gedanken machen, weshalb es ihnen gerade begegnen und sie aufhalten muß, und welcher Schaden ihnen unter anderen Umständen daraus hätte erwachsen können. Denselben Anstoß nehmen sie an Allem, was näher oder entfernter stehende Menschen zu ihnen oder von ihnen sagen und in Bezug auf sie thuen. Diesem sind sie mit herzlicher Theilnahme entgegengekommen, und er nimmt sie kalt auf; jenen haben sie zum Vertrauten gemacht, uud er hat ihr Vertraun gemißbraucht oder könnte es leicht thun, wenn es noch nicht geschehen ist; hier hatten sie es gut gemeint, und sie sind mißverstanden und verkannt worden; dort sind sie sich nicht der geringsten Schuld bewußt, und sie müssen bittere Vorwürfe hören; dürfen sie sich das gefallen lassen? und was müssen sie thun, damit es den Anderen nicht verborgen bleibe, wie wehe es ihnen gethan hat? Während sie sich mit dergleichen Gedanken unausgesetzt quälen, giebt es andere Menschen, welche dieselben Erfahrungen machen als sie und dennoch selten oder niemals in Unruhe versetzt werden. Theils bemerken diese anderen das, was ihnen begegnet, gar nicht, theils wissen sie, wenn sie sich davon berührt fühlen, darüber hinwegzukommen und es zu ihrem Nutzen zu verwenden. Sie bemerken wenig von dem, was ihnen begegnet; denn das beständige überall Hinsehn und überall Hinhorchen, welches nöthig ist, um zu erfahren, wie Alle uns betrachten, was Alle über uns denken und von uns erwarten, kostet viel Zeit und um so mehr Zeit, je mehr wir uns daran gewöhnt haben, je mehr wir es unwillkürlich thuen, und diese Zeit hat Niemand übrig, der auf sich selbst und sein eigenes Schaffen und Wirken etwas hält und mit ganzer Sele bei der inneren Arbeit an sich

selbst und mit Treue und Fleiß bei dem besonderen Geschäft ist, das ihm obliegt. Die auf ihn bezüglichen Urtheile und Handlungen seiner Mitmenschen aber, von denen er Kunde empfängt, weiß er in anständiger Entfernung von sich zu halten, um sie so unbefangen anschaun zu können, als beträfen sie einen Dritten. Selbst wenn ihm das Aergste widerfährt, wenn böser Willen es darauf anlegt, ihn zu kränken, wenn Unverstand ihn mit ungerechten Vorwürfen überhäuft, weiß er sich seine Fassung zu erhalten; denn er vergißt nie, daß der Dichter Recht hat, wenn er sagt: Das Aergerniß ist nur, wo man es nimmt, gegeben; dir Vorgeworfenes brauchst du nicht aufzuheben. Möchten wir Alle zu diesem Bewußtsein gelangen, meine Freunde! Möchten wir Alle des unsichtbaren Schutzes inne werden, welchen der Ewige dem Herzen des Menschen in diesem Bewußtsein gegen alle äußeren Schicksale gewährt! Möchten wir immer deutlicher erkennen, daß der Aerger, der uns quält, nie aus unserem Blut kommt, sondern nur stets beweist, daß das Leben der Selbstbestimmung und Freiheit, das Leben im Geist uns noch unbekannt ist!

Richten wir nun unsere Blicke auf diejenigen, von denen Anstoß und Aergerniß ausgeht! Wir verstehen darunter jede wirkliche Störung des Familien- und Geschäftslebens, die nicht in irgend einem natürlichen Mangel oder Ungeschick ihren Grund hat, sondern aus einer verkehrten Auffassung der persönlichen Beziehungen zu unserem Nächsten entspringt. Vielleicht wirken alle zufälligen Hindernisse zusammengenommen auf den Fortgang menschlicher Unternehmungen nicht so hemmend ein, als jene Aergernisse, die durch Ueberhebung und Hochmuth entstehen. Ueberall, wo ein Werk durch die vereinten Kräfte Vieler zu Stande kommen soll, ja überall, wo Mehrere zu einer Lebensgemeinschaft verbunden sind, ist es eine der Hauptbedingungen eines sicheren Fortschritts und einer erfreulichen Entwickelung, daß verständiges Befehlen und verständiges Gehorchen zusammentreffen. Mit allem Recht hat man gesagt: Der ist ein unbrauchbarer Mann, der nicht befehlen und nicht gehorchen kann.

Durch Nichts werden aber die persönlichen Beziehungen der Befehlenden und der Gehorchenden häufiger verwirrt, als durch Neigung zu Hochmuth und zu Geringschätzung Anderer. Um mit unseren Anordnungen und Vorschriften keinen Anstoß zu verursachen, müssen wir das Befehlen als ein Amt betrachten, welches demjenigen, der es verwaltet, bestimmte Pflichten auferlegt, müssen wir zeigen, daß es uns Bedürfniß ist, denen, die zu gehorchen haben, von der Verwaltung dieses Amtes, so oft die Verhältnisse es gestatten, Rechenschaft abzulegen, müssen wir die Grenzen kennen, von denen dieser Wirkungskreis eingeschlossen ist, und uns aufs sorgfältigste davor hüten, uns über diese Grenzen hinaus in die Privatangelegenheiten der Gehorchenden die geringste Einmischung zu gestatten. Wem von uns ist es aber unbekannt, wie oft in allen genannten Beziehungen gefehlt wird? Wie selten ist es dem Befehlenden anzumerken, daß er, Befehle ertheilend, selbst bemüht ist, dem Gesetz des Gewissens zu gehorchen! Wie Vielen scheint Befehlen nichts Anderes als ein Vorrecht, welches ihnen möglich macht, den Willen des Nächsten zu ihrem Werkzeug herabzuwürdigen und die Kräfte desselben zu ihrem Vortheil auszubeuten! Wer aber nicht mit Vernunft befehlen kann, wird ebenso wenig zu gehorchen verstehn, so daß, da fast Alle ohne Ausnahme, die nach einer Seite hin Gehorsam fordern dürfen, ihn nach einer anderen zu leisten haben, durch jene Aergernisse, die aus der Ueberhebung und dem Hochmuth entspringen, die gemeinschaftliche Arbeit der menschlichen Gesellschaft überall aufgehalten und ihrer besten Früchte beraubt werden muß.

Das öffentliche Leben, auf dessen Störungen durch gegebenes Aergerniß wir jetzt übergehen, entsteht nicht dadurch, daß die Anzahl der Menschen, die mit einander in Berührung kommen und auf einander einwirken, sich vergrößert. Blickt auf einen Marktplatz, der ganz von dichtem Gedränge erfüllt ist! Die Menge der Menschen, die sich hier zusammenfinden, ist wahrlich groß genug, und doch giebt es in dem Gewühl, in der ganzen hin und her wogenden Masse nicht einen Einzigen, der sich mit etwas Anderem

als mit seinem persönlichen Interesse beschäftigt, nicht einen Einzigen, der durch das Interesse für das allgemeine Wohl hieher geführt wird. Und wie selten geschieht es, daß ganze Völker eine Thätigkeit kennen, durch welche sie vor jenem Marktgewühl Etwas voraus hätten, daß Völker sich nicht auf diejenigen Geschäfte beschränken, bei denen nothwendig der Vortheil des Einen zum Verlust eines Anderen wird, sondern sich auch solchen Arbeiten widmen, bei denen der Gewinn eines Jeden nothwendig Allen, die ihn benutzen wollen, zu Gute kommt. Arbeiten der letzten Art verleihen allein dem Streben der Menschen den Charakter des öffentlichen Lebens. Dies öffentliche Leben, in welchem die Güter des Geistes, Erkenntniß, Freiheit, Gerechtigkeit erzeugt werden, bleibt das, was es ist, es mag seine Arbeiter nach Tausenden zählen, oder nur drei, nur zwei, die im Namen des Geistes zusammen sind, zu Dienern und Vertretern haben. Wie dies gemeinsame Leben oder der jedesmalige Inbegriff der religiös-sittlichen Interessen der Menschen durch öffentliches Aergerniß in Verwirrung gerathen kann und davor zu bewahren ist, haben wir jetzt also zu betrachten.

Sehen wir zuerst auf diejenigen, denen Anstoß und Aergerniß gegeben wird, so finden wir, daß es ganze Länder giebt, in denen Niemand, und andere, in denen die große Mehrzahl nie darüber klagt. Die Ursache dieser Erscheinung aber ist nicht fortgeschrittene Erkenntniß, sondern vollständige Gleichgiltigkeit; sie liegt darin, daß für diese Menschen die kirchlichen Atteste, welche über die Beobachtung gewisser Ceremonien ausgestellt und von jenen gebraucht werden, das Einzige sind, wodurch ihr Dasein mit dem sittlich-religiösen Leben zusammenhängt. Aber gerade unter diesen Menschen, die sich des Nachdenkens über Gott und die Wahrheit lange gänzlich zu enthalten gewußt haben, ist das Aergerniß am größten, wenn sich solche Fragen wirklich nicht länger umgehn lassen. Denn Anstoß und Aergerniß ist im öffentlichen Leben nichts Anderes als der natürliche Ausdruck der Gedankenlosigkeit, Unwissenheit und geistigen Unfreiheit in allen Fällen, in welchen neue Vorstellungen von Gott

und der Wahrheit den Menschen begegnen, oder alte Vorstellungen, die ihnen unverstanden geblieben sind, nicht weichen wollen. Die Gedankenlosigkeit und Unwissenheit entsteht überall, wo der Mensch es versäumt, seine religiösen Meinungen auf alle Aufgaben seines äußeren und inneren Lebens anzuwenden, das, was er glaubt, mit seinen Gefühlen in Uebereinstimmung zu bringen und durch seine Thaten zu verwirklichen. Hat der Mensch dies nicht versäumt, hat er seine religiösen Meinungen in ihrer wahren Bestimmung erkannt, hat er den Werth derselben darin gesucht, daß sie für ihn Aufforderungen zur Arbeit an sich selbst werden und das Werk seiner Selbstbildung wirklich der Vollendung näheren, so kann die Erfahrung nicht ausbleiben, daß dieselben religiösen Ansichten fort und fort für ihn ihre Bedeutung änderen und mit ihrem Inhalt wechselen. Er hat am Anfang seiner Selbsterziehung seine Vorstellungen von dem Jenseits als Glauben an die Unsterblichkeit bezeichnet und hat bis zum Schluß seines, wie wir annehmen wollen, treuen und gewissenhaften Strebens keinen besseren Namen gefunden, um auszudrücken, daß es Hoffnungen giebt, die das Grab nicht fürchten dürfen. Aber wie vielen Veränderungen ist das, was er seinen Glauben an die Unsterblichkeit nennt, während dieser Zeit in ihm unterworfen gewesen! Wie viele Schranken sind gefallen, wie viele Widersprüche sind gelöst! Die thörichten Wünsche der Begierde mit ihren Sorgen und Zweifeln sind verstummt; der Glauben an die Unsterblichkeit ist der Ausdruck einer Liebe zum Ewigen, eines Vertrauns auf Gott und eines Friedens im Geist geworden, die Nichts zu erschüttern vermag. So bezeichnet dieselbe religiöse Meinung, in deren Namen sich Nichts geändert hat, für ein und denselben Menschen zugleich die rohesten Mißverständniße in Bezug auf die Wahrheit, die vollkommene Erkenntniß derselben und Alles, was dazwischen liegt und ihn von jenen zu dieser führte. Haben wir eine solche Erfahrung an uns selbst gemacht, so muß sie uns überall bei der Beurtheilung religiöser Meinungen Anderer zu Statten kommen. Wir wissen dann, daß religiöse Meinungen, wie verschieden

auch in vielen Beziehungen ihr Werth sein mag, die Erkenntniß der Wahrheit weder geben noch nehmen, sondern daß an jeder einzelnen religiösen Meinung ohne Unterschied sich die Wahrheit oder ihr Gegentheil offenbart, je nach der Reinheit und Würde des Menschen, der sie zum Ausdruck seines inneren Lebens braucht. Wer dies nicht weiß, verharrt in der geistigen Beschränktheit, in welcher er je nach dem Standpunkt, den Erziehung, persönliche Eigenthümlichkeit und Umstände ihm anweisen, an jeder von seinen religiösen Ansichten abweichenden Meinung als an einem Beweise des Unglaubens oder des Aberglaubens Anstoß nimmt. So konnten auf einer Seite die Pharisäer und Schriftgelehrten es sich nicht anders denken als daß jener Zimmermann aus Nazareth ein Feind Gottes und der Menschen sein müsse, weil er die ihnen geläufigen religiösen Vorstellungen verließ, den Gedanken der Gottheit der sinnlichen Größe und Majestät entkleidete und selbst den Verlassensten und Verworfensten als eine Offenbarung der ewigen Liebe verehrte. Und wie die Welt vor zweitausend Jahren urtheilte, so urtheilt sie noch. Sie vermag sich noch heute nicht vorzustellen, daß ein Mensch, der seine Gründe hat, das, was man den Glauben an Gott nennt, abzulehnen und sich öffentlich einen Atheisten zu nennen, demungeachtet gewissenhafter, treuer im Dienst der Wahrheit und deshalb der Erkenntniß derselben näher sein kann, als Tausende von denen, die Alles, was sie thuen, aus Liebe zu Gott und zur größeren Ehre desselben zu unternehmen behaupten. Und ist es nicht auf der anderen Seite dieselbe geistige Beschränktheit, wenn zur Zeit der Entstehung des Christenthums die Verkündigung des Evangeliums von den Philosophen Griechenland's schon deshalb verworfen wurde, weil es abergläubische Juden waren, von denen die Botschaft kam, oder wenn heute Manche an dem Namen „christlich“ Anstoß nehmen und zu erklären sich nicht scheuen, daß jede religiöse Gemeinschaft, die eine christliche zu sein bekennt, damit den Geist der Freiheit verläugnen müsse? — Laßt uns endlich die geistige Beschränktheit, die sich in allen diesen Anklagen auf Unglauben und Aberglauben wiederholt

und überall Namen und Meinungen zum Maßstab der Wahrheit machen will, überwinden, meine Freunde, und dessen immer gewisser werden, daß weder das Bekenntniß zum Christenthum, noch das Bekenntniß zum Atheismus, noch alle anderen religiösen Meinungen darüber Aufschluß geben können, ob in demjenigen, der sich zu ihnen hält, der Geist der Wahrheit oder der Geist der Lüge wohnt. Erst dann, wenn Alle dahin gelangen, daß sie an keinem Buchstaben, Zeichen und Kleide Aergerniß und Anstoß nehmen, ist der Boden gewonnen, auf dem eine freie Menschengemeinschaft sich gründen und erbaun kann.

Gehen wir nun von denen, die Anstoß nehmen, zu denen über, welche Aergerniß geben! Im Allgemeinen muß man sagen, daß wie jenen es an Freiheit, so diesen es an Liebe fehlt. Doch haben wir unter dem Aergerniß, das gegeben wird, verschuldetes und unverschuldetes zu unterscheiden! Es ist nämlich aus dem Vorhergehenden klar, daß in einer Welt, in der geistige Beschränktheit herrscht, und Namen und Lehrmeinungen überschätzt werden, keine neue Ansicht über Gott und die Natur des Menschen hervortreten kann, ohne übrrall Aergerniß zu verursachen. Wer auf dem Wege der Selbsterkenntniß zu neuen, reineren und tieferen religiösen Anschauungen gelangt, die ihm eines neuen Ausdrucks zu bedürfen scheinen, und wer in der Ueberzeugung, daß alle Menschen auf jenem Wege Heil und Frieden finden werden, sich verpflichtet fühlt, von dem, was in ihm als Wahrheit lebt, vor Allen Zeugniß abzulegen; der wird seine Pflicht unmöglich erfüllen können, ohne die Welt zu beunruhigen. In dieser Beziehung wird es im Neuen Testamente mit Recht als die Vollziehung eines göttlichen Rathschlusses dargestellt, daß Jesus alle Leidenschaften der abergläubischen Furcht und des Religionshasses gegen sich aufregte. Gott, heißt es, hat ihn zu einem Stein des Anstoßes und des Aergernisses gemacht. Allen jenen fanatischen Schriftgelehrten, welche die Wahrheit ihrer Lehre bewiesen zu haben meinten, wenn sie nachgewiesen hatten, daß dieselbe in den heiligen Schriften geschrieben stehe, allen jenen selbstgefälligen

Philosophen, welche an den Formeln ihrer Schulweisheit mit knechtischer Verehrung hingen, mußte das Wort des Gekreuzigten, das den Geist von den Banden des Buchstabens erlösen sollte, eine Thorheit und ein Aergerniß sein. Obschon Jesus selbst aber überzeugt war, daß seine Worte auf diese geistigen Führer der Völker keinen anderen Eindruck machen könnten, hören wir ihn doch wiederholentlich seine Jünger ermahnen, sie möchten Alles aufbieten, um Aergernissen vorzubeugen und Anstoß zu vermeiden. Er nahm also an, daß es neben den unvermeidlichen Mißverständnissen, denen geistige Beschränktheit dem Wort der Wahrheit gegenüber überall ausgesetzt ist, andere Mißverständnisse gäbe, welche nicht entstehn würden, wenn die Verkündiger der Wahrheit ihrer Pflicht genügten, daß es neben den Aergernissen, welche die Feinde der Wahrheit selbst verschuldeten, andere gäbe, welche den Freunden der Wahrheit zur Last fielen. Und in der That, Nichts erschwert den Fortschritt der Erkenntniß mehr, als unhaltbarer Widerspruch gegen herrschende Ansichten und die auf sie gegründeten Einrichtungen, als ein Widerspruch, der nicht aus der Liebe zu Gott entspringt, sondern aus persönlichen Schwächen, die sich mit dem Namen jener Liebe schmücken. Darum mußte Jesus seine Jünger so nachdrücklich vor dem überall unnützes Aergerniß verursachenden Verfahren der falschen Freunde der Wahrheit warnen, die weniger die Erkenntniß selbst lieben, als die Krone des Märtyrers, die sie bringt, denen das Leben im Geiste weniger am Herzen liegt, als das Gefühl geistiger Ueberlegenheit über ihre Nächsten, die endlich in der Freiheit nicht die Herrschaft über sich selbst suchen, sondern das Recht, sich über jede ihren Begierden unbequeme Form der gesellschaftlichen Sitten mit dem Bewußtsein, daß sie eine große That gethan, hinwegzusetzen. Dieser Ehrgeiz, dieser Hochmuth, diese unter einer eitelen Großthuerei sich verbergende Sinnlichkeit und Selbstsucht haben sicher Nichts mit dem Dienst der Wahrheit zu thun; aber alle Verwirrung, die sie anrichten, muß der Welt zum Beweis dienen, wie wenig das, was sie Wahrheit nennen, dieses heiligen Namens würdig ist.

Was kann nun den Freund der Wahrheit vor solchen Versuchungen und Gefahren schützen? Was kann ihn davor bewahren, daß er den Wahn, von dem er die Menschen befreien will, nicht durch seine eigene Schuld befestige, indem er durch sein Benehmen demselben neue Gründe zur Selbstrechtfertigung darbietet? Das Einzige, das ihn davor schützen und bewahren kann, ist die Liebe zu Gott und den Menschen, die gewissenhafte Arbeit an sich selbst, das unverdrossene und unveränderliche Streben, diese Liebe in seinem Herzen von falschem Schein zu vereinigen. Auf diesem Wege wird es uns allein gelingen, aus der Betrachtung der öffentlichen Wirksamkeit Jesu den Maßstab zu entnehmen, mit welchem wir auch das äußere Verfahren des Leichtsinnigen, der jedes Gelüst seiner Sele als ein Orakel der Wahrheit ansieht, von der Handlungsweise des Menschen unterscheiden können, der jedes unnütze Aergerniß zu vermeiden weiß. Die falschen Freunde der Wahrheit fassen die Erkenntniß nicht als das Ergebniß der Arbeit der Selbsterziehung, welche Keiner für den Anderen ausführen kann, welche jeder Einzelne selbst beginnen und vollenden muß, sondern als eine Lehre, welche der Eine, der sie durch seinen Scharfsinn in einem günstigen Augenblick entdeckt hat, Tausenden mittheilt, indem er sie ihnen vorsagt und beweist. Die entgegenstehenden herrschenden religiösen Meinungen und Gebräuche erscheinen den falschen Freunden der Wahrheit als ebenso viele nothwendige Schranken der Erkenntniß und als die einzigen, die es giebt. Die Schranken so schnell als möglich niederzureißen, dünkt ihnen deshalb die wichtigste Aufgabe. Sie sehen nicht ein, daß sie etwas Unmögliches oder Ueberflüssiges versuchen. Der beschränkte Sinn kann nicht ohne Schranken bestehn; diese sind zugleich sein Schutz; kaum hast du eine alte zerstört, so hat er zwei neue aufgerichtet. Lernt der Mensch aber das Ewige und Göttliche über Alles lieben, so verschwindet die Furcht, die jener schützenden Schranken bedurfte, so gewinnt er Vertraun zu sich selbst; das, was an seinen Ansichten ein Ausdruck seiner Beschränktheit war, verschwindet von selbst; und das, was zurückbleibt,

wird ihm zur Offenbarung seiner Freiheit dienen. Von dieser Ansicht über die Entwickelung des religiösen Lebens durchdrungen, vermeiden Jesus und seine Jünger alle jene Aergernisse, die von einem vorzüglich auf Niederreißen und Zerstören gerichteten Streben unzertrennlich sind. Jesus und seine Jünger wollen nicht zerstören, sondern erbaun, das unsichtbare Heiligthum der Freiheit im Menschen erbaun, indem sie die Menschen alle Dinge in Gott zu thun, das ganze Leben innerlich zu erneuern und zu einem Bilde der ewigen Ordnung zu erheben anweisen. Keine der religiösen Ansichten, die sie vorfinden, wird von ihnen mit Geringschätzung angesehen und als ein Aberglauben behandelt, welcher auf den Weg der Wahrheit zu führen außer Stande sei; keiner der religiösen Gebräuche ihrer Zeit wird von ihnen als unverbesserlich und der Reinigung unfähig verworfen. Das Einzige, was sie von allen religiösen Ansichten und Gebräuchen zu sagen haben, ist, daß der Mensch sich durch nichts dergleichen gebunden erachten und von keinem Dinge solcher Art Heil erwarten dürfe, daß der Geist Gottes im Menschen Herr über dieses Alles sei. Aber obschon sie sich als Herren des Sabbaths wissen, hören sie nicht auf, an der Feier desselben Theil zu nehmen. Je mehr sie die Wahrheit lieben, desto sorgfältiger vermeiden sie Alles, was den Blick menschlicher Schwäche von der göttlichen Gestalt jener auf Fremdartiges und Aeußerliches ablenken müßte.

Möchte es uns gelingen, auch in dieser Beziehung Nachfolger Jesu und seiner Jünger zu sein! Wir sind in derselben Lage als sie, meine Freunde! Der heilige Zweck, dem wir unsere Gemeinschaft gewidmet haben, das heilige Amt der Freiheit, das wir mit dieser Gemeinschaft übernommen haben und in ihr verwalten, ist an sich der Welt nothwendig ein Aergerniß und eine Thorheit. Die Welt in ihrem Wahn muß unser Werk für verderblich ansehn, muß diejenigen, die sich demselben widmen, wie die ersten Verkündiger des Evangeliums als Verräther des Heiligen und Verführer des Volkes fürchten und hassen. Um so mehr laßt uns auf unserer Hut sein, damit des von uns selbst verschuldeten Aergernisses immer

weniger werde! Laßt uns handeln nach den goldenen Worten, mit denen Paulus (2 Cor. 6., 3—10) einst den ältesten Christen diese Pflicht vorgehalten hat: Laßt uns Niemand irgend ein Aergerniß geben, auf daß unser Amt nicht verlästert werde, sondern in allen Dingen laßt uns beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöthen, in Aengsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren, in Arbeit, in Wachen, in Fasten, in Keuschheit, in Erkenntniß, in Langmuth, in Freundlichkeit, in dem heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes durch Waffen der Gerechtigkeit, zur Rechten und zur Linken, durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte, als die Verführer und doch wahrhaftig, als die Unbekannten und doch bekannt, als die Sterbenden und siehe wir leben, als die Gezüchtigten und doch nicht ertödtet, als die Traurigen aber allezeit fröhlich, als die Armen aber die doch Viele reich machen, als die Nichts inne haben und doch Alles haben! Amen.

Inhalt.

Gedruckt bei Albert Rosbach in Königsberg.

Rupp, Julius,

Von der Freiheit ein Zeugniß für das Evangelium, vom Standpunkte des protestantischen Dissidententhums ; Vorträge, gehalten vor der Dissidenten-Gemeinde in Königsberg
Bd.: 2

Königsberg (1856)